
Artur Landsberger
Bei feinen Leuten
Satiren aus der Gesellschaft
München
Bei Georg Müller

Artur Landsberger / Bei feinen Leuten

Umschlagzeichnung und 13 Bildbeigaben von

Lutz Ehrenberger

Dreiundzwanzigste Auflage

Artur Landsberger

Bei feinen Leuten

Satiren aus der Gesellschaft



München 1918 bei Georg Müller

Inhaltsverzeichnis

Aus guter Familie

Ach ja, ärmlich sah es bei Weißes aus. Das sogenannte Wohnzimmer verriet deutlich, daß es das einzige war. Und es ließ Schlüsse auf die übrigen Räume und auf die Verhältnisse der Bewohner zu, die besagten, daß beide alles andere als glänzend waren.

Und doch sah man es der jungen Frau Weiße an, daß sie in anderer Sphäre groß geworden war. Und wenn wirklich Not in diesem Hause herrschte, so hatte die Sorge jedenfalls noch keine Furchen in dies feine Gesicht gegraben, aus dem neben einem festen Willen Selbstbewußtsein und Ruhe sprach. Da war vor allem der leichte, federnde Gang, den jede Frau verliert, wenn Not das Gemüt drückt. Da war die schmale, weiße Hand, die man sich wohl vorstellen konnte, wie sie sich an weiche Schweden schmiegte oder über den Saffianeinband kostbarer Bücher strich, der man es aber ansah, daß sie nie schwere Arbeit getan hatte.

Frau Suse hatte sich ihr Glück selbst gezimmert. Ein Glück, das die feine Familie als Glück nicht gelten ließ und anfangs, als sie es noch nicht für ernst nahm, geschmacklos schalt, später, als es sich beständig zeigte, auf Entartung zurückführte, um es schließlich, als es die Form der Ehe annahm, eine Katastrophe zu nennen.

Suse, die elternlos war und bei ihren feinen Verwandten aufwuchs, schlug alle Partien aus, die Onkel und Tanten mit Rücksicht auf ihre Vermögenslosigkeit in Vorschlag brachten, und deren Quintessenz ohne Rücksicht auf Sympathie immer nur die Versorgung war. „Den Luxus," sagten sie, „die Frage von anderen als rein praktischen Gesichtspunkten aus zu betrachten, kannst du dir nicht gestatten."

Suse war anderer Ansicht und schenkte ihre Hand einem armen Künstler, an den sie ihr Herz verloren hatte.

„Renn in dein Unglück," hatte die Tante gesagt. „Aber laß dir gesagt sein, daß du von der Stunde an, wo du die Frau dieses Pianisten bist" – und sie zog das Wort „Pianisten" in die Breite, als wenn es etwas unendlich Verächtliches wäre – „für uns aufgehört hast, zu existieren."

Und der reiche Onkel hatte sie über seine Brillengläser hinweg schief angesehen und hinzugefügt:

„Wir hatten dir eine Mitgift zugedacht. Aber wir denken nicht daran, sie diesem Hungerleider in den Rachen zu werfen, damit er sich satt ißt."

Suse empfand alles das wohl als Kränkung, aber an ihren Entschlüssen vermochte es nichts zu ändern. Sie heiratete Artur und trennte sich von der Familie, an die sie sich auch nicht wandte, als ihr Mann ein paar Jahre später erkrankte und beide durch den Ausfall der Konzerte und des Unterrichts Not litten.

Freilich, wie schlecht es um Artur stand, wußte sie nicht. Der Arzt, der sie von klein an kannte und trotz dem Boykott der Familie zu ihr kam, verschwieg es ihr solange wie möglich. Als aber das Leben des Kranken seiner Kunst entrückt war und er sich sagte, daß es nun in Gottes Hand lag, ein Wunder zu tun, hielt er es für seine Pflicht, zu reden und zu handeln.

Er legte seinen Arm um Suse und führte sie aus dem Zimmer des Kranken. Dann setzten sich beide, er nahm ihre Hand und sagte:

„Sie sind eine tapfere Frau ..."

Weiter kam er nicht. Sie sah ihn an und erriet seine Gedanken. Sie senkte den Kopf und sagte:

„Sie haben keine Hoffnung mehr.“

„Man muß bis zum letzten Augenblick Hoffnung haben. Nur soll das Schicksal einen vorbereitet finden.“

Suse wußte nun, woran sie war.

Und wenn der Arzt ihr jetzt zusprach und sie erinnerte, wie mutig sie seiner Zeit ihren Gewohnheiten entsagt, auf allen Luxus verzichtet und ihren Willen gegen den Widerspruch der Familie durchgesetzt hätte, daß sie auch dies nun, komme es, wie es wolle, ertragen müsse — da wußte sie, daß sie nichts mehr zu hoffen hatte.

Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen und fragte:

„Wird er noch viel leiden müssen?“

Der Arzt schüttelte den Kopf und sagte:

„Kaum.“

Da atmete sie auf und sagte:

„Gott sei Dank!“

„Aber Sie müssen jetzt an sich denken, Frau Suse!“

Sie sah ihn verständnislos an.

„An mich?“ fragte sie.

„Wie viel Nächte lang sind Sie jetzt nicht aus den Kleidern gekommen?“

„Ich habe sie nicht gezählt.“

„Sie haben doch da so eine Art Stütze oder was es ist. Lassen Sie die heute Nacht . . .“

Sie sah ihn so entgeistert an, daß er nicht zu Ende sprach.

„Von mir wollen wir nicht sprechen,“ sagte sie. „Ich bin gesund — leider!“

„Danken Sie Gott, daß Sie es sind! Aber ich habe

Sorge, daß Sie es nicht mehr lange bleiben, wenn das so weiter geht. Sie richten sich zugrunde, ohne ihm zu helfen."

„Für wen soll ich weiterleben, wenn ich ihn verliere?"

„So fühlt jeder, wenn ein geliebter Mensch ihm stirbt. Im ersten Schmerz glaubt jeder, er werde es nicht verwinden. Aber die Natur hat vorgesorgt. Die Zeit heilt jeden, auch den tiefsten Schmerz."

Suse hörte kaum, was er sagte. Ihre Gedanken waren bei dem Kranken.

„Sie sind jung und haben Ihr Leben noch vor sich," sagte der Arzt. „Ich habe es daher für meine Pflicht gehalten, auch das Schlimmste ins Auge zu fassen und dafür zu sorgen, daß Sie im Falle einer Katastrophe nicht allein dastehn. Ihre Familie, die stets nur Ihr Bestes wollte, wird sich Ihrer annehmen."

„Was?" fuhr Suse empört auf, „es ist Ihnen doch nicht etwa eingefallen . . .?"

„Doch, Frau Suse! Ich habe es für meine Pflicht gehalten, Ihre Familie darüber aufzuklären, wie die Dinge hier leider stehen."

„Das hätten Sie bleiben lassen sollen."

„Man ist durchaus geneigt, Ihnen zu helfen."

Frau Suse richtete sich auf und sagte stolz:

„Ich verzichte! Man hat sich zu Lebzeiten meines Mannes nicht um mich gekümmert. Jetzt danke ich für ihre Unterstützung. Ich helfe mir selbst."

„Was wollen Sie anfangen?"

Frau Suse sah ihn streng an:

„Ist es jetzt Zeit an mich zu denken?" fragte sie. „Ich denke, wir haben jetzt andere Pflichten."

„Wir tun, was in unsern Kräften steht.“

„Es ist nicht mehr als unsere Pflicht. — Und ich bitte Sie nun in aller Form, Herr Doktor, diesen Schritt, den Sie nie ohne meine Zustimmung hätten tun dürfen, rückgängig zu machen und meiner Familie zu sagen, daß ich auf ihre Teilnahme verzichte.“

„Glauben Sie mir, Sie tun Ihrer Familie unrecht.“

„Sie erlauben mir, daß ich darüber meine eigenen Gedanken habe.“

„Ihre Familie meint es in ihrer Art gut mit Ihnen.“

„Es tut mir leid, daß ich für diese Art kein Verständnis habe.“

„Sie sollten versuchen . . .“

„Ich bitte Sie, Herr Doktor,“ unterbrach ihn Suse, „sparen Sie die Mühe. Es geht mir gegen das Gefühl, in dieser Stunde über mich zu sprechen. Auch ist mein Standpunkt, zu dem ich mich schwer genug durchgerungen habe, unerschütterlich.“

„Verschließen Sie sich nicht durch Ihren Starrsinn für alle Zeiten die Möglichkeit einer Rückkehr. Sie werden mit der Zeit ruhiger werden und anders denken.“

„Gut, daß Sie mich an diese Möglichkeit mahnen! Ich müßte mich verachten, wenn ich je anders denken sollte. Und nur der Gefahr zu entgehen, verlange ich von Ihnen, daß Sie zu meiner Familie gehen und ihr sagen, daß ich, wenn es denn wirklich dazu kommen soll, allein zu bleiben wünsche.“

Der Arzt schüttelte den Kopf und sagte:

„Wie kann man nur so trotzig sein.“

„Wenn Sie Gefühl für das hätten, was ich durchgemacht habe, würden Sie mich nicht trotzig nennen. Aber

Sie leben in einer anderen Welt. Darum muß es Ihnen genügen, wenn ich Ihnen sage: ich will allein sein! Wenn meine Familie, solange mein Mann am Leben ist, den Weg zu mir nicht findet – nachher, da setz' ich sie vor die Tür!"

Suse zitterte am ganzen Körper.

„Es wäre ja möglich, daß sie vorher . . ."

„Da kennen Sie sie schlecht. – Im übrigen, es ist nun genug! Sie haben Ihre Kranken und ich den Meinen."

Sie verbeugte sich kurz und verschwand durch die Tür, durch die sie vor wenigen Minuten mit ihm getreten war.

Der Arzt, der diese Art der Behandlung nicht gewöhnt war, stand erst eine Weile verdutzt und sah ihr nach, dann schüttelte er den Kopf und sagte vor sich hin:

„Unbegreiflich! Sie hatte doch eine gute Erziehung." Und weiter dachte er, sprach es aber nicht aus: Freilich, in dem Milieu, da ist es kein Wunder.

Dann stäubte er mit den spitzen Fingern seinen Rock ab, nahm behutsam den Zylinder vom Riegel und gab sich Mühe, dabei nicht Weißes Hut, der schlicht und bescheiden daneben hing, zu berühren. Er warf schnell noch einen Blick zur Tür, da er durchaus nicht fassen konnte, daß Frau Suse ihn ohne ein Wort des Dankes gehen ließ, und verschwand dann ohne jeden weiteren Gedanken für den Kranken.

Amalie, die Stütze, die treue Seele, die für wenig Geld aber gute Behandlung bei Weißes diente, kam mit verweinten Augen schwer und breit aus Weißes Zimmer. Sie trocknete erst mit der blauen Schürze die Tränen, die ihr in den roten Augen standen, sah sich um, suchte den Arzt, schob sich zum Kleiderhaken, sah, daß der Zylinder fort

war und stampfte in beschleunigtem Tempo aus dem Zimmer.

Sie ließ die Flurtür offen, beugte sich über das hohe Treppengeländer und rief alarmierend:

„Herr Doktor! Herr Doktor!“

„Was ist denn?“ klang es unfreundlich aus der Tiefe.

„Herjott, nu is er schon unten,“ sagte sie vor sich hin und rief dann wieder aus Leibeskräften: „Ich soll Ihnen ja in' Überzieher helfen.“

„Nicht mehr nötig!“ klang es zurück.

„Wann kommen Sie denn wieder?“

„Um acht Uhr,“ rief der Arzt, ohne stehen zu bleiben oder sich auch nur umzusehen.

Amalie schüttelte den Kopf und troddelte in die Wohnstube zurück:

„Wenn's dann man nich schon zu spät ist,“ sagte sie halblaut, zog die Vorhänge vor die Fenster, zündete die Lampe an, öffnete behutsam die Tür zu Weißes Zimmer und verschwand.

Nach einer Weile drückte von außen jemand die Klinke der Flurtür herunter. Sacht glitt die Tür ins Zimmer, auf der Klinke lag die fein behandschuhte Hand eines Mannes. Ein Schatten fiel auf die hölzerne Diele, dann sah man einen Arm, dem ein Kopf folgte, der Kopf eines Mannes, der ernst, würdevoll, mit weißem Spitzbart, einen goldenen Kneifer auf der breiten Nase und einen fein gebügelten Zylinder auf dem Kopfe ins Zimmer sah. Er streckte den Hals wie ein Schwan nach vorn, ließ die Klinke los, trat einen Schritt ins Zimmer, blieb dann stehen, sah sich nach rechts, nach links um, drehte sich auf dem Absatz, gab zur Tür hin ein Zeichen, auf das hin zwei elegant gekleidete

ältere Damen und ein Herr, der, wenn möglich, noch würdiger als der Erste war, ins Zimmer schwebten. Sie setzten die Füße kaum auf und blieben dann in gleicher Entfernung hintereinander wie festgewurzelt stehen.

Sie hielten ängstlich Abstand von jedem Stück Möbel, als scheuten sie die Berührung, und sahen mit spitzen Nasen zur Decke, zu den Wänden, zu den Schränken, Tischen und Stühlen.

Die erste Dame schnüffelte und sagte:

„Sonderbar riecht das bei solchen Leuten."

Dann hielt sie den Atem an.

Jetzt schnüffelten auch die Herren, und die andere Dame führte ihr Spitzentuch vor die Nase und sagte:

„Man lüftet nicht, wenn man an Heizung spart."

„Wollen wir uns nicht setzen?" fragte der Eine.

Sie schüttelten alle drei die Köpfe und sagten:

„Nein."

Aber sie waren sich stillschweigend einig: etwas mußte geschehen.

Da senkte die Dame, die ihr Taschentuch schon in der Hand hatte, den Kopf, holte erst ein paar Male tief Atem und fing dann laut an, zu schluchzen.

Der Herr vor ihr drehte sich um und sagte:

„Ich bitt' dich, Ida, du hast den Mann ja gar nicht gekannt."

Die erste Dame nickte und sagte:

„Und dann lebt er ja noch."

Auch der andere Herr stimmte bei und meinte:

„Das hat man in diesem Falle wirklich nicht nötig," worauf die erste Dame ergänzend sagte:

„Wenigstens nicht, solange wir unter uns sind."

Aber die Dame war nun einmal im Schluchzen. Und da der Herr vorn sagte:

„Es schickt sich nicht einmal",

sie aber ihre Tränen nicht zum Stehen bringen konnte, so klagte sie laut:

„Das ist es ja garnicht!"

„Was denn?" fragten die Andern.

„Ich weine ja aus Schmerz, daß unsere Nichte Suse in einem solchen Milieu lebt."

Da nickte der eine Herr mit dem Kopf und sagte:

„Wenn man bedenkt, wie sie es von uns her gewöhnt war!"

„Also, was soll geschehen?"

„Ich meine," erwiderte Ida — „wir sollten versuchen, sie wieder zu uns emporzuziehen."

Die andre stutzte und fragte:

„Aber doch erst nach Eintritt der Katastrophe."

Worauf alle drei sie beruhigten und wie aus einem Munde sagten:

„Selbstverständlich."

„Schließlich ist sie unseres Bruders Kind," sagte der vordere Herr zu der hinteren Dame. Und die, grade im Begriff, ihrem Tränenstrom Einhalt zu gebieten, sah sich genötigt, von neuem einzusetzen:

„Wenn das unser Bruder Bernhard noch erlebt hätte!" rief sie schluchzend.

Der Herr erwiderte:

„Wie gut, daß es ihm erspart geblieben ist."

Da seufzte auch die vordere Dame und sagte:

„Nun lastet alles auf uns."

„Wir werden ihr, sobald hier alles vorbei ist, eine Gou-

vernante mieten und sie ein paar Monate lang auf Reisen schicken, damit sie sich erst mal wieder an unsere gesellschaftliche Atmosphäre gewöhnt."

„Und den Armeleutegeruch los wird," ergänzte Ida.

„So was geht schwer heraus," meinte Emil, „wenn es erst einmal in einem drin sitzt."

Bob nickte, schnüffelte im Zimmer umher und sagte:

„Und trotzdem wollen wir das Rettungswerk an seinem Kinde vollziehen."

Sie setzten feierliche Mienen auf und gelobten es sich in die Hände.

Nach einer Weile sagte die Dame, die so viel geweint hatte:

„Ich glaube doch, ich werde mich setzen müssen."

Die andern sahen zu den Sesseln, verzogen die Gesichter und erwiderten:

„Wenn du meinst."

Die Herren zogen ein paar schmächtige Rohrstühle an den Tisch, die Damen fuhren mit ihren Spitzentüchern über Sitz und Lehne, obschon die peinlich sauber waren. Dann setzten sich alle gleichzeitig auf die äußersten Ränder der Stühle, so daß es den Eindruck machte, als wenn sie in der Luft schwebten und jeden Augenblick nach vorn überkippen würden.

„Hier kann doch niemand herein sehen?" fragte Ida und wies auf das Fenster, das gegenüber lag.

„Das ist kaum möglich," sagte ihr Mann, stand auf, ging behutsam zum Fenster, schloß es und meinte: „Trotzdem, man kann in solchen Situationen garnicht vorsichtig genug sein."

Plötzlich wandten sich alle Köpfe wie auf ein Zeichen

zur Flurtür. Draußen knarrten die Stufen der Holztreppe laut unter schweren Tritten.

„Das fehlte uns," sagte Emil.

„Was?" fragten die andern.

„Daß jemand uns hier sähe."

Die Schritte wurden lauter, kamen näher.

„Es sind mehrere," sagte Emil.

„Am Ende . . ." platzte der andere heraus, besann sich und brach ab.

„Was meinst du, Bob?" fragte seine Frau; das Gleiche fragten die Blicke der beiden andern.

„Den breiten, schweren Schritten nach," begann Bob wieder — „aber das ist ja Unsinn: er lebt ja noch."

„Ach so," erwiderte Emil, „du meinst, daß man ihn holen kommt."

Sie zogen die Tücher heraus und weinten.

„Unsinn!" schalt sie Bob. „Ihr wißt ja garnicht. So wartet doch ab."

Die Tür ging auf, und wie Schatten huschten nach einander in ärmlicher Kleidung, scheu und abgerissen, ein paar Frauen und Männer in die Stube. Als sie Bob und Emil und deren Damen in reichen Pelzen, würdevoll um den Tisch herum sitzen sahen, prallten sie zurück und drückten sich an die gegenüberliegende Wand. Da ballten sie sich zu einem Knäuel zusammen, krochen förmlich ineinander hinein, tuschelten miteinander, wandten sich dann dem Tisch mit den feinen Leuten zu und verbeugten sich. Ja, einer von ihnen, den eine hagere, abgehärmte Frau fortgesetzt anstieß, trat sogar einen Schritt vor und stotterte:

„Entschuldigen Sie, wir sind nämlich seine Familie."

„Anjenehm," sagte Bob, und Emil flüsterte den Damen zu:

„Ich dacht' es mir."

„Wie verhält man sich da?" fragte Bobs Frau, und ihre Schwägerin erwiderte:

„Garnicht! — Man ignoriert."

Die ärmlichen Verwandten spürten den Abfall, krochen wieder in einander hinein und tuschelten. Auch die Feinen am Tisch rückten die Stühle näher aneinander, und Bob sagte:

„Sehr unangenehm."

„Wenn man den Leuten anderswo wieder begegnet . . ." sagte Bobs Frau, und ihr Mann führte den Satz zu Ende und sagte:

„. . . kennt man sie nicht." —

Die an der Wand machten besorgte Gesichter und sahen bekümmert zur Tür, hinter der Weiße litt.

„Am Ende bringt ihn der Arzt doch noch durch," sagte eine alte Frau mit weißem Haar und drückte einem abgehärmten Greise, der neben ihr stand und ihr Mann zu sein schien, die Hand.

„Gott geb's!" sagte der und schüttelte den Kopf. „Die arme Suse! Was macht sie alles durch mit unserem Jungen."

„War er nicht gut zu ihr?" erwiderte die Alte. „Tat er nicht, was er ihr an den Augen absehen konnte?"

Der Alte drückte sich eine Träne aus dem Auge, nickte mit dem Kopf und sagte:

„Wie die Turteltauben haben sie gelebt."

„Und werden sie weiterleben," ermutigte die Alte.

Aber die Verzweiflung in seinem Gesicht sagte, daß er nicht daran glaubte.

„Der arme Junge," sagte die weiße Frau mehr vor sich hin, und der Alte kehrte ihr den Rücken, weil er weinte und sie es nicht sehen sollte.

Die Flurtür schob sich wieder ins Zimmer, und herein wippte ein junger Geck, groß, schlank, in Trauer, mit hohem Hut, schwarzen Handschuhen und einem großen Kranz über dem Arm.

Er ging auf die feine Gesellschaft links zu, beugte als Gruß den Kopf ein wenig nach vorn und sagte leise:

„Tag!"

Die vier Feinen schüttelten den Kopf und sagten nichts.

Der Geck fragte:

„Was is?"

„Voreilig wie immer," sagte Ida.

Bob stand auf und trat vor den Geck, damit die drüben den Kranz nicht sehen sollten. Dann flüsterte er ihm zu:

„Er lebt ja noch."

Der Geck veränderte keine Miene, schob vorsichtig den Kranz hinter die Lehne eines Sessels, so daß nur ein paar Blumen und das Ende der Schleife hervorsahen und sagte:

„Ja, zu was sind wir dann hier?"

Bob erwiderte:

„Wir erwarten es jeden Augenblick."

Der Geck setzte sich und sagte befriedigt:

„Na also."

„Immerhin," meinte Bobs Frau, die seine Mutter war, „man hätte warten können."

Der Geck schob den Kranz unter einen Stuhl, nestelte daran herum und dachte: Er hält sich.

„Zieh die schwarzen Handschuhe aus," sagte Bob.

Der Geck besah seine Hände und zog bedächtig die schwarzen Glacés ab; dann hauchte er die Fingernägel an und rieb sie an die Handflächen.

„Laß das!" sagte seine Mutter.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, die in Weißes Krankenzimmer führte. Alle wandten die Köpfe und standen auf. Die beiden Damen zogen ihre Spitzentücher aus den goldenen Taschen. Emil trat einen Schritt vor.

Aber es kam nicht Suse, die sie erwartet hatten, sondern die Wärterin, Tränen in den Augen.

Emil trat wieder einen Schritt zurück.

„Es scheint aus zu sein," flüsterte Bob.

Der Geck bückte sich und zog an dem Kranz.

Die einfachen Leute dachten jetzt nicht an die andern; sie bestürmten die Frau und fragten nach dem Kranken.

Die schluchzte laut auf und sagte:

„Es ist keine Hoffnung mehr."

Die weiße Frau drückte den Alten an sich. Der starrte sie an, hob langsam den Arm und wies auf die Tür.

„Es darf niemand zu ihm," sagte die Wärterin.

Mühsam beugte der Alte den Arm und wies auf sich:

„Auch ich nicht?"

„Nein!" erwiderte sie.

Hand in Hand schlürften die beiden Alten zur Wand und setzten sich auf ein altes Sofa; Hand in Hand saßen sie da und sagten nichts.

Der Geck wandte den Kopf und sah sie an.

Bob zog die Stirn in Falten und sagte flüsternd zu seiner Familie:

„Wenn es so steht, könnte man mit Rücksicht auf Suse ein Übriges tun?“

„Was?“ fragten die andern.

Bob wies auf die Leute an der Wand und sagte:

„Für ein paar Augenblicke eine Verbindung mit ihnen herstellen.“

Die Damen nickten.

Bob trat an die andern heran. Er bewegte den Kopf und sagte:

„Sie gestatten.“

Die wandten sich zu ihm um.

„Geheimrat v. Kolb,“ sagte er leise.

Sie sahen ihn an. Er machte eine kurze Bewegung zu einer der Damen und sagte:

„Meine Frau.“

Dann sagte er weiter:

„Herr und Frau Geheimrat Stock, Herr v. Kolb, Regierungsreferendar, mein Sohn.“

Die an der Wand waren verblüfft. Sie sagten nichts, machten nur eine eckige Bewegung und sperrten die Münder auf. Nur ein blasser, junger Mann, der schon zuvor wiederholt verstohlen zu dem Geck hinübergeschielt und sich dann regelmäßig den viel zu engen und viel zu kurzen Rock zurechtgeschoben hatte, verbeugte sich förmlich und sagte: „Gehr, Franz Gehr, Kontorist.“

Bob, der noch einen Schritt näher an die Leute herangetreten war, sagte:

„Uns führt ja wohl die gleiche Ursache hier zusammen.“

Er sprach so laut, daß die beiden Alten ängstlich zur Tür sahen, hinter der ihr Sohn lag.

Die andern sahen ihn an und nickten, und Franz Gehr,

der Kontorist, machte sogar den Mund auf und erwiderte:

„Ja!"

„Wir hatten zwar keine Gelegenheit," fuhr Bob fort, „dem Kranken zu seinen Lebzeiten näher zu treten . . ."

Wieder nickten die andern. Und die Damen, Emil und der Geck traten näher an Bob heran. — „Aber wir bedauern aufrichtig . . . denn, wenn man sich auch nicht kannte, schließlich wußte man doch, wer man war."

Seine Verwandten nickten zustimmend und fanden, daß seine Worte der Situation angemessen waren. Aber die andern verstanden nicht recht, was er eigentlich wollte.

Es entstand eine Pause, die peinlich war. Und die Situation wurde dadurch nicht besser, daß Emils Frau, nur um etwas zu sagen, erklärte:

„Es ist ja immer eine traurige Sache das Sterben — überhaupt, wenn es jemanden trifft, der einem nahe stand."

Die Frau von Bob, die auch etwas sagen wollte, der aber nichts einfiel, führte ihr Spitzentuch vor die Augen und weinte.

Ihr Mann stieß sie an und flüsterte ihr zu:

„Laß das! — Uns stand er nicht nahe." — Dann wandte er sich an die andern und sagte:

„Er war ja wohl nicht unbegabt und ganz tüchtig in seinem Fache."

Da hob die weiße Frau, die noch immer Hand in Hand mit dem Alten auf dem Sofa saß, das vergrämte Gesicht, sah ihm fest in die Augen und sagte:

„Was wissen denn Sie, mein Herr, von meinem Sohne?"

Herr Emil schloß unwillkürlich die Augen und wich einen Schritt zurück. Aber jetzt sah auch der Alte auf und sagte:

„So ein Talent und so ein Fleiß und so eine Gesinnung, wie das mein Sohn hat, da können Sie lange suchen, bis daß Sie das wiederfinden.“

Und eine alte Frau, die neben dem Alten stand und schon während er das alles sagte, lebhaft mit dem Kopfe nickte, beteuerte:

„Überhaupt: Das ist ein Mann! Bei dem, da hat eine Frau den Himmel auf Erden!“

„Das hat sie,“ bestätigte eine dritte.

Die geheimrätlichen Familien, die längst die Annäherung bereuten, taten überrascht und Emil sagte:

„Das wußten wir garnicht.“

„Davon hatten wir bis heute ja keine Ahnung,“ bestätigte Bob, und seine Frau schüttelte den Kopf und meinte:

„Wie schade, daß man das erst heute erfährt.“

„Da hätte man ihn ja ruhig in die Familie aufnehmen können.“

„Aber wer konnte das wissen?“

„Wir würden uns ja gern ihm gegenüber berichtigen.“

„Jedenfalls werden wir an Suse alles gut machen.“

Da hob die weiße Frau noch einmal den Kopf, sah sie noch einmal aus ihren vergrämten Augen an und sagte:

„Dann wird es dazu wohl zu spät sein.“

In diesem Augenblick kam Suse aus dem Zimmer ihres Mannes. Beide Parteien standen jetzt beieinander.

„Ihr?“ sagte sie erstaunt, und sah fragend zu ihren Verwandten auf.

Geheimrat Bob trat auf sie zu und reichte ihr die Hand.

„Liebe Suse,“ sagte er feierlich. „Wir sind gekommen, um dir in deiner Lage eine Stütze zu sein. Du hast jetzt

Menschen nötig, die dir zur Seite stehen. Wenn aber jemand mit dir fühlt, so ist es deine Familie."

„Ihr?" fragte sie und fuhr sich, als wenn sie sich erst zurechtfinden müsse, mit der Hand über die Stirn.

„Ja wir," bestätigte Emil. „Denn wir haben bis heute ja nicht gewußt, was für einen braven, guten und tüchtigen Mann du hast."

Einen Augenblick lang schien es, als wenn Suse ihren Kummer vergäße; sie sah stolz zu ihrem Onkel auf und sagte:

„Ja! Das alles ist er!" — Aber gleich darauf ließ sie auch schon den Kopf sinken und sagte resigniert:

„Warum jetzt?"

„Wie meinst du das?" fragte Bob.

„Wo es doch zu spät ist," erwiderte Suse.

„Ja, wie konnten wir wissen?" sagte die Tante, und Bob beteuerte:

„Nicht eine Ahnung hatten wir."

„Ich habe euch geschrieben."

Die feine Verwandtschaft war verlegen.

„Meine Briefe kamen uneröffnet zurück."

„Gewiß! Wir hätten uns die Mühe geben sollen, zu prüfen," sagte Bob, und seine Frau meinte:

„Es kam so viel zusammen damals."

„Inzwischen aber habt ihr bewiesen," sagte Ida und gab sich Mühe, feierlich zu scheinen — „daß Verlaß auf euch ist. Ihr habt euch bewährt, und wir müßten kein verwandtschaftliches Gefühl haben, wenn wir uns darüber nicht freuen sollten."

Diese Worte machten auf alle einen guten Eindruck. Auch Suse taten sie wohl, obschon sie immer wieder dachte: es kommt zu spät.

„Und darum", fuhr Emil fort und streckte Suse die Hand hin, „wollen wir von heute ab dich und deinen Mann als zu uns gehörig in unsere Familie aufnehmen und alles tun, um ihn und dich vergessen zu machen, daß wir uns Jahre hindurch fremd gegenüberstanden."

Während er das sagte, drückte er ihr kräftig die Hand; und der Reihe nach taten es die beiden Damen, Bob und der junge Geck; und alle gaben sich Mühe, in ihren Gesichtsausdruck Teilnahme und Rührung zu legen.

In Suse aber, die zerschlagen und kaum fähig war, zu denken, rührte sich nichts. Sie erwiderte kaum den Druck der Hände; sie war mit ihren Gedanken bei ihrem Manne.

Die Tür ging auf. Der Arzt kam aus dem Krankenzimmer.

In höchster Spannung waren aller Blicke auf ihn gerichtet. Die Frage, die allen auf der Zunge lag, wagte keiner zu stellen.

Der Arzt tat einen Schritt auf Suse zu. Er sah sie fest an, nahm ihre Hand und sagte:

„Die Krise ist überwunden. Vier Wochen, und er ist wieder der Alte."

Suse vergaß alles um sich herum und stürzte mit einem Freudenschrei aus dem Zimmer.

Der Alte warf sich der Frau mit dem weißen, gescheitelten Haar an den Hals und schluchzte laut:

„Unser Junge!"

Die einfachen Leute standen mit glänzenden Augen um die beiden herum, nickten ihnen zu und sagten:

„Das ist einmal ein Glück."

„Da fängt man wieder an, zu glauben."

„Nun wird alles gut."

Sie drückten der Reihe nach den beiden Alten die Hände. Der Alte strahlte über das ganze Gesicht und sagte:

„Ja, ja, die Suse! Wenn jemand einen so lieb hat, da stirbt's sich nicht so leicht."

Und das Aussehen dieser Leute hatte die Freude sichtlich verändert. Wenn sie bisher in der Not ihres Herzens klein und kümmerlich schienen und durch den Schmerz, der sie einte, einander ähnelten, daß man auf hundert Schritte erkannte, sie gehörten zusammen, so gewann nun jeder sein besonderes Aussehen wieder. Sie waren nun, da die große Angst von ihnen genommen, freier und bewußter, drückten sich nicht mehr an den Wänden, reckten sich, wuchsen empor und fühlten sich nicht mehr wie bisher Suses feinen Verwandten gegenüber beengt und bedrückt.

Aber auch bei den andern vollzog sich jetzt eine Wandlung. Sie rückten sich zurecht und wurden steif, als wenn man sie in einen Schraubstock spannte. Und auf aller Gesichter stand für jeden, der lesen konnte, geschrieben: ein netter Reinfall.

„Das hat man nun von seiner Güte," ergänzte die Tante.

„Was tun wir jetzt?" fragte Bob.

Sie standen da mit verkniffenen Gesichtern und wußten sich keinen Rat.

„Schade um Suse," dachte Bobs Frau, und ihre Schwägerin, die wieder Farbe bekam und deren Stirn sich wieder glättete, dachte:

„Ganz gut. Man hätte am Ende nur Scherereien gehabt."

Der junge Geck schob die schwarzen Handschuhe tief in den Hosenboden und verdeckte den Kranz, der noch immer

unter seinem Stuhl lag, mit dem herabhängenden Ende der Tischdecke.

Da wirbelte Suse mit vor Freude roten Wangen ins Zimmer, warf sich dem steifen Emil in die Arme und rief froh aus vollem Herzen:

„Onkel!"

Emil stand wie eine Fahnenstange, hob wohl die Arme, schloß sie aber nicht. Und da er fühlte, daß er etwas sagen mußte, so bewegte er den Kopf ein wenig und sagte:

„Gewiß!" – Und nach einer Weile, während der Suse noch immer an seinem Halse lag und vor Freude laut schluchzte, fuhr er fort: „Das kam ja wohl allen unerwartet."

„Du hattest allein den Glauben!" sagte Suse zärtlich.

„Ich?" fragte Emil.

„Ja! Du sagtest ja, du wolltest ihn und mich von heute ab als zur Familie gehörig wieder bei euch aufnehmen."

Emil erwiderte nichts.

„Ich habe es ihm erzählt!" fuhr Suse fort, die in ihrer Freude garnicht die veränderte Stimmung merkte. „Er wollte es erst garnicht glauben." – Sie nahm ihn fast übermütig bei der Hand und sagte: „Nun aber komm und sage es ihm selbst."

Onkel Emil stand wie eine Mauer. Zum Überfluß nahm ihn seine Frau noch bei der Hand und hielt ihn fest.

„Nun?" fragte Suse erstaunt und sah jetzt erst die kalten und verlegenen Gesichter.

„Das muß doch nicht gleich sein," sagte Emil, und seine Frau meinte:

„So etwas überstürzt man doch nicht."

„Das will doch überlegt sein," sagte Bob.

„Ich meine auch," trat seine Frau ihm bei, und Emil, dessen Hand Suse noch immer hielt, sagte:

„Nun, wo wir doch unseren guten Willen gezeigt haben."

Da ließ Suse langsam Emils Hand los, sah ganz entsetzt erst ihn, dann der Reihe nach die andern an, sperrte Mund und Augen weit auf, wie ein Blitz kam ihr die Erleuchtung, und sie rief laut:

„Ach so!"

Die Herren senkten den Kopf ein wenig; die Damen schlossen die Augen. Und Suse fuhr mit lauter Stimme fort:

„Ich verstehe!"

Dann empfand sie einen üblen Geschmack auf der Zunge und ihr Gesicht bekam einen unendlich verächtlichen Ausdruck.

Emil machte eine halbe Wendung zur Tür. Die andern folgten dem Beispiel. Der Geck zog behutsam den Kranz unter dem Stuhl hervor. Und während sie sich unter Emils Führung langsam zur Tür schoben, ballte die alte Frau mit dem weißen Haar die Faust und sagte:

„Bande!"

Da stutzten sie, blieben stehen, sahen die Alte von der Seite an, zogen die Schultern hoch, sagten verächtlich: „Pe!" — und setzten sich wieder in Bewegung.

Der Alte aber trat dicht an Suse heran. Er nahm ihre Hand, wies zur Tür und fragte gütig:

„Kränkt's dich?"

„Die mich?" erwiderte Suse und schüttelte den Kopf.

Da öffnete sich die gegenüberliegende Tür. Der Geck ging eben, den Kranz im Arm, als Letzter zur Tür hinaus. Ein Teil des Kranzes war noch im Zimmer.

Über die Schwelle trat der Kranke. Bleich und schwach; aber mit dem Glanz des Genesenden im Auge.

Suse wandte sich um. Ihr Gesicht verklärte sich. Der Kranke breitete die Arme nach ihr aus. Sie warf sich ihm an den Hals und rief:

„Ich bin ja so glücklich!"

Die Braut ohne Vorurteile

„Ist es Fräulein Rosen?“ fragte Frau v. Reinhart den Diener, der mit einem silbernen Tablett in der Hand ins Zimmer trat.

Der Diener warf einen Blick auf die Karte, die auf dem Tablett lag, verbeugte sich und sagte:

„Jawohl, gnädige Frau!“

Er wußte es längst.

„Führen Sie die Dame bitte in den Salon.“

Als der Diener draußen war, wandte sie sich zu ihrem Bruder, der neben ihr saß, und sagte:

„Du kannst dir gar nicht denken, Max, wie schwer mir das fällt!“

„Ich begreif das schon!“ erwiderte der und stand auf, „Immerhin . . .“ er zog die Schultern hoch.

„Was meinst du?“ fragte sie.

„Entweder oder! — Karriere oder Gefühl! Beides geht nicht.“

„Leider!“ seufzte sie.

„Und da du willst, daß er Karriere macht . . .“

„Er selbst will es,“ unterbrach sie ihn.

„Also bleibt keine Wahl, und er muß seine kleine Freundin trotz aller Qualitäten, die man ihr nachrühmt, diesem Fräulein Rosen opfern, von der ihr nicht mehr wißt, als daß sie die einzige Tochter eines zehnfachen Millionärs ist.“

Frau v. Reinhart seufzte, stand auf, gab ihrem Bruder die Hand, und ging in den Salon.

Sie begrüßte Fräulein Rosen, das allerliebst aussah, zurückgelehnt auf einem Sessel saß und in einem Barockspiegel, der ihr gegenüberhing, mit ihren hübschen Beinen kokettierte.

Als Frau v. Reinhart ins Zimmer trat, stand sie auf und ging ihr ein paar Schritte entgegen.

„Guten Tag, mein Fräulein," sagte Frau v. Reinhart freundlich und gab ihr die Hand. „Ich freue mich, daß ich Sie kennen lerne."

Margot war gar nicht verlegen. Sie machte einen tiefen Knicks und küßte Frau v. Reinhart die Hand.

„Oh! Wie artig!" sagte die. — „Bitte, nehmen Sie Platz."

Als sie sich gegenübersaßen, sagte Frau v. Reinhart:

„Sonderbar! Da wohnt man nun jahrelang nebeneinander und kennt sich nicht einmal vom Sehen."

„Wir kennen Sie ganz genau," erwiderte Margot.

„So?" fragte Frau v. Reinhart, „woher denn?"

„Ach schon ewig lange!"

„Nun, gar zu lange kann das bei Ihrer Jugend ja wohl kaum der Fall sein."

„Ich entsinne mich noch genau, als ich vor zwölf Jahren zur Schule kam und einer Freundin wegen in eine Privatschule wollte, daß Mama sagte: ‚Unsinn!' — das ist nämlich ihr zweites Wort — ‚Du gehst in die Charlottenschule! Wie alle jungen Mädchen aus ersten Häusern,' und dann zählte sie eine ganze Reihe von Namen auf, und ich weiß genau, darunter auch Fanny und Elise Reinhart."

„Das sind allerdings meine Töchter. Und Sie kamen in die Charlottenschule?"

„Ja! Das heißt, lange hat das Vergnügen nicht gedauert."

„Wie? Sie sind nicht bis zu Ende dagewesen?"

„I Gott bewahre! In diesen städtischen Schulen ist man ja so gewissenhaft und kleinlich."

„Nach welcher Richtung?“

„Die Leute verlangen, daß man sich an ihre Ferien hält.“

„So?“

„Sie stehen ganz außerhalb der großen Welt und wundern sich, wenn man während der Schulzeit nach Meran oder St. Moritz fährt.“

„Da haben sie auch recht.“

„Aber ich bitt Sie! Dann sollen sie die Ferien anders legen. Sie können doch von einer Familie, die auf sich hält, nicht verlangen, daß sie im Februar statt in St. Moritz in Berlin sitzt.“

„Man hat Ihnen also den Urlaub verweigert?“

„Denken Sie, Frau Geheimrat, die Frechheit! Der Direktor sagte: nein! Obgleich mein Vater persönlich bei ihm antelephonierte.“

„Sehen Sie mal an!“ sagte Frau Geheimrat, und Margot war so im Reden, daß sie die Ironie gar nicht herausspürte.

„Papa war natürlich außer sich und wollte sich beim Minister beschweren. Aber Mama meinte: ‚Unsinn! Was versteht denn so 'n Schulmeister von gesellschaftlichen Dingen!‘ — Unser Hausarzt schrieb ein Attest.“

„Was schrieb er denn da hinein?“

„Irgendwas, was Mama ihm diktierte — jedenfalls, ich bekam den Urlaub.“

„Nun also!“

„Ja, aber dann, zwei Monate später, im April, als wir natürlich nach Meran reisten . . .“

„Aha! Ich kann mir schon denken,“ sagte Frau v. Reinhart, „der Herr Direktor fand das vermutlich ganz und gar nicht natürlich.“

„Richtig!“ rief Margot, „Sie kennen diese Outsider.“

„Wen?“ fragte Frau v. Reinhart.

„Sie interessieren sich nicht für Rennen?“

„Durchaus nicht!“

„Schade!“ sagte Margot, „für mich fehlt einem Sommer ohne die große Woche in Baden-Baden der richtige Abschluß; also Outsider, das ist ein sportlicher Ausdruck und bedeutet so viel wie . . .“

„Danke!“ unterbrach sie Frau v. Reinhart, „wir standen noch bei der Schulbildung, dazu gehört das ja wohl kaum.“

Übermäßig sympathisch ist sie nicht, dachte Margot – und wußte nicht, daß Frau v. Reinhart in diesem Augenblick dasselbe dachte. Es war wohl das einzige Mal, daß beide gleich empfanden.

„Was geschah also im Februar?“ fragte Frau v. Reinhart, der daran lag, das Leben und den Bildungsgang ihrer präsumtiven Schwiegertochter kennen zu lernen.

„Papa nahm mich von der Charlottenschule herunter, und ich kam in eine Privatschule. Na, da konnte ich natürlich machen, was ich wollte. Wenn einem da etwas nicht paßte, drohte man einfach mit Abgang, und der Direktor wickelte einen in Watte.“

„Und was haben Sie da gelernt?“

„Gelernt?“ sie dachte nach, „viel nicht; aber Mama meinte: ‚Unsinn! Du hast es ja Gott sei Dank nicht nötig.‘“

„Und später, nach der Schule, haben Sie da noch irgendwie etwas Ernstes getrieben?“

„Gott ja! So zwischen Sport und Gesellschaften 'n bißchen Literatur, Malerei, Kunstgewerbe, soziale Fürsorge, Pädagogik, Klavier und Gesang.“

„Eines gründlich wäre wahrscheinlich praktischer gewesen."

„Nein! Nein!" widersprach Margot, „dafür bin ich nun gar nicht! Nur nichts gründlich! Zuerst, da interessiert mich alles. Wenn ich mich dann aber damit beschäftigen soll, kaum, daß ich hineinsehe, habe ich auch schon genug. So ist's mir bisher mit allem ergangen, außer mit dem Sport. Na, und dann — aber das wissen Sie wohl?"

„Was?" fragte Frau v. Reinhart.

„Daß ich eine der besten Tänzerinnen von Berlin bin."

„Das wußte ich nicht."

„Richtig, da fällt mir ein!" rief Margot, „als ich vor fünf Jahren Tanzstunde bekommen sollte, da war auch von Ihnen die Rede."

„So?"

„Da ging Mama nämlich alle Familien durch, die uns damals erreichbar waren. Viel waren es nicht, Sie wissen, Papa hat sein großes Vermögen erst in den letzten acht Jahren erworben."

„Das interessiert mich nicht," sagte Frau v. Reinhart, und Margot dachte: so'n Schwindel! Als ob ich sonst hier säße. — Aber sie erinnerte sich ihrer Kinderstube und sprach es nicht aus, sondern sagte:

„Jedenfalls war auch damals von Reinharts die Rede, und ich weiß noch genau, daß Mama ihren Friseur beauftragt hat, doch mal einer gemeinsamen Tanzstunde wegen bei Ihnen anzutippen — o Gott, schon wieder so'n Sportausdruck!" sagte Margot und erschrak.

„Bei ihrem Friseur?" fragte Frau v. Reinhart ganz entsetzt.

„Ja!“ erwiderte sie und war erstaunt, „weshalb denn nicht?“

„Ja, wer ist denn dieser Friseur?“

„Wir haben doch seit Jahren denselben.“

„Soo?“

„Das wußten Sie nicht?“ sagte Margot und dachte: die Frau kann sich aber verstellen.

„Und durch den läßt Ihre Frau Mutter so etwas erledigen? Der vermittelt Ihren Verkehr?“

„Gott, Frau Geheimrat, ohne ihn wüßte man doch überhaupt nicht, was in der Berliner Gesellschaft vorgeht!“

„Und der hat Ihnen erzählt, daß er sich mit mir über Ihre Tanzstunde unterhalten hat?“

„Das weiß ich nicht. Jedenfalls: aus Reinharts wurden Beers; Sie wissen, von Beer und Maß.“

„Ich kenne sie nicht.“

„Da verlieren Sie auch nichts; es ist nämlich nicht viel los mit ihnen. Er ist erst kürzlich Kommerzienrat geworden; soll sonst aber 'n ganz anständiger Mensch sein. — Jedenfalls Verkaufsklasse.“

„Wie?“ fragte Frau v. Reinhart.

Margot erschrak:

„Ach so! Ich bin schon wieder bei meinen Pferden — jedenfalls, ich weiß . . .“

Frau v. Reinhart wurde unruhig — sie brach ab:

„Auf alle Fälle: Sie lernten tanzen; mit wem, das spielt ja wohl keine Rolle.“

„Unsinn!“ platzte Margot heraus — beide erschraken. Margot wurde sogar verlegen.

„Verzeihen Sie bitte,“ sagte sie, „ich habe mir das so von Mama angewöhnt — es ist schrecklich! Ich wollte

sagen: eine Rolle spielt es schon, mit wem man tanzt. Mir zum Beispiel . . ."

„Lassen wir das!" unterbrach Frau v. Reinhart. „Mit dem, was wir zu besprechen haben, hat es jedenfalls nichts zu tun."

Margot widersprach.

„Ich möchte doch aber, daß Sie mich kennen lernen!" sagte sie lebhaft.

„Ich kann mir schon ein Bild machen," erwiderte Frau v. Reinhart.

Margot strahlte.

„Das freut mich," sagte sie, „daß ich Ihnen gefalle. Ich bin im Anfang nämlich immer etwas schüchtern . . ."

Frau v. Reinhart konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„. . . aber das verliert sich. Ich gewinne im näheren Verkehr."

„Das sollte mich freuen!"

„Ganz bestimmt," ereiferte sich Margot, „fragen Sie Bertholds — das sind doch Bekannte von Ihnen — die kennen mich."

„Ich meine," erwiderte Frau v. Reinhart, „wir sollten, statt uns von Bertholds zu unterhalten, doch lieber über Dinge reden, die uns im Augenblick näher liegen."

Margot tat verlegen. Sie sah zur Erde und sagte:

„Gott ja! Ich kenne ja Ihren Sohn."

„Er hat es mir geschrieben."

Margot war erstaunt:

„So? Erinnert er sich meiner? — Ich glaube, wir sind mal irgendwo auf einer Gesellschaft zusammengewesen."

„Ich glaube auch!" sagte Frau v. Reinhart und sah Margot fest in die Augen.

„Wo war es doch gleich?“

Margot dachte nach:

„Ich komme nicht drauf.“

„Sollte es nicht auf einer studentischen Feier gewesen sein?“

Margot besann sich:

„Richtig! – Auf dem Stiftungsfeste des S. C.“

„Stimmt!“ sagte Frau v. Reinhart, „und wenn er sich nicht irrt, dann hat er Sie damals in Ihrem Auto auch nach Hause begleitet.“

„So?“ sagte Margot so ungezwungen, daß man deutlich sah, sie entsann sich nicht. Und Frau v. Reinhart schloß daraus, daß dies zärtliche Renkontre im Automobil, das sie aus einem Briefe ihres Sohnes kannte und das sie so empörte, für Margot durchaus kein ungewöhnliches Erlebnis war. –

„Sie wissen, daß es der Wunsch meines Sohnes – und auch der Ihrer Familie ist, daß Sie und mein Sohn sich näherkommen.“

„Das meine ich auch; wenn wir uns verloben, so müßte er – schon der Leute wegen – wenigstens auf ein paar Tage herüberkommen.“

„Wie . . .?“ Frau v. Reinhart verstand – oder begriff sie nicht.

„Nicht wahr, das meinen Sie auch? Denken Sie Mama ist darin so komisch.“

„Wieso? – Was meint denn die?“

„Sie sagt: Unsinn! Rüberkommen! Als wenn das so'n Katzensprung wäre! Konstantinopel! Ihr wohnt – wenigstens für die Welt – lange genug nebeneinander, um euch zu kennen.“

„Das ist auch eine Auffassung!“ sagte Frau v. Reinhart, und Margot, die den Spott nicht fühlte, erwiderte: „Gewiß! Mama ist überhaupt eine gescheite Frau! Wenn man bedenkt, was wir heute für ein Haus ausmachen! Und wie es noch vor fünf Jahren bei uns aussah! Und Sie dürfen mir glauben, das ist — vom Gelde abgesehen — allein Mamas Verdienst.“

„Ich glaube es!“ sagte Frau v. Reinhart. „Und ich habe auch schon gehört, daß man sich Leute ins Haus lädt, von denen man nichts weiter als den Namen und das Einkommen kennt. In diesem Falle aber, ich meine bei Kurt und Ihnen, wo es sich doch immerhin um etwas mehr als ein Diner, nämlich um eine Ehe, handelt, da scheint mir doch, daß man sich erst etwas näher kennen müßte, ehe man sich verlobt! Sie können ja gar nicht wissen, ob Ihnen mein Sohn gefällt?“

Margot lächelte überlegen; sie öffnete ihre Handtasche, die sie am Arme trug, und entnahm ihr ein kleines Blatt, auf dem ein Bild war.

„Bitte!“ sagte sie und reichte es Frau v. Reinhart. „Kurt gefällt mir ganz ausgezeichnet! Sie kennen das Bild? Es war vorige Woche in ‚Sport im Bild‘. — Schade, wenn wir da schon verlobt gewesen wären, wäre ich mit hineingekommen — oder glauben Sie, daß sich das später noch einmal machen läßt?“

Frau v. Reinhart reagierte nicht.

„Ihre Frau Mutter und Sie wären also bereit, ohne daß Sie mit meinem Sohne auch nur gesprochen haben, die Verlobung zu veröffentlichen?“ fragte sie.

„Gott, wissen Sie, wir sind doch moderne Menschen! Auf das, was wir miteinander zu sprechen haben, werden

wir beide gern verzichten. Ich weiß, was er mir sagen will, und er weiß, daß ich nicht nein sagen werde. Wenn es also Umstände macht, so kann er meinetwegen da unten bleiben."

„Aber zur Hochzeit, nicht wahr, da müßte er sich schon selbst bemühen?"

Margot wußte nicht, ob sie das ernst meinte, oder ob es ein Scherz war, und auf gut Glück sagte sie:

„Natürlich! Das müßte er!" und sie war froh, als Frau v. Reinhart erwiderte:

„Na, dann bin ich beruhigt!"

„Aber," meinte Margot, „über die Hochzeit sprechen Sie wohl besser mit Mama."

Frau v. Reinhart schüttelte den Kopf. Margot sah sie groß an und begriff das nicht.

„Und Sie sind das einzige Kind?" fragte sie Margot.

„Ja! Ich möchte auch gar keine Geschwister haben. Familienanhang ist was Gräßliches."

„Und Ihre Frau Mama ist so ohne weiteres damit einverstanden, daß sie Sie nun an meinen Sohn abtreten soll?"

„Mama ist glücklich!"

„Glücklich ist sie?"

„Sie ist ja so ehrgeizig!"

Sie merkte nicht, wie widerlich Frau v. Reinhart das alles fand, und hörte es auch nicht aus ihrem Ton heraus, als sie jetzt sagte:

„Auf eins möchte ich Sie noch aufmerksam machen."

„Bitte!" sagte Margot.

„Es fällt mir außerordentlich schwer, davon zu sprechen — aber es ist meine Pflicht; nicht Ihnen gegenüber — wenigstens nicht ausschließlich — wenngleich auch Sie es wissen müssen . . ."

„Reden Sie nur ungeniert.“

„Also Kurts Herz ist nicht frei!“

„Was heißt das? — Was bedeutet das?“

„Das heißt, daß er eine andre liebt.“

„Ich verstehe noch immer nicht — hat er eine unglückliche Liebe?“

„Es ist kein Mädchen der Gesellschaft.“

„Ah so! — Also ein Verhältnis!“

Ganz ungeniert sprach sie das aus.

„Ja!“

„Was geht das mich an?“

„Ich weiß nicht! — Ich hatte ja auch nicht die Absicht, es Ihnen zu sagen. Aber während unseres Gespräches hatte ich plötzlich das Gefühl, als wenn das Mädchen ein Recht darauf hätte, daß Sie es erfahren.“

„Ich finde es sehr lustig und modern, daß Sie mir das erzählen. — Nun verraten Sie mir aber auch: wer ist es?“

„Sie verstehen mich falsch! Das Mädchen . . .“

„Nein! nein! Ich verstehe Sie schon! Das arme Ding sitzt jetzt gewiß in irgendeinem Geschäft und plärrt. Oder ist sie gar vom Theater? Das wäre natürlich weit amüsanter. Also bitte, Sie haben mich neugierig gemacht, nun will ich alles wissen.“

„Ich hatte freilich eine andere Wirkung auf Sie erwartet. Jetzt tut es mir leid, daß ich überhaupt etwas davon gesagt habe.“

„Wie? Dachten Sie etwa, ich würde mich daran stoßen oder gar moralisch zusammenbrechen?“

„Ich sagte Ihnen bereits: die beiden Menschen haben sich lieb.“

„Wenn schon! — Wenn es so eine ist, dann werden sie

beide auch gewußt haben, daß sie nicht zeit ihres Lebens zusammenbleiben können. Obgleich — von mir aus . . ."

„Was?" fragte Frau v. Reinhart scharf.

Margot schwieg, denn sie empfand, daß Frau v. Reinhart irgend etwas mißfiel. Nach einer Weile sagte sie:

„Sie wollen mir also nicht sagen, wer sie ist?"

Frau v. Reinhart besann sich — einen Augenblick — dann stand sie auf und trat vor Margot hin; beinahe feierlich klang es, als sie jetzt sagte:

„Doch! Ich will es Ihnen sagen! Sie heißt Anne Hoffmann. Ihre Nerven haben dem Schmerz über die Trennung, die Ihrethalben ja nötig wurde, nicht standgehalten. Ich wollte ihre Zukunft sicherstellen, aber sie hat jede Unterstützung abgelehnt."

„Gott, wie dumm!" meinte Margot.

„Finden Sie?" erwiderte Frau v. Reinhart. „Da sie eine alte Mutter zu ernähren hat, so habe ich sie gebeten, wenigstens für die Herstellung ihrer Gesundheit sorgen zu dürfen."

„Nicht möglich!" rief Margot erstaunt. — „Sie sind doch nicht etwa eine Sozialistin?"

Frau v. Reinhart lächelte:

„Muß man das sein, um ein Herz für die zu haben, die durch uns ins Unglück kommen?"

„Mama hätte es jedenfalls nicht getan und gesagt: Unsinn, was gehen uns solche Leute an? Aber ich denke anders."

„So?" sagte Frau v. Reinhart freudig und glaubte, endlich einem sympathischen Zuge bei Margot zu begegnen.

„Selbstredend. Solche Frauenzimmer sind routiniert. Die verstehen's, mit Männern umzugehen und sich zu kleiden. Da kann unsereins lernen."

Frau v. Reinhart schüttelte den Kopf.

„In diesem Falle, da glaube ich kaum, daß Sie auf Ihre Kosten kommen werden.“

„Doch! doch!“ widersprach Margot. „Also, bitte, wo hält sich dies Fräulein Hoffmann auf?“

„In Schandau, im Sanatorium!

„Gott, wie vornehm!“ erwiderte Margot. „Ich hätte nicht übel Lust, sie mir anzusehen.“

„Tun Sie das!“ erwiderte Frau v. Reinhart und reichte Margot die Hand. „Es kann nichts schaden!“

Margot machte einen Knicks, küßte Frau v. Reinhart die Hand und ging.

*

Anne hatte die Hauptmahlzeit eben hinter sich und war grade im Begriff, sich nach Vorschrift des Arztes schlafen zu legen, als Schwester Anna ihr den Besuch einer jungen Dame aus Berlin meldete.

„Das muß ein Irrtum sein,“ sagte sie, „Sie werden sich verhört haben.“

Im selben Augenblick ging auch schon die Tür, und ein bildhübsches, elegantes, junges Mädchen stand vor ihr.

„Guten Tag!“ sagte sie. „Sie sind Anne Hoffmann?“

„Kennen Sie mich?“ fragte Anne erstaunt.

„Nein! Aber ich möchte Sie kennen lernen.“

„Und aus welchem Grunde, wenn ich fragen darf?“

„Wir haben gemeinsame Beziehungen!“

„Wir? – Ja, wer sind Sie denn?“

„Kurts Braut!“

Anne war, als bliebe ihr Herz stehen.

„Ich dachte, es ist besser, Sie erfahren es durch mich, als durch einen Fremden.“

„Und ... Kurt ...?“ — Es waren die einzigen Worte, die sie herausbringen konnte.

„Gewiß: der hätte es Ihnen auch sagen können; — aber, Sie wissen vielleicht, der ist in der Türkei.“

Was Anne in diesem Augenblick nicht begriff, war, daß sie nicht laut aufschrie und zusammenbrach. Aber ein ganz großer Schreck wirkt wohl wie ein Wunder! Er lähmt das Gefühl! Der Eindruck ist zu stark, man faßt es und begreift es nicht. Erst später, wenn sich nach und nach die Stumpfheit löst, wird man sich klar, und dann erst empfindet man die ganze Schwere seines Unglücks. Wenigstens ging es Anne so.

„Ich ... meine, ... Kurt ... weiß“

„Ob er was weiß?“

„Daß ... Sie ... hier ...“

„Aber nein! Das weiß er natürlich nicht! Das darf er auch nicht wissen — wenigstens vorläufig nicht! — Als ich Mama sagte, ich gehe zu Ihnen, da sagte sie: ‚Unsinn, das schickt sich nicht! Wie kann man sich so viel vergeben!‘ — Aber später, wenn wir verheiratet sind, dann werde ich's ihm gelegentlich schon mal erzählen.“

Anne sah sie groß an.

„Sie ... sind — seine ... Braut?“ fragte sie, da sie es nicht fassen konnte.

„Ja! Was wundert Sie daran? Gefalle ich Ihnen nicht? Bin ich Ihnen nicht hübsch genug für Ihren Kurt?“

„Doch! — doch! — sehr hübsch sind Sie!“

„Also! Dann freuen Sie sich doch, daß Ihr Kurt eine so hübsche Frau bekommt — oder sind Sie gar eifersüchtig?“

Anne schüttelte den Kopf.

Margot betrachtete sie genau.



„Sie sind auch nicht übel! Sehr hübsch sogar! Hübscher als ich, und haben, was mich bei Ihnen besonders wundert, sogar ein ganz feines Profil. — Aber unelegant! So gar nicht Dame! — Sind Sie am Theater?“

„Nein!“

„Was sind Sie denn?“

Anne antwortete mechanisch.

„Korrespondentin.“

„Wie langweilig! — Überhaupt, ich hatte Sie mir ganz anders gedacht; wissen Sie: flotter! mondäner! — Liebt er denn das?“

„Was?“

„So wie Sie sind — ich weiß nicht, wie ich sagen soll — so entsetzlich solide!“

„Das . . . müssen . . . Sie . . . doch . . . wissen!“

„Ich? Wieso ich? Ich habe ihn vor fünf Jahren einmal gesehen — ich war ein Kind — dann nie wieder!“

„Waas?“ sagte Anne, „ich denke — Sie — sind . . . seine . . .“ Sie brachte das Wort ‚Braut‘ nicht über die Lippen.

„Seine Braut! Gewiß! Aber Sie sind seine Geliebte — und zwar seit Jahren — und lieben ihn sogar, wie mir seine Mutter erzählte — das heißt, ich bin nicht etwa eifersüchtig,“ — sie verzog spöttisch den Mund, — „ich gönne Ihnen das Vergnügen, Sie werden nicht die einzige sein, — jedenfalls, Sie kennen ihn besser als ich — nicht wahr, er ist doch ein flotter, eleganter Mensch?“

Anne nickte.

„Liebt er Pferde?“

„Ich glaube.“

„Interessiert er sich für Rennen?“

„Ich weiß nicht!“

„Das muß er! Hören Sie! Das ist meine größte Leidenschaft! Ich habe mir immer mal gewünscht, daß mein Mann Rennen reitet — hat er die Figur dazu?“

„Ich weiß es nicht!“

„Wieviel wiegt er?“

„Zweiundsiebzig Kilo, glaub ich.“

„Entsetzlich! Das geht nicht! Damit kann er ja keine Rennen reiten. Er muß sofort etwas dagegen tun! Hören Sie! Mindestens zwölf Pfund müssen herunter: Sie haben gewiß Einfluß! Sie müssen mir helfen! Es wird Ihr Schade nicht sein!“

Anne war sprachlos.

„Treibt er sonst Sport?“

„Ich glaube.“

„Er spielt doch Tennis?“

„Ja!“

„Aber mäßig, nicht wahr? Sonst wäre man ihm doch auf Turnieren irgendwo mal begegnet.“ Sie dachte nach. „Aber Reinhart, Kurt v. Reinhart? Ich entsinne mich nicht, ihm irgendwo begegnet zu sein. Aber — da fällt mir ein! Richtig! Hat er nicht vorigen Winter in St. Moritz beim Bobsleigh einen Preis bekommen?“

„Ja!“

„Nun also!“ rief sie erfreut, „dann ist er auch kein schlapper Kerl! Dann hat er was weg! Dann läßt sich auch was aus ihm machen! Und nicht wahr, Sie versprechen mir, daß Sie mir helfen werden! Sie verstehen doch mit ihm umzugehen, und Sie wissen, wie man ihn nimmt, wenn man etwas bei ihm erreichen will. Sie wickeln ihn doch gewiß um den Finger! — Wenn ich mir vorstelle,

fünf Jahre von früh bis spät an der Schreibmaschine sitzen, und dann des Abends als Zerstreuung ein und denselben Mann! Nicht auszudenken! Na, ich wüßte, was ich an Ihrer Stelle täte, wenn ich unabhängig und darauf angewiesen wäre, Geld zu verdienen. – Aber das geht mich nichts an: jedenfalls, Sie müssen ihn ja in- und auswendig kennen und können mir helfen! Wollen Sie?"

Sie streckte Anne die Hand hin.

„Verzeihen Sie," sagte die zögernd, „aber ich verstehe noch immer nicht; wann und wo haben Sie sich verlobt?"

Margot dachte nach, dann sagte sie:

„Ja, eigentlich haben Sie recht, das weiß ich selbst nicht."

„Hat Kurt Ihnen geschrieben?"

„Mir? Nein! Wie sollte er darauf kommen, wo wir uns doch kaum kennen?"

„Ja! Wenn Sie sich doch mit ihm verlobt haben."

„Kind, das verstehen Sie nicht! Das ist doch nicht wie bei euch, daß man sich da erst groß kennen lernt, womöglich wochenlang miteinander herumzieht und abwartet, ob man sich am Ende gar ineinander verliebt. Dazu kommt's bei uns nie! Dazu haben wir viel zu viel vor! Gott sei Dank! Also die Verlobung haben Papa und Mama mit Kurts Familie gemacht. Na, und dann sind wir gefragt worden. Wenigstens ich. Ob auch Kurt, weiß ich nicht! Na, und ich habe es mir nicht lange überlegt. Was hängt schon schließlich an so 'ner Ehe? Klappt's, ist es gut! Klappt's nicht, dann ist's noch ebenso. Dann geht eben jeder stillschweigend s e i n e Wege; oder wenn ein Teil unmodern ist und sich daran stößt; – na, so trennt man sich. Und da ich als Frau v. Reinhart gesellschaftlich auf alle Fälle mehr

bin als Fräulein Rosen, so kann ich bei der ganzen Geschichte nur gewinnen."

„Und Kurt?"

„Der wird auch wissen, warum er's tut! Umsonst heiratet der mich nicht. Mama sagt zwar: ‚Unsinn, du bist hübsch genug, um jedem Esel einzureden, er hat sich in dich verliebt.' Aber ich weiß doch Bescheid. Reinharts sind in der vierten Generation getauft. Wir in der ersten. Bei denen denkt kein Mensch mehr daran, daß sie je Juden waren. Sein Großvater war schon Offizier. Wenn da der einzige Sohn bei uns reinheiratet, ohne daß er mich kennt, nicht wahr, dann hat's doch 'n Grund?"

„Das kann ich nicht beurteilen."

„Jedenfalls ist mir lieber, Kurt v. Reinhart heiratet mich des Geldes wegen, als irgendein Arzt oder Anwalt aus Liebe."

„Davon verstehe ich nichts."

„Wie sollten Sie auch! Sie Glückliche können ein Dutzend Männer haben, ohne daß Sie einen zu heiraten brauchen; ich muß heiraten, um einen einzigen Mann zu haben, der mich womöglich nicht einmal reizt. Bei Kurt, na, da werd ich erst einmal sehen. Übrigens, ist Kurt eigentlich hübsch? Nicht wahr, er ist blond? Ich liebe eigentlich mehr dunkle Männer — aber Mama sagt: ‚Unsinn, schwarze Männer haben schweres Blut und einen tiefen Charakter, das ist nichts für dich. Blonde sind oberflächlich.' — Ist Kurt oberflächlich?"

„Nein!"

Sie verzog das Gesicht.

„Schade!" sagte sie.

„Kurt hat also zugestimmt?"

„Wem?“

„Ich meine auf die Anfrage seiner Familie — —“

„Ach so! Wegen der Ehe?“

„Ja!“

„Er muß doch wohl. Oder seine Familie nimmt es wenigstens an. Direkt gesagt haben sie's nicht!“ —

„So! so!“ sagte Anne, und Margot merkte, wie Anne sich an dieser Hoffnung aufrichtete.

„Jedenfalls werde ich es mir schwarz auf weiß zeigen lassen, ehe eine offizielle Anzeige erfolgt. Sie glauben gar nicht, wie vorsichtig ein junges Mädchen aus unseren Kreisen auf seinen guten Ruf bedacht sein muß. Seien Sie froh, daß Sie das nicht nötig haben.“

„Ich gestehe gern, ich beneide Sie nicht.“

„Und ich kann mich auf Sie verlassen?“

„Nach welcher Richtung?“

„Daß Sie mir helfen, den Kurt richtig zu behandeln.“

„Ich Ihnen?“ fragte Anne erstaunt.

„Anderenfalls! . . . Sie wissen! . . .“ Sie drohte mit der Hand. „Gucke ich euch auf die Finger!“

„Ja! Was meinen Sie!“ fragte Anne entsetzt. „Sie glauben doch nicht etwa, daß, wenn Sie seine Frau sind, daß ich dann . . .“

„Papperlapapp!“ erwiderte sie und hielt ihr den Handschuh vor den Mund, „keine künstliche Erregung!“

„Ja! Erlauben Sie!“ sagte Anne wütend.

Aber Margot lachte überlegen und erwiderte:

„Nein! Ich erlaube nicht! Nämlich, daß Sie mir einen Bären aufbinden. Sie sehen zwar eher wie eine Pastorentochter, als wie die Geliebte Kurt v. Reinharts aus; aber

stille Wasser sind tief! — Also!" und sie hielt ihr die Hand hin, „auf gute Freundschaft!"

Mechanisch legte Anne ihre Hand in die Margots.

In diesem Augenblick empfand sie Mitleid mit dieser Frau! Wie trostlos öde muß es in einem solchen Menschen aussehen! dachte sie.

„Aber eleganter müssen Sie werden!" sagte Margot und betrachtete Anne nochmals ganz genau: „Famos!" rief sie, „Sie haben meine Figur! Sie können meine Kleider tragen!"

Anne sah sie entgeistert an.

Margot drückte ihr die Hand und ging.

Der gute Ruf

Als Annie noch zu Haus bei ihrem Vater war, rief man sie Anna. Ihr Vater war Kanzleirat. Er besaß alle Eigenheiten des kleinen Beamten, und seine ins Krankhafte gesteigerte Pedanterie bewirkte, daß sein Leben mit der Exaktheit eines Uhrwerks ablief. Daran hatte sich Marta, sein Weib, gewöhnt. Sie wußte ja schließlich auch, als sie ihm zwanzigjährig aus freiem Willen zu dem Altar folgte, wes Geistes Kind er war. Anders war das mit Anna, die sich, als sie neun Monate später zur Welt kam, einer fertigen Situation gegenüber sah. Vielleicht, daß sie sich sonst ein anderes Elternpaar ausgesucht hätte. Jedenfalls lief dies neue Rad nicht mit derselben Genauigkeit, wie das Martas und des Kanzleirats. Gab es Arbeit, so stand es still; ein anderes Mal wieder lief es in einem Tempo, daß Emma und dem Kanzleirat Hören und Sehen verging; bis es eines Tages einfach auf und davonraste.

Kanzleirats wußten zwar, wo es geblieben war, aber sie gaben sich keine Mühe, es aufzuhalten und zurückzuholen. Sie fanden sich mit dem Verluste ab, so gut und schlecht es eben ging; Marta litt mehr darunter als ihr Mann, der auch als Mensch noch Beamter war.

Anna – nun ja, das war weiter nicht verwunderlich. Sie nähte, solange sie noch bei den Eltern war, ohne viel zu denken, für drei Mark dreißig und freie Kost vom frühen Morgen bis spät in den Abend Wäsche und Kleider für die adligen Damen, deren Väter und Männer Vorgesetzte des Kanzleirats waren. Bis sie eines Abends einer dieser Herren, ein junger Baron, bei dessen Eltern sie den Tag über genäht hatte, nach Hause geleitete und ihr das Unrationelle dieser Lebensführung so überzeugend klarlegte,

daß sie am nächsten Morgen die Arbeit nicht wieder aufnahm.

Und das war, wie sich bald herausstellte, im Gegensatz zu ähnlichen Fällen, ausnahmsweis keine Dummheit. In dem Kreis, in den ihr Freund sie führte, entdeckte man ihre Stimme. Und deren Ausbildung ergab, daß sie ein starkes, ungewöhnliches Talent war. Mit ihrem Können wuchs ihr Ehrgeiz. Bald stand sie auf der Bühne und ihre Erfolge versprachen eine große Zukunft.

Für den Kanzleirat aber blieb sie das gefallene Mädchen, die durch eigene Schuld auf eine abschüssige Bahn geratene Tochter. Und kein Weltruhm vermochte daran etwas zu ändern.

Annies verschiedentliche Versuche, eine Verständigung mit ihrer Familie herbeizuführen, scheiterten an den unannehmbaren Bedingungen, die der Vater stellte: Verzicht auf die Bühne, Aufgabe des Barons, Rückkehr in die Familie und in die Schneiderstube. Und zum Überfluß: die Ehe mit ihrem Vetter, einem unfertigen Menschen, der irgendwo in der Lehre war.

Diese Forderungen kehrten bei jedem Annäherungsversuch, den Annie machte, wieder, so daß sie schließlich resignierte und die Trennung von den Eltern als endgültig betrachtete.

Nur an Geburtstagen und am Heiligabend brach wohl noch das kindliche Gefühl durch, und dann sehnte sich Annie nach Haus zu den Ihren, deren Bild in ihrem Innern längst verrückt war und die ganz anders in ihr fortlebten, als sie in Wirklichkeit waren. An solchen Tagen bedurfte es des großen Takts und der liebevollen Rück-

sicht von seiten des Barons, um sie zur Ruhe und Vernunft zu bringen.

Es war der zehnte Geburtstag heute, den Annie ohne ihre Familie feierte. In ihrer Wohnung duftete es von Blumen, die Verehrer und Verehrerinnen ihrer Kunst gesandt hatten und die von ihr mit viel Geschmack in die einzelnen Räume verteilt waren.

Im Salon war der Baron mit dem Aufbau des Riesengeburtstagstisches beschäftigt. Der Diener und die Zofe halfen ihm. Sie wickelten ihm die Pakete aus und reichten ihm die Geschenke, die er mit großer Sorgfalt auf dem Tisch verteilte. Die feinsten Seifen, Puder und Parfums umrahmten ein Stück Plüsch, auf dem eine Brosche und ein Armband mit Smaragden lag. Links lagen Kleidungsstücke, Handschuhe, Wäsche und Hüte, rechts feinste Schreibpapiere, Bücher und Klavierauszüge.

Man sah: diese Geschenke waren nicht willkürlich zusammengetragen; an jedem Stück hing ein guter Wunsch und ein liebevolles Gedenken. Eine ganze Stunde dauerte der Aufbau. Dann ging der Baron ins Nebenzimmer und nahm Annie, die bei der Morgenschokolade saß, bei der Hand und führte sie in den Salon.

„Du verwöhnst mich von Jahr zu Jahr mehr!" sagte sie, als sie die Fülle der Geschenke sah, legte zärtlich den Arm um seinen Hals und dankte ihm.

„Das kommt daher, daß meine Liebe von Jahr zu Jahr größer wird," erwiderte der Baron und legte Annie einen kostbaren venezianischen Schal um.

„Wie viel Geschmack du hast!" rief Annie, und der Baron fragte:

„Gefällt er dir?"

„Ich werde ihn morgen als Carmen in der Oper tragen," sagte sie zärtlich, „und an dich denken und nur für dich singen, du guter Mann."

Ehe sie eins der Geschenke aufnahm, wühlte sie unter den Briefen und Telegrammen, die in der Mitte des Tisches lagen, warf flüchtig einen Blick auf die Adressen, nahm einen Brief auf, rief: „Von den Eltern!" – öffnete ihn hastig und las:

„Liebe Annie

Wie in jedem Jahre, so will der brave Vater und ich auch diesmal für einen Tag den Kummer, den Du uns bereitest, vergessen und Dir zu Deinem Geburtstage, den wir uns auch einmal anders gedacht haben und wohl auch anders verdient hätten, unsere besten Wünsche senden.

Da wir Dich nun fünf Jahre lang nicht gesehen haben und Du zudem noch morgen fünfundzwanzig wirst, was im Leben eines rechtschaffenen Menschen immerhin einen Abschnitt bedeutet, so wollen wir ein übriges tun und auf ein viertel Stündchen mit herankommen. Denn schließlich bist Du ja doch trotz allem, was vorgefallen ist, nun mal unser Kind. Um es dem braven Vater zu erleichtern, wird Grete und die Familie von Onkel Emil uns begleiten. – Daß der brave Vater Kanzleirat wurde, habe ich Dir wohl schon mitgeteilt. Es stand jetzt im Amtsblatt. Denke Dir, wie Du jetzt dastehen könntest! Sei umarmt von Deiner betrübten

Mutter."

Annie, die in ihrer Freude die Nadelstiche, die man ihr

versetzte, kaum empfand, warf sich dem Baron an den Hals und rief:

„Denk' dir, die Eltern kommen!"

Und der Baron, der Annies Sehnsucht nach einer Verständigung mit der Familie kannte, küßte sie auf die Stirn und sagte:

„Wie ich dir diese Freude gönne!"

Annie sah ihn gütig an.

„Ich weiß es!" sagte sie. „Und das macht mich so glücklich."

„Wann werden sie kommen?" fragte der Baron.

„Gegen Abend, denke ich."

„Du wirst ihnen einen feierlichen Empfang bereiten."

Annie dachte nach.

„Meinst du?" fragte sie.

„Aber natürlich! Ein gutes Diner und ein guter Wein ist die beste Brücke, um Menschen, die sich verloren haben, wieder zusammenzuführen."

Annie nickte:

„Du hast recht!" sagte sie. „Ich entsinne mich, sie aßen alle immer so gern."

„Siehst du!"

„Aber was wird dann mit dir?"

„Ich zeige Takt und bleibe unsichtbar."

„An meinem Geburtstag soll ich ohne dich sein?"

„Wenn dir das schwer fällt, Annie; es liegt in deiner Hand, es zu ändern."

„Wie meinst du das?"

„Weißt du es wirklich nicht?" – Und da Annie ihn groß ansah, so fuhr er fort:

„Indem du endlich den Widerstand aufgibst und meine Frau wirst."

„Dietrich, du weißt . . ."

„Wenn nicht aus Liebe zu mir, dann tu's aus Liebe zu denen da!" unterbrach er sie und wies auf den Brief von Annies Eltern.

„Werde ich dadurch mehr wert?"

„Für mich nicht, das weißt du, aber für die Welt."

„Danach frage ich nicht," wehrte sie ab.

„Aber die Eltern fragen danach."

„Eine Künstlerin, die es mit ihrer Kunst ernst nimmt, paßt nicht für die Ehe."

„Das alte Lied."

„Ihre Kunst muß ihr das Höchste sein. – Für eine Frau, die heiratet, aber soll es der Mann sein. Entweder also es leidet die Kunst oder die Ehe. In der Regel beides. Und du weißt, daß ich nichts mehr hasse als alles Halbe."

„Also wirst du nie meinen Wunsch erfüllen und meine Frau werden?"

„Doch. Aber ich fürchte, wenn ich will, wirst du nicht mehr wollen."

„Annie, das glaubst du ja selbst nicht."

„Doch! doch!"

„Ja, was heißt denn das?"

„Daß ich erst dann bereit sein werde, wenn ich fühle, daß es in der Kunst mit mir bergab geht und ich aus freiem Willen auf sie Verzicht leiste."

„Und wann, glaubst du, wird das sein?"

„Wenn ich alt und häßlich bin. Aber bis es dahin kommt, wirst du längst bei einer Andern glücklich sein."

Der Baron hob die Hand zum Schwure:

„Nie . . .“ begann er; aber Annie fiel ihm in den Arm
„Laß das!“ bat sie ihn. „Ich will, daß du frei bist und bleibst.“

„Annie!“ sagte er zärtlich. Sie legte ihre Arme auf sein. Schultern und sah ihm in die Augen:

„Du bist ein Kind!“ sagte sie. „Und vor allem: du bist verliebt.“

„Ja!“ beteuerte er – „das bin ich!“

„Und bist daher blind. Du siehst nicht, daß ich jetzt schon älter bin als du; daß ich mich in meinem Berufe aufreibe und in ein paar Jahren verbraucht sein werde. Und dann wird der Tag kommen, an dem du es mir dankst: daß ich dich nicht an mich gebunden habe.“

„Nie!“ beteuerte der Baron.

Annie lenkte ab. Sie wandte sich an den Tisch, auf dem die Geschenke lagen:

„Nein, wie undankbar bin ich!“ rief sie. „Statt daß ich mich mit meinen Geschenken freue und mich bei dir bedanke, quäle ich mich mit so dummen Dingen. – Was sind das alles für herrliche Sachen!“ – Sie nahm ein Stück nach dem andern auf und bewunderte es. Dann nahm sie den Baron bei der Hand und dankte ihm.

„Und noch viele, viele so glückliche Jahre mit dir, das ist das Höchste, was ich mir wünschen kann.“

„Bis an mein Lebensende!“ beteuerte der Baron und schloß sie in die Arme. – „Und nun bereite alles vor, damit deine Familie mit dir zufrieden ist.“

„Und du?“ fragte Annie.

„Ich komme am Abend zurück, dann bleibt uns noch immer Zeit, zu feiern.“

Er nahm Abschied und ging. Annie sah ihm vom Fenster

aus nach und winkte ihm zu. Dann läutete sie und ließ die Kochfrau kommen.

„Also, Frau Stein," sagte sie in freudiger Erregung, „hören Sie, ich bekomme Besuch! Ganz ungewöhnlichen Besuch! Da müssen wir uns ganz besonders anstrengen und zeigen, was wir können."

„An mir soll's nicht fehlen. Sie brauchen nur zu bestimmen, gnädiges Fräulein."

„Also, da ist zunächst Papa!" begann sie übermütig und mehr zu sich. „O wie despektierlich!" verbesserte sie sich. „Der Herr Kanzleirat! natürlich! — Ja, was aß er denn nur immer gleich besonders gern? — Richtig! Gänsebraten war sein Leibgericht. Zweimal im Jahr gab's ihn. Zu Mutters Geburtstag und am ersten Weihnachtsfeiertag. Sechs Monate Zeit hatte man, sich von einem zum andern Mal darauf zu freuen. Und die Vorfreude war nicht das schlechteste daran: Denn wenn's endlich so weit war und zur Teilung kam — was glauben Sie, so eine Gans läßt sich zwar viel gefallen, aber acht Tage lang eine vierköpfige Familie zu ernähren, das wird am Ende auch einer Gans zu viel. Und was man dann am Wochenende vor sich auf dem Teller hatte, das sah man kaum noch mit dem bloßen Auge. Aber mit Andacht aß man's und hatte ein stolzes und glückliches Gefühl dabei."

Die Kochfrau sah erstaunt zu Annie auf, die sich in ihrer großen Freude zum ersten Male heute decouvrierte.

„Und die Mutter," fuhr Annie freudig fort: — „Was war gleich mit der Mutter? Wenn ich nicht irre, schwärmte sie für frische Gemüse! Daß man auch nie daran dachte, ihr so etwas ins Haus zu schicken! Sie hätte ja garnicht

zu wissen brauchen, von wo es kommt! Wo ich doch wußte, daß sie es liebt – und es sich nicht leisten kann."

Die Kochfrau nickte und schlug junge Artischockenböden und grüne Spargelspitzen vor.

„Das wär so was!" erwiderte Annie. „So was hat sie nicht alle Tage. – Na, und dann vor allem etwas Besonderes für das Süßmaul, die kleine Schwester. – Klein?" überlegte sie. „Sie war es damals! Es sind zehn Jahre her. Heut ist sie sechzehn. Aber für Süßigkeit schwärmt sie gewiß noch immer."

„Anzunehmen," sagte die Kochfrau. „Also Halbgefrorenes mit Schokoladensauce."

Und Annie, die im Geiste sah, wie Schwester Gretel sich alle zehn Finger leckte, klatschte in die Hände und rief:

„Großartig, das machen wir! Und für die Tante Ida?"

Die Kochfrau empfahl als Vorspeise Helgoländer Hummer, und Annie akzeptierte. Ein spritziger Saarwein, Bordeaux und Champagner wurden bestimmt, und die Kochfrau begab sich mit dem vollbeschriebenen Zettel in die Küche.

Annie aber lief den ganzen Tag über in gehobener Stimmung umher.

Nebenan deckten der schneeweiße Kammerdiener und die junge Kammerzofe die Tafel.

„Das scheint ja heut ein ganz besonders vornehmer Besuch zu sein," sagte der Alte, als er die Champagnergläser auf dem Tisch verteilte.

„Wieso? warum? weshalb?" fragte die Zofe.

„Na, in der Küche unten da geht's ja her, als wenn's sich um ein Hochzeitsessen handle."

„Am Ende . . .“ meinte die Zofe. „Wer kann's wissen? Alles schon mal dagewesen.“

„Sie meinen doch nicht etwa, daß aus dem gnädigen Fräulein eine . . .“

Die Zofe nickte schelmisch und sagte:

„Gewiß! Das mein' ich, daß aus unserem gnädigen Fräulein eine Freifrau von Lützelau wird.“

„Nie im Leben!“ erwiderte der Alte.

„Und weshalb nicht?“ fragte die Zofe.

„Das will ich Ihnen sagen. Weil das eine Mesalli ance wäre.“

„Für wen?“

„Dumme Frage! Natürlich für den Baron.“

„Veraltet! Das war einmal! Heute entscheidet die Tüchtigkeit.“

„Sein Geschlecht ist sechshundert Jahre alt.“

„Dann hat es eine Verjüngung dringend nötig.“

„Es gibt auch junge Komtessen.“

„Dumme Gänse sind nichts für den Baron . . .“

„Komtessen sind doch keine Gänse!“ sagte der Alte entsetzt.

„Der Baron braucht eine gescheite Frau, die was leistet und mit ihm umzugehen versteht.“

„Die Hohen und Freien Herren von Lützelau würden sich in ihren Erbbegräbnissen umdrehen.“

„Sie werden sich wieder zurückdrehen, wenn's ihnen unbequem wird.“

„Oh! oh! oh!“ rief der Alte entsetzt, fand aber, da es draußen läutete, keine Gelegenhei mehr, eine Lanze für die in Gott ruhenden Hohen und Freien Herren von Lützelau zu brechen.

Er öffnete die Tür und vor ihm, an dessen geistigem Auge eben noch die lange Ahnenreihe Derer von Lützelau vorbeidefilierte, stand – die Familie Weiße. Vornan der Kanzleirat in zugeknöpftem, altmodischem Gehrock, von dem man auf das Alter seines Trägers schließen konnte. Er hielt einen Zylinder in der Hand und trug auf der starken Nase eine Brille, die, so oft er den Kopf bewegte, ruckartig nach vorn rückte. Da blieb sie in einer Rinne, die sich im Laufe der Jahre immer schärfer markierte, liegen, bis er sie mit einer kurzen Bewegung wieder in die Höhe schob.

Neben ihm stand Frau Kanzleirat in einem abgeschabten Seidenkleid; schlank, verwelkt, ein kleines Hütchen auf dem gescheitelten Haar. Und dahinter Onkel Emil und Tante Ida, denen man ansah, daß sie nicht, wie die beiden andern, innerlich beteiligt, sondern nur als Zuschauer interessiert waren. Seitwärts am Treppengeländer lehnte Schwester Grete, der Backfisch, mit einem dicken, blonden Mozartzopf und zwei leuchtenden blauen Augen, in denen die erste große Sehnsucht des erwachten Lebens stand. Und dahinter, alle überragend, Vetter Otto, mit dreister Vivatsnase, den Hut tief im Genick, in einem karierten Sakko, schreiender Schaufensterware, die den herausfordernden Eindruck seines Trägers noch erhöhte.

Theo, der alte Diener, stand verblüfft der Gruppe gegenüber.

„Verzeihen Sie," sagte der Kanzleirat: „Sind wir hier richtig?"

„Das kommt drauf an, zu wem Sie wollen."

Und er sah sich die sechs Menschen nochmals genau an

und meinte: „Vermutlich nicht. Hier wohnt Freiherr von und zu Lützelau."

„Da haben wir's! Man muß sich ja schämen," rief die Tante.

„Aber da steht doch," meinte die Frau Kanzleirat schüchtern und wies auf ein kleines Schild, das unter dem „v. Lützelau" hing und auf dem „Annie Brune" stand.

„So eine Schande!" rief die Tante, und ehe der Diener noch sagte:

„Die Dame wohnt auch hier," platzte Gretel heraus:

„Na eben! Wegen dieses Barons ist doch der ganze Skandal."

„Schweig!" befahl der Kanzleirat, und die Tante ergänzte:

„Was weißt denn du?"

„Ja, ist denn mein Brief nicht angekommen?" fragte die Frau Kanzleirätin.

„Es sind viel Briefe angekommen," erwiderte der Diener. — „Aber die Gnädige pflegt mich nicht in ihre Korrespondenz einzuweihen."

Grete strahlte. Die Gnädige, das war *ihre* Schwester, und dieser befrackte alte Herr war *ihr* Diener. Sie fühlte schon jetzt, daß die traumhaften Vorstellungen, die sie sich seit Jahren von ihrer berühmten Schwester Annie machte, der Wirklichkeit entsprachen.

„Na, dann können wir ja wieder gehen," meinte der Onkel. Aber Tante Ida widersprach:

„Wenn man schon einmal da ist, dann kann man ihr auch wenigstens guten Tag sagen."

„Bitte!" sagte der Diener und ließ die Gesellschaft eintreten. Er führte sie durch die Halle, die sie, staunend über

die Pracht der Perser und Gobelins, wortlos durchschritten. Dann öffnete er eine Tür, verbeugte sich gewohnheitsgemäß und sagte: „Bitte!“

Sie traten in das Herrenzimmer, ein Meisterwerk des Architekten Oscar Kauffmann. Erst sperrten sie Mund und Augen weit auf und sagten garnichts. Dann brach als Erster Vetter Fritz das Schweigen und sagte bewundernd:

„Donnerkiel! Das nenn' ich Karrière!“

Die andern erschraken, und Tante Ida wandte sich zu ihrem Sohn und sagte:

„Dummer Junge! Was verstehst denn du?“

Aber ihr gerötetes Gesicht und die flimmernden Augen, die gierig von einem Gegenstand zum andern irrten, verrieten, daß sie zum mindesten das Erstaunen ihres Sohnes teilte. Und auch ihr Mann, der bewundernd vor einem Likörschrank stand, dessen Besitz seit Jahren seine unausgesprochene und, wie er wußte, unerfüllbare Sehnsucht war, platzte heraus und sagte:

„Schön hat sie's hier, das muß man sagen.“

Die Frau Kanzleirat fuhr sich mit der Hand über die Augen und sagte wie im Traum: „Hier wohnt mein Kind!“

„Ich würde mich hier nicht wohl fühlen,“ log die Tante, und Otto meinte:

„Jeder fühlt sich da wohl, wo er hingehört.“

„Sieh bloß, Vater!“ rief Grete — „da ist ja solch Sessel, für den du seit fünf Jahren sparst!“

„Und gleich ein halbes Dutzend,“ ergänzte Otto.

„Wir kommen auch ohne den Sessel aus,“ sagte der Kanzleirat.

„Vielleicht läßt sie euch billig einen ab,“ meinte Otto, worauf die Tante erklärte:

„Ihr werdet euch doch nichts von ihr schenken lassen!" – Und da das, wie's schien, keinen Eindruck machte, setzte sie hinzu: „Wo man doch weiß, von wo das Geld kommt."

„Not scheint sie jedenfalls nicht zu leiden," meinte der Onkel, und die Mutter, die ängstlich nur immer den Kanzleirat ansah, sagte:

„Gott, sie verdient ja viel."

„So viel nicht!" erwiderte die Tante spitz und wies auf eine Prütschersche Standuhr aus Thujaholz, die auf einem kostbaren Schrank, einem Meisterstück englischer Renaissance, stand.

Der Kanzleirat schob den Kopf vor, rückte die Brille auf die Nasenrinne, zog dann seine Uhr heraus und sagte:

„Natürlich! Dacht' ich's mir doch! Volle fünfzehn Minuten geht die Uhr nach."

„Wer nicht arbeitet, hat nichts zu versäumen," meinte die Tante.

Doch Frau Weiße widersprach:

„Sie hat auch ihre Proben," sagte sie – „und schließlich spielt und singt sie nicht zu ihrem Vergnügen."

„Gewiß nicht," erwiderte die Tante spitz. – „Man sieht ja, was sie davon hat."

Der Kanzleirat schob den Kopf wieder zurück, und rückte die Brille wieder an die alte Stelle.

„Donnerkiel!" rief Vetter Otto, nahm eine Kiste auf und hielt sie sich unter die Nase: „Eine Opernsängerin, die Zigarren raucht!"

„Entsetzlich!" rief Tante Ida und klappte ihm den Deckel vor der Nase zu.

Grete achtete nicht mehr auf das, was die andern taten. Seit Jahren hatte sie sich diesen Augenblick herbeigesehnt.

Nun war er da! Sie stand wie vor einem Wunder vor all dem Glanz und sah mit pochendem Herzen zur Tür, durch die der alte Diener gegangen war, um Annie zu rufen.

Über der Tür hing ein Bild, Reigen tanzende Mädchen von Ludwig v. Hofmann. Die Vollständigkeit ihrer Kleidung ließ zu wünschen übrig.

„Großer Gott!" rief die Tante.

„Was ist?" fragten alle.

Die Tante wies auf das Bild, stürzte auf Grete zu und rief:

„Schließ die Augen!"

Vetter Otto zog die Schulter hoch und sagte:

„Lächerlich!"

„Ich finde auch," meinte der Onkel, „wenn sie schon einmal mit ist."

„Schamlos," ereiferte sich die Tante, „daß du so etwas sehen mußt."

Grete sah sie verständnislos an.

„Ich find' nichts dabei!" sagte sie arglos.

„Da hörst du's!" rief die Tante entsetzt und wandte sich an den Kanzleirat. „Wenn ihr nicht acht auf sie gebt, erlebt ihr mit ihr dasselbe Unglück! Denkt nur, wenn sie wird, wie eure Anna!"

„Himmlisch wär' das!" platzte Grete heraus.

„Allmächtiger!" rief Tante Ida und hielt sich an ihrem Manne fest.

„Du wirst uns das nicht antun!" sagte die Mutter, legte den Arm um ihr Kind und zog es an sich.

Der Kanzleirat hob drohend die Hand und sagte zu Grete:

„Du kommst in eine Korrektionsanstalt."

„Soll ich das Kind auch verlieren?" jammerte Frau Weiße.

„Was an dem Bild schon groß dran ist," meinte Otto.

„Lümmel!" drohte sein Vater.

„Wenn es eurer Meinung nach schon durchaus nötig war," meinte die Tante nicht eben freundlich – „daß wir hierhergingen, wie konntet ihr es dann fertig bringen, das Kind mitzunehmen?"

„Gott, man wußte ja nicht . . .", sagte die Mutter und sah ängstlich zu dem Kanzleirat.

„Ich hätt's euch sagen können, wie's bei einer solchen Frau aussieht," erwiderte die Tante.

„Schließlich will eine Mutter doch auch ihr Kind einmal wiedersehen," sagte die Frau Kanzleirat, und der Onkel gab das zu und sagte:

„Gewiß, aber es brauchte nicht hier zu sein."

„Wo denn?"

„Ihr hättet sie zu euch kommen lassen können . . ."

„Nein!" unterbrach ihn der Kanzleirat. „Über meine Schwelle niemals."

„Das ist es ja!" sagte seine Frau traurig.

„Na," meinte die Tante, „das bleibt sich doch wohl gleich."

„Das ist ein großer Unterschied, liebe Ida," dozierte der Alte.

Die Tante zog die Schultern hoch.

„Hier kann ich kommen und gehen, wann ich will." Er zog wieder die Uhr. „Übrigens, es ist 6 Uhr 18. Du weißt, liebe Marta," wandte er sich an seine Frau, „ich hatte zwanzig Minuten für diesen Besuch in Anschlag gebracht. Acht Minuten sind bereits vorbei."

„Ich begreife auch gar nicht . . .“, sagte seine Frau und schaute beklommen zur Tür.

„Ich bitte dich, wir werden nicht der einzige Besuch sein,“ hetzte die Tante. „So eine Dame vom Theater empfängt ja wohl den ganzen Tag über.“

„Von mir hat sie das jedenfalls nicht,“ sagte der Kanzleirat. „Ich habe sie von klein an zur Pünktlichkeit erzogen.“

„Leider hast du mit deiner Erziehung keinen Erfolg gehabt,“ sagte die Tante. „Im übrigen, das liegt im Blut.“

„In meinem nicht!“ erklärte der Kanzleirat.

„Man hätte ja auch nicht gerade den Geburtstag zu wählen brauchen,“ meinte der Onkel.

„Nun schließlich steht man ihr als Familie doch wohl näher als irgendein x-beliebiger Baron,“ erwiderte die Tante.

Onkel Emil und sein Sohn standen vor den Havannas.

„Was meinst du?“ fragte Otto. „Ob man . . .?“

Der verzog das Gesicht, das sagte: „Ich möcht' schon,“ und sah zu seiner Frau.

„Nein!“ rief die, „ihr rührt hier nichts an!“

„Wozu ist man eigentlich hierhergegangen,“ sagte die Tante.

„Darüber,“ erwiderte Frau Weiße, „denke ich, haben wir uns genügend ausgesprochen.“

„Seit drei Jahren redet ihr ja über nichts anderes,“ sagte Otto.

„Ich war aus Prinzip von Anfang an dagegen,“ erklärte der Kanzleirat. „Mit Menschen, die nicht Ordnung halten und in Reih und Glied bleiben können, will ich nichts zu tun haben.“

„Wie ihr diesen Besuch überhaupt dem Kinde gegenüber

verantworten wollt, bleibt mir unverständlich," sagte die Tante mit einem Hinweis auf Grete, die staunend und bewundernd vor einer Apollostatue stand.

„Mach die Augen zu!" rief die Mutter, nahm Grete beim Arm und zog sie von der Statue weg.

„Was ihr das schon groß schadet!" sagte Otto, und Grete griente, verzog das Gesicht und meinte:

„Als ob ich das überhaupt nicht längst wüßte!"

„Da hast du's!" rief die Tante entsetzt.

„Mir scheint auch, wir tun besser, zu gehen," erklärte der Onkel, nachdem er sich an einer Vrieslaenderschen Aphrodite gründlich sattgesehen hatte.

Der Kanzleirat zog die Uhr und sagte:

„Nein! Alles muß seine Ordnung haben! Es fehlen noch vier Minuten an halb."

In diesem Augenblick ging die Tür und Annie rauschte ins Zimmer.

Da ist sie! stand in den erstaunten Gesichtern aller. Aber niemand sprach es aus. Nur Vetter Otto konnte sich nicht beherrschen und sagte:

„Donnerkiel!"

Die Tante machte ein spinöses Gesicht und trat ein paar Schritte zurück. Der Onkel ließ seine Augen wohlgefällig auf seiner Nichte Annie ruhen. Schwester Grete strahlte über das ganze Gesicht. Der Kanzleirat stand wie eine Kerze. Seine Frau war bewegt, nicht übermäßig; aber sie zitterte doch in den Knien und empfand, als sie die schöne, elegante Tochter sah, so etwas wie Mutterstolz, wußte aber nicht, ob sie das mit Rücksicht auf die andern zum Ausdruck bringen durfte.

Annie überlegte nicht viel. Sie stürzte freudig auf Frau

Weiße zu, warf sich ihr an den Hals und rief glücklich:

„Mutter!"

Die hätte die Umarmung gern zärtlich erwidert. Aber sie traute sich nicht. Sie hob behutsam die Arme, wagte aber nicht, sie auf Annies Schultern zu legen.

„Hast du es also doch übers Herz gebracht!" sagte Annie zärtlich und küßte und streichelte ihre Mutter, in der schließlich das Gefühl über die Rücksicht siegte. Sie lehnte ihren Kopf an Annies Schultern, schluchzte laut und sagte ein über das andere Mal:

„Mein Kind! Du bist ja doch mein Kind!"

Grete sperrte die Augen immer weiter auf, trat näher an die Beiden heran und bewunderte ihre Schwester. Aber die Tante nahm sie am Arm und zog sie zurück.

„Laß sie doch," sagte Otto, „so was sieht sie nicht alle Tage."

„Gottlob!" erwiderte die Tante.

Der Kanzleirat, der darauf eingestellt war, daß Annie ihn, das Familienhaupt, als Ersten begrüßen würde und sich bereits zu Hause für diesen Fall ein paar Worte zurechtgelegt hatte, dachte, als sich Annie, ohne auf ihn zu achten, instinktiv der Mutter in die Arme warf:

„Sie ist noch dieselbe. Ihr fehlt jeder Sinn für Ordnung."

Als sich Annie jetzt aber zu dem Vater wandte, ihm beide Hände entgegenstreckte und in einem Ton, der echt und herzlich war, sagte:

„Wie freue ich mich, Vater! Und wie danke ich dir!" da blieb ihm nichts anderes übrig, als einzuschlagen. Eckig hob er die Arme und ließ sich die steifen, trockenen Hände von seiner Tochter schütteln.

„Wir wollten nur gratulieren," sagte er.

„Und wollen durchaus nicht weiter stören," sagte die Tante nicht eben liebenswürdig.

„Aber, Tante! Ihr stört doch nicht!" erwiderte Annie treuherzig. „Daß ihr gekommen seid, das ist das schönste Geburtstagsgeschenk!"

„Du wirst andere Geschenke gewohnt sein," sagte die Tante.

„Gewiß Ich bin wieder von allen Seiten reich bedacht worden. Aber kein Geschenk macht mir die Freude, wie daß ihr hier seid."

„Wir kommen auch nicht mit leeren Händen," sagte die Mutter, und jetzt trat Grete, die die Tante noch immer mit ihrem breiten Rücken verdeckte, vor und machte einen Knix.

„Gretl!" rief Annie, und die Freude trieb ihr die Tränen in die Augen. „Mein Gretl!" – Aber als sie auf sie zulief und die Arme nach ihr ausstreckte, trat die Tante dazwischen und sagte:

„Wir wollen es doch nicht übertreiben."

Aber ehe Annie vor Staunen noch ein Wort erwidern konnte, hatte Grete die Tante schon beiseite geschoben und sich ihrer Schwester an den Hals geworfen:

„Du bist ja so schön!" rief sie. „Noch viel schöner als ich dich mir vorgestellt habe!"

Die Tante rang verzweifelt die Hände und machte der Mutter Zeichen, die beiden Schwestern zu trennen. Der Kanzleirat sah mit ernster Miene auf seine beiden Töchter, der Onkel hatte die Hände in den Taschen und schüttelte den Kopf. Otto, der Neffe, schnüffelte voller Interesse im

Nebenzimmer, aus dem, nach seinem Gesicht zu urteilen, ungeahnte Wohlgerüche zu kommen schienen.

Die Tante empörte sich immer mehr.

„So laß sie doch!“ sagte Frau Weiße.

„Eine nette Mutter!“ rief Tante Ida.

Annie überschüttete ihre Schwester mit Zärtlichkeiten. In ihrer Freude drückte sie sie immer wieder an sich.

„So laß dich doch anschauen, Liebling,“ sagte sie und maß sie mit liebevollen Blicken. „So ein Knirps warst du, als ich dich das letzte Mal gesehen habe. Und nun bist du eine richtige Dame.“

„Wenn sie nur eine anständige Frau wird,“ meinte die Tante.

„Aber gewiß, das wird sie werden!“ erwiderte Annie, die in ihrer Freude ganz arglos war und den Affront garnicht merkte.

„Dafür werden wir schon sorgen, nicht wahr, mein Herz.“

„Das dürfte wohl Sache der Eltern sein,“ sagte die Tante.

„Natürlich!“ erwiderte Annie und sah zu ihrer Mutter, die alles andere als ein frohes Gesicht machte.

„Habt ihr gar Kummer mit ihr?“ fragte Annie.

„Mit ihr? Nein!“ sagte die Mutter, und die Tante, der dies noch nicht deutlich genug schien, ergänzte:

„Das wäre auch schrecklich, wenn zwei in einer Familie . . .“

Annie verstand.

„Ach so,“ sagte sie, und für einen Augenblick verschwand die Freude aus ihrem Gesicht. „Also ihr seht darin noch immer ein Unglück!“

„Ja!“ sagte die Tante, und Vater und Onkel nickten mit dem Kopf.

„Ich nicht!“ rief Otto, und Gretl nahm Annies Hand, drückte sie und sagte:

„Ich auch nicht.“

„Da seht ihr, was ihr angerichtet habt!“ sagte die Tante vorwurfsvoll zu Kanzleirats.

Annie drückte die Schwester wieder an sich und streckte Otto die Hand hin:

„Richtig! Vetter Otto! Das ist nett, daß auch du an deine Kusine gedacht hast!“

Otto setzte eine vornehme Miene auf, schlug die Hacken zusammen, beugte sich zu Annie herab und küßte ihr die Hand.

„Oh, wie gute Manieren!“ sagte Annie freundlich.

Der Kanzleirat schob den Kopf nach vorn, so daß die Brille auf die Rinne rückte, die Tante schalt:

„Sieh doch den Lümmel!“

und der Onkel bekam einen roten Kopf und sagte:

„Wo der Flaps das wohl her hat?“

„Laß ihn doch,“ sagte die Frau Kanzleirat, worauf die Tante sie anfuhr:

„Ich bitte dich, misch dich nicht in unsere Erziehung.“ – Und mit einem Blick auf die beiden Töchter: „Das ist nicht grade eine Empfehlung.“

Die Frau Kanzleirat hatte aus ihrer Tasche ein kleines Paket gezogen, das sie ziemlich verlegen ihrer Tochter beichte.

„Eine Kleinigkeit,“ sagte sie. „Die Arbeit daran ist von Grete.“

„Nein! Ein Geschenk!“ rief Annie freudig. „Aber das war doch wirklich nicht nötig!“

„Wie meinst du das?“ fragte der Kanzleirat, und die Tante sagte:

„Das wüßte ich auch gern.“

„Nun, ich meine, daß ihr euch meinetwegen Ausgaben macht.“

„Sei ohne Sorge!“ erwiderte der Kanzleirat. „Bei uns hat alles seine Ordnung.“

„Wenn wir auch nicht in solchem Luxus leben,“ sagte der Onkel, „so sind wir darum noch lange keine Pfennigfuchser.“

„Und wissen, was sich gehört,“ ergänzte die Tante, die jetzt ebenfalls ein kleines Paket aus der Tasche zog.

„Aber, so war das ja gar nicht gemeint!“ versicherte Annie, während sie das Papier löste und eine Hülle aus weißem Leinen darunter hervorzog. „Ich freue mich ja sehr!“

Gretl und die Mutter strahlten.

„Du scheinst nicht recht zu wissen, was du damit anfangen sollst,“ sagte die Tante, da Annie das Geschenk von allen Seiten besah und ratlos schien.

„Wenn ich ehrlich sein soll: Nein! Die Arbeit ist reizend. Aber vielleicht sagt ihr mir, als was es gedacht ist.“

„Das ist eine Serviettenhülle!“ erklärte die Mutter.

Annies Gesicht wurde nicht klüger.

„Was tut man damit?“ fragte sie verlegen. „Damit es auch seine richtige Verwendung findet.“

„Man hebt seine Serviette drin auf,“ erläuterte Gretl. „Das ist doch hübscher und sauberer, als wenn sie die ganze Woche offen in einem Ringe liegt.“

Da mußte Annie laut lachen.

„Ach so!" sagte sie. „Ich verstehe! Ja, freilich, bei uns da gibt's alle Tage reine Servietten."

Sie hatte es kaum ausgesprochen, da tat es ihr auch leid. Die Reue kam zu spät.

Zwar: Der Kanzleirat schüttelte nur den Kopf, Gretl staunte und Otto rief:

„Donnerkiel!"

Aber die Tante warf die Arme hoch, rang die Hände und rief:

„Entsetzlich!"

Die Mutter wurde bleich und meinte:

„So eine Verschwendung!"

Und der Onkel bekam wieder einen roten Kopf und schalt:

„Das scheint mir ja eine nette Wirtschaft hier zu sein!"

„Vielleicht hilft das!" sagte die Tante und steckte Annie das kleine Paket in die Hand, für das die nur mit einer kurzen Kopfbewegung dankte.

„Willst du nicht wenigstens nachsehen, was das ist?" fragte der Onkel.

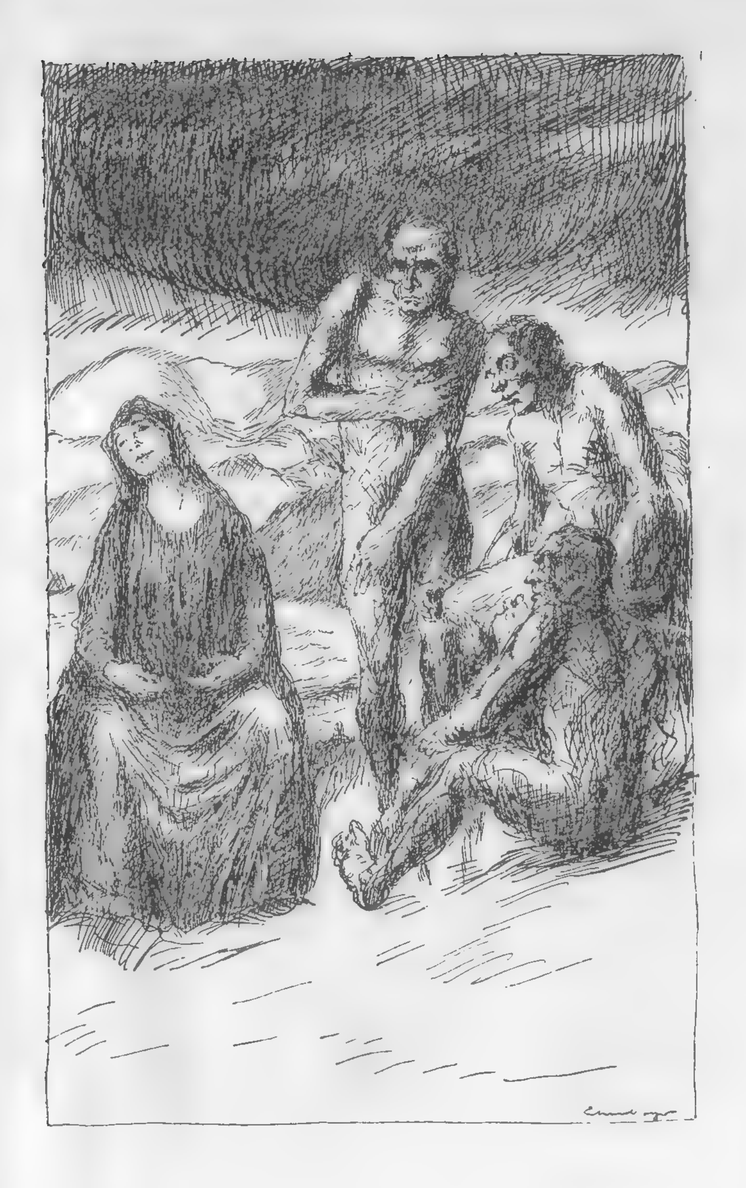
Annie war verwirrt.

„Ach so," sagte sie. „Natürlich," öffnete und hielt ein kleines ledernes Notizbuch in der Hand. „Sehr hübsch! — wirklich! — Ich danke!" — Sie gab der Tante die Hand.

„Falls du nicht wissen solltest," erwiderte die — „Es steht drauf. Aber du hältst es ja verkehrt."

Annie wandte das Buch um und las verlegen: „Haushaltungsbuch."

„Das heißt," sagte die Mutter, „falls du mit deinem



alten etwa noch nicht fertig bist, führst du es erst zu Ende, ehe du das neue anfängst.“

„Das ist doch selbstverständlich,“ meinte der Kanzleirat. „Sie kann doch nicht mitten im Quartal ein neues Haushaltungsbuch beginnen.“

„Mir scheint, hier ist alles möglich,“ sagte die Tante.

„Das wäre ja einfach gegen jede Ordnung,“ erwiderte der Kanzleirat erregt.

„Sie wird's schon machen,“ vermittelte die Mutter, aber der Onkel sagte:

„Sie sieht mir gar nicht darnach aus.“

„Wenn ich ehrlich sein soll,“ sagte Annie – „so muß ich gestehen, daß ich von der Existenz eines solchen Buches bis heute nichts gewußt habe.“

„Wie? Was?“ fragte der Kanzleirat und schob seinen Kopf nach vorn. Diesmal so scharf, daß die Brille mit einem mächtigen Ruck in die Rinne flog.

„Das ist ja nicht möglich!“ rief die Tante und der Onkel triumphierte und sagte:

„Seht ihr!“

„Um so ein Buch zu führen, dazu fehlt mir Zeit und Geduld.“

„Ja, wie kannst du denn da wissen, was du verausgabst?“ fragte die Mutter, die jetzt das Entsetzen der andern teilte.

„Wenn's alle ist, ist's eben alle!“ erwiderte Annie.

Dem Kanzleirat wurde es schwarz vor den Augen. Die Mutter nahm seine Hand und hielt sie fest. Der Tante blieb die Luft weg; sie schnappte wie ein Fisch, den man aus dem Wasser nimmt. Sie fand keine Worte und sagte nur immer:

„Höh! Höh!“

Und als Annie weiter sagte:

„Dadurch, daß man's notiert, reicht's auch nicht länger,“ da rückte der Onkel sich zurecht, wandte den Kopf zu den andern und sagte:

„Kommt!“

„Das scheint mir auch das richtige!“ japste die Tante. Der Kanzleirat nickte mit dem Kopf, mehrmals hintereinander und so bestimmt, daß seine Frau nicht zu widersprechen wagte, Otto und Gretl verzogen das Gesicht.

„Wie? Ihr wollt doch nicht etwa jetzt schon gehen?“ rief Annie entsetzt.

„Doch!“ sagte die Tante.

„Ich bliebe gern noch,“ meinte die Schwester.

„Und ihr?“ wandte sich Annie an die Eltern.

Der Kanzleirat zog die Uhr und sagte:

„Die Zeit ist um.“

„Wir haben dich ja nun gesehen,“ sagte die Mutter freundlich – „und uns überzeugt, daß es dir gut geht.“

„Und daß du keine Not leidest,“ ergänzte die Tante.

Aber Annie ließ sich so nicht abspeisen.

„An euren Ansichten kann ich nichts ändern,“ sagte sie. „Ihr habt euch einmal eure Meinung gebildet und haltet daran fest. Damit muß ich mich abfinden. Wenn ihr euch aber nach fünf Jahren endlich einmal entschlossen habt, mich aufzusuchen, dann dürft ihr auch nicht nach fünf Minuten wieder fortlaufen. Dazu kommt ihr denn wirklich zu selten. Und auf keinen Fall lasse ich euch fort, ohne daß ihr bei mir gegessen habt.“

Der Onkel stutzte; Otto, dem das Wasser im Munde zusammenlief, stand schnüffelnd an der Tür, Gretl, das eben

noch mit Tränen gekämpft hatte, machte wieder ein freundliches Gesicht. Der Kanzleirat, der schon ein paar Schritte zur Flurtür hin gemacht hatte, blieb, das rechte Bein nach vorn gestreckt, stehen. Die Mutter überlegte und sagte leise zu ihrem Mann:

„Was meinst du?"

Aber die Tante sah Annie schief an und sagte:

„Kommt! Wir können uns auch zu Hause satt essen."

Sie sah nicht, wie Annie durch die offenstehende Tür ein Zeichen gab. Erst als Otto aus voller Kehle rief:

„Donnerkiel!"

wandte sie sich um und sah, wie der Diener und die Zofe einen pompös gedeckten, mit Blumen geschmückten, mit Weinen besetzten Tisch ins Zimmer trug. Eine Schüssel mit Riesenhummern und der Duft köstlicher Salate verriet, daß es nicht nur ein reizvolles Bild, sondern Wirklichkeit war.

Da verlor als erster der Onkel die Contenance und schnalzte laut mit der Zunge.

„Sieh nur, Mama!" rief Gretl entzückt. „Gibt es denn so etwas?"

Und Otto dachte, das werden wir gleich haben. Er befühlte recht unsanft die Hummerbäuche und stellte fest, daß es keine Attrappen waren.

Annie nutzte klug die Verblüffung.

„Ich habe jedem sein Leibgericht kochen lassen!" sagte sie, „dir, Papa, eine junge Gans." –

Der Kopf des Kanzleirats schnellte in die Höh; er ließ die Hand seiner Frau los und setzte als Zeichen, daß er kapitulierte, das rechte Bein wieder zurück.

„Du, Onkel, bekommst deinen geliebten Burgunder."

„Oh," sagte der und spitzte den Mund wie ein guter Kenner.

„Dir, Mama, grüne Spargelspitzen und junge Artischokkenböden."

„Aber Kind," sagte die Mutter – „zu der Jahreszeit! Was das kostet!"

„Dir Gretl . . ."

„Doch nicht gar Halbgefrornes mit Schokoladensauce?" fragte sie in höchster Erregung.

„Erraten!" erwiderte Annie. „Und zwar eine Riesenportion!"

„Himmlisch!" rief Gretl – „Und da wolltet ihr gehen."

„Und für dich, liebste Tante, habe ich nicht ohne Mühe einen kleinen Korb ganz besonders schöner . . ."

Annie machte eine Pause. Und zwar nicht aus Zufall.

Die Tante zitterte, sperrte den Mund auf und sagte:

„Ga . . ."

„Ja!" fuhr Annie fort. „Gartenerdbeeren besorgt."

„Setzen wir uns!" kommandierte die Tante und sprach damit die alle erlösenden Worte.

Der Diener goß ein. Die Zofe reichte die Schüssel.

„Auf euer Wohl!" sagte Annie.

Sie stießen an und tranken.

Dann fuhren sie sich mit den Händen über den Mund nickten sich zu, sagten:

„Gut!"

steckten sich die Servietten hinter die Hälse, beugten sich über die Teller, fielen mit Messern und Gabeln über die Hummern her, hatten für nichts anderes mehr Sinn als für Essen und Trinken und begleiteten jede neue Schüssel, der sie schon, wenn der Diener mit ihr noch in der Tür

stand, neugierig die Hälse entgegenstreckten, mit einem lebhaften:

„Ha!“

Eine Zeitlang hörte man nichts als durch die Tätigkeit des Essens und das damit verbundene Wohlgefühl hervorgerufene Geräusche.

Während Annie, die selbst kaum aß und die andern zum Essen anregte, daran ihre Freude hatte, empörte sich in dem alten Diener das in Jahrzehnten entwickelte Gefühl für Takt und gute Manieren.

„Einmal“, sagte er zu der Kammerzofe, die das seltene Schauspiel von der heiteren Seite nahm und sich königlich amüsierte, — „will ich mich ja erniedrigen. Wenn der Verkehr hier zur Gewohnheit wird, kündige ich.“

„Ist es Ihnen so schmerzlich, an die Gewohnheiten Ihrer Kinderstube erinnert zu werden?“ fragte die Zofe.

„Wir sind im vierten Gliede herrschaftliche Kammerdiener!“ erwiderte der Alte gekränkt.

„Sehr entwicklungsfähig scheint Ihr Geschlecht demnach nicht zu sein,“ spottete die Zofe.

„In meiner Familie hat schon der Urgroßvater den Fisch mit zwei Gabeln gegessen.“

„Denken Sie an! Und Sie, sein Urenkel, müssen Leute bedienen, die die Kartoffeln mit dem Messer schneiden!“ —

Die Wangen waren bereits vom Wein gerötet, da sagte der Kanzleirat:

„Ich kann mir nicht helfen, aber so einer Gans gegenüber fühle ich mich wie ein ganz andrer Mensch!“

„Die ist aber auch nicht von schlechten Eltern,“ sagte Otto. Und der Onkel meinte:

„So ein Burgunder ist das einzige auf der Welt, wofür ich Frau und Kind im Stiche lassen könnte.“

„Ich muß auch sagen,“ erwiderte die Tante – „ich weiß zwar nicht, ob das von der Gans oder von dem Burgunder kommt – jedenfalls, ich sehe jetzt alles ganz anders.“

Während sich anfangs die wenigen Worte, die man bei Tische sprach, nur um das Essen drehten, fing man jetzt, angeregt vom Weine, an, auch von andern Dingen zu reden. Ja, der Onkel stand nach dem ersten Glase Sekt sogar auf, zog die Serviette heraus, kaute schnell zu Ende, wischte sich den Mund und hielt eine Rede:

„Liebe Nichte! Je mehr – up – ich trinke ... ä, ich wollte natürlich sagen, je mehr ich darüber nachdenke, um so klarer wird mir – wird es mir, – up – daß wir uns die ganzen Jahre über eigentlich – up – recht dumm dir gegenüber benommen haben.“

„Bravo!“ rief Otto, und auch die andern nickten mit den Köpfen.

„Ich glaube, – up – daß wir nach den heute hier genommenen, ä gewonnenen, zu Kopfe, ä ... ich meine – up – zu Herzen gehenden Eindrücken, – up ...“

„Bravo!“ rief Otto, und die Tante meinte:

„Ganz meine Ansicht!“

„... daß wir nach alledem – up – gradezu stolz sein müssen ...“

„Das finde ich auch,“ sagte die Tante, und die Mutter nahm gerührt die Hand des Kanzleirats, der grade das Messer in den Mund schob, nickte ihm zu und sagte:

„Wie schön er spricht!“

„Stolz sein müssen,“ wiederholte der Onkel vom Beifall

angeregt — „eine Künstlerin von solchem Range, deren — up — wahren Wert" — und seine Augen ruhten abermals voll Liebe auf den vollen Schüsseln — „wir erst heute — up — so richtig kennen lernen, in — up — der Familie zu haben."

„Bravo! bravo!" riefen jetzt alle.

„Deshalb wollen wir von — up — heute ab dies Haus als eine Familien — up — Stätte betrachten, an der wir uns — up — regelmäßig und häufig versammeln. In diesem Sinne erheben wir — up — unsere Gläser und rufen: hoch die große Künstlerin Annie, dreimal hoch!"

Laut stimmten alle in dieses Hoch ein; Gretl war mit ihrem vollen Teller an den Flügel gestürzt und spielte die Melodie. Die Frau Kanzleirat schluchzte vor Rührung und sah bewundernd zu ihrer Tochter auf, Otto und der Onkel gröhlten in tiefem Baß, die Tante hatte sich in den Stuhl zurückgelehnt und sang, mit dem Körper wippend, das volle Sektglas in der Hand, dessen Inhalt jedesmal, wenn sie sich nach vorn beugte, überschwappte und durch die durchbrochene Bluse auf die vollen Brüste lief, der Kanzleirat schwang eine Gänsekeule und gab den Takt an. Annie, erfreut und belustigt, rief mehrmals:

„Danke! danke!"

und gab dem aufs höchste empörten Diener immer wieder das Zeichen, die Gläser vollzuschenken.

Als das Hoch verklungen war, sagte die Frau Kanzleirat gerührt:

„Wie schön!"

Die Tante, deren Glas jetzt leer war, wippte noch immer, Otto und sein Vater stießen an und umarmten sich, der Kanzleirat schlug noch immer den Takt mit der Keule und fragte:

„Was singen wir jetzt?“

„Heil dir ...“, schlug der Onkel vor – Die Tante sagte:

„Unsinn!“

Die Frau Kanzleirat, der noch immer die Tränen liefen, wandte sich zu Gretl und sagte zärtlich:

„Spiel nur, mein Kind. Wir singen dann schon.“

Und Gretl trat auf das Pedal, drückte die Tasten und spielte:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
„daß ich so traurig bin.“

Die Tränen der Frau Kanzleirat überstürzten sich. Auch die Tante fing jetzt an zu heulen. Und selbst die Augen der drei Männer, die falsch und mit Gefühl sangen, standen voll Tränen.

Nach dem letzten Vers sagte die Frau Kanzleirat:

„Was für ein schönes Lied.“

Und die Tante ergänzte:

„Und was für ein schöner Abend.“

Gretl war von dem Flügel aufgestanden und wieder an den Tisch getreten.

„Wie nett du spielst,“ sagte Annie und küßte sie auf die Stirn.

Die Frau Kanzleirat stieß ihren Mann an und sagte gerührt:

„Sieh nur unsere Kinder.“

„Kannst du sonst noch etwas?“ fragte Annie.

„Ja,“ erwiderte Gretl, und die Mutter sagte:

„Sag ein Gedicht auf.“

„Welches?“ fragte Gretl.

„Das du am besten kannst.“

Gretl überlegte, stellte sich dann in die Mitte des Zimmers und deklamierte:

Der Segen der Mutter
von Paul Altheer.

Die Mutter spricht zum Töchterlein:
Nun zieh mit Gott hinaus ins Weite
Die Englein geben dir's Geleite.
Sie werden deine Hüter sein.

Der Onkel räusperte sich.

Sei brav in jedem kleinsten Schritt
und nimm auf allen deinen Wegen
die Herzenswünsche und den Segen
der treu besorgten Mutter mit.

Tante und Onkel nickten mit den Köpfen.

Die Welt ist voller Mißgeschick.
Der Weg der Redlichkeit ist schwierig.
Die Untreu wartet beutegierig
auf einen schwachen Augenblick.

Auch der Kanzleirat wurde jetzt ernst.

Des Leichtsinns lachend Angesicht
umlockt dich, um dich zu betören. —
Und wenn die jungen Männer schwören,
So glaube ihren Eiden nicht.

„Ausgezeichnet!" sagte der Onkel und die Tante meinte: „Das sollte sich jedes Mädchen hinter die Ohren schreiben."

Die Tugend kargt mit ihrem Lohn.
Und trocknes Brot ist hart und bitter.
Das Laster beut dir Gold und Flitter.
Und eh du nachgibst, hat's dich schon.

Jetzt sahen alle zu Annie, die verlegen zur Erde sah.

Oh, weiche diesem Reichtum aus
und denk der Schmerzen und der Tränen
der Lieben, die dich tapfer wähnen.
Oh, denke an dein Vaterhaus.

Eisiaes Schweigen folgte dem Vortrag.

Der Onkel knöpfte seinen Rock bis oben hin zu. Die Tante legte ostentativ Messer und Gabel hin, schob den Teller fort und rückte den Stuhl ab. Die Frau Kanzleirat nahm Gretl bei der Hand und zog sie zu sich. Ihr Mann kniff den Mund zusammen und sah alle der Reihe nach an. Dann flitzte er wie eine Signalstange plötzlich in die Höhe, stand kerzengrade, zog die Uhr und sagte:

„Wir haben uns versäumt."

Wie auf ein Zeichen standen jetzt auch die andern. — Nur Otto saß — und die Tante sagte:

„Es ist Zeit. Wir wollen gehn."

„Kommt!" sagte der Onkel.

„Ja, was bedeutet das?" fragte Annie.

Gretl und Otto verzogen das Gesicht.

„Ich will nicht!" wehrte sich Grete.

Aber Mutter und Tante nahmen sie bei der Hand.

„Schäm' dich!" sagte der Onkel. Grete sah ihn an und fragte:

„Warum?"

„So eilt doch nicht so!“ bat Annie und suchte sie zu halten. „Die Stimmung wird ja wieder kommen.“

Strafende Blicke des Onkels trafen sie, und die Tante sagte:

„O nein!“

Der Kanzleirat nahm seine Frau unter den Arm, trat an Annie heran, gab ihr die Hand und sagte kalt:

„Adieu!“

Die Frau Kanzleirat schluchzte und brachte kein Wort heraus.

Annie schüttelte den Kopf und sagte:

„Ist denn das möglich?“

„O ja!“ sagte die Tante und ging ohne ein Wort des Abschieds hinter Kanzleirats zur Tür. Da wandte sie sich um und rief:

„Otto!“

Der trank schnell noch sein Glas, dann das seines Vaters aus und rief:

„Ich komme!“

Der Onkel, der einen roten Kopf hatte, nickte Annie zu und sagte:

„Adjes!“

Gretl ging als letzte; sie blieb vor Annie stehen, warf sich ihr in die Arme und schluchzte laut.

Annie drückte sie an sich und war gerührt. Die Tante kam zurück und rief auf den Flur hinaus:

„So eine Mutter!“

Die Frau Kanzleirat erschien.

„Da hast du's!“ sagte die Tante und wies auf die beiden. Sie nahmen Gretl beim Arm und zogen sie gewalt-

sam hinaus. An der Tür nickten die Schwestern sich noch einmal zu.

Auf Annie hatte das Wiedersehen stark gewirkt. Sie stand jetzt in Gedanken. Wie ein Traum erschien ihr das Ganze. Und so sehr sie sich mühte, sich in diese fremde Welt hineinzudenken – die Gefühle und Gedanken dieser Menschen blieben ihr unverständlich.

Da hörte sie leise die Tür gehn, die zu dem hintern Ausgang führte. Sie trat erst einen Schritt zurück und verbarg sich dann hinter einem Schirm. In der Tür stand Otto. Er sah sich um, eilte dann auf die Tafel zu, trank hastig alle Gläser aus und steckte sich ein paar Hummerbäuche in die Taschen. Dann verschwand er schnell.

Annie, die erst ihren Augen nicht traute, dann aber nur zu deutlich sah, was vorging, lachte laut auf.

„Der arme Junge!" dachte sie und wollte eben wieder hervortreten, als sich leise die Klinke der Flurtür senkte.

Die Tür glitt ins Zimmer und auf den Zehen schlich die Tante über das Parkett. Sie überzeugte sich, daß sie allein war, raffte dann schnell zusammen, was sie fassen konnte: Zigarren, Zigaretten, Weine, und reichte sie dem Onkel, der auf der Schwelle stand, ihr die Sachen abnahm und hastig alles unter seinem Rock verbarg.

Annie stieg der Ekel auf. Sie überlegte, ob sie aus ihrem Versteck hervortreten und diesen Heuchlern in die Arme fallen sollte. Sie schämte sich, ließ sie gewähren und riß, als sie wieder draußen waren, weit alle Fenster auf.

Dann erschrak sie plötzlich. Ihr kam ein Gedanke! Wenn der zur Wahrheit wurde! Daß auch die Eltern jetzt kamen; sich wie der Onkel und die Tante hereinschlichen und vom Tisch das Essen stahlen. Was tat sie dann? – Großer

Gott, der Gedanke war furchtbar. Sie stand und horchte; und sobald sie ein Geräusch hörte, war sie überzeugt: das sind sie!

Es waren wohl zehn Minuten vergangen, da läutete es.

Sie sah nach der Uhr. Es war halb zehn. Wer kam jetzt? Der Baron hatte die Schlüssel.

Das Mädchen meldete:

„Die alte Dame."

„Welche?" fragte Annie.

„Die von vorhin."

„Was will sie?"

„Das gnädige Fräulein sprechen."

„Wie ist sie hereingekommen?"

Das Mädchen sah sie erstaunt an.

„Wie sie hereingekommen ist?" wiederholte Annie erregt. „Hat sie geklingelt?"

„Selbstredend."

„Wissen Sie das genau?"

„Aber ja! ich hätte ja sonst nicht geöffnet!"

„Gott sei Dank!" rief Annie und atmete auf. „Lassen Sie sie herein!"

Und ins Zimmer trat die alte Mutter. Freundlich und ohne Scheu trat sie auf Annie zu und reichte ihr die Hand.

„Da bin ich schon wieder!"

„Recht so, Mutter."

„Es tat mir so weh, daß wir dich heute kränken mußten. Wo ich doch fühlte, wie gut du es meintest."

„So, Mutter, hast du das gefühlt?" fragte Annie freudig.

Die Alte nickte.

„Und bist doch mit den andern gegangen."

„Wenn's sich um mich gehandelt hätte, ich wär geblieben. Aber du weißt ja nicht, wie schlecht die Menschen sind."

„O doch! Das weiß ich!" erwiderte Annie.

„Und darum, siehst du, müssen wir auf unser Gretl und ihren Ruf bedacht sein. Denn jede ist eben nicht so eine große Künstlerin wie du."

„Du meinst, daß der Onkel und die Tante Gretls Ruf schädigen könnten?"

„Ja!" erwiderte die Alte. „Deshalb dürfen wir nicht bleiben. Das verstehst du doch?"

Annie kniff die Lippen zusammen.

„Ich beginne zu begreifen," sagte sie.

„Der Onkel und die Tante, die nehmen's nun mal so übertrieben genau."

„Ich weiß."

„Und da du doch mit dem Baron — wenn du verheiratet wärst — aber so . . ."

„Gewiß! es ist recht gut, daß der Onkel und die Tante über Gretls Tugend wachen," erwiderte Annie, und die Alte merkte nicht, wie der Ekel in ihr aufstieg.

„Aber ich bin darum doch deine Mutter."

„Gewiß, das bist du."

„Und habe dich lieb."

„Und, um mir das zu sagen, kamst du nochmal?" fragte sie und nahm die Mutter bei den Händen.

„Ja!"

„Wie lieb von dir!"

„Das heißt," sagte die Alte zögernd — „es hat noch einen andern Grund."

Annie stutzte.

„Du weißt, wir sind kleine Beamte und leben in bescheidenen Verhältnissen."

„Gewiß, das weiß ich," erwiderte Annie.

„Siehst du, so eine Gans, du lieber Gott, in den jetzigen Zeiten, wie können wir daran denken, uns jemals so etwas zu leisten."

Annie nickte.

„Und der Vater, gewiß, er hat seine Eigenarten, aber im Grunde, da ist er doch ein guter Mensch."

„Das ist er gewiß," bestätigte Annie.

„Und siehst du, Gänsebraten, das war ja immer seine Schwäche — oder Leidenschaft — oder wie du es nun nennst."

„Darum eben habe ich sie ihm vorgesetzt."

„Gewiß, das war gut und lieb von dir. Aber wie das nun alles so kam, den richtigen Genuß hat er jedenfalls nicht davon gehabt."

„Das tut mir aber leid."

„Ich würde ja gewiß nichts sagen. Aber schon auf dem Wege nach Hause, da merkte ich, daß ihn was drückte."

„Ist es ihm nicht bekommen?" fragte Annie besorgt.

„Das schon. Aber sieh mal, wenn man sich Jahre lang nach einer Gans gesehnt hat und schließlich geht einem der Wunsch in Erfüllung und man sitzt davor und hat das erste Stück eben im Magen . . ."

Annie begann zu begreifen.

„Ah so!" sagte sie.

„Und da er in so gedrückter Stimmung war, fragte ich ihn, was ihm denn fehle."

„Ja, und?" fragte Annie. „Was gab er zur Antwort?"

„Er stierte schwermütig vor sich hin und sagte traurig:

‚Die Gans hätte man wenigstens noch zu Ende essen können.' Da packte mich das Mitleid und ich sagte mir: du kehrst um und gehst sie holen."

Annie lachte.

„Das war eine gute Idee," sagte sie. „Aber da hättest du früher kommen müssen."

Die Mutter verstand sie nicht und Annie fuhr fort:

„Die Gans ist nämlich auf rätselhafte Weise verschwunden."

„Verschwunden?" fragte die Alte.

„Ja! Und zwar, während ich im Zimmer war."

„Wie ist das möglich?"

„Ich hätte das auch nicht für möglich gehalten. Aber weißt du, im Grunde, da ist es ganz lustig, und eigentlich freut es mich. Es hat mir so die letzten Zweifel genommen."

Das Gesicht der Alten wurde nicht klüger.

„Aber das tut nichts," sagte Annie. „Wenn die Gans auch weg ist. Wir werden schon in der Küche noch etwas finden."

Sie rief die Kochfrau und trug ihr auf:

„Nehmen Sie einen von den kleinen Körben, die unten in der Kammer stehn, tun Sie eine Gans, ein Paar Hühner, schöne junge Gemüse und ein paar Flaschen guten Rotwein hinein und sagen Sie Franz, er soll es der Dame in ihre Wohnung bringen."

Die Alte schlug vor Glück die Hände zusammen und sagte:

„Nein, du bist ein Kind!"

„Und einen schönen Gruß an den Vater und bestell ihm, daß er von jetzt ab jede Woche so einen Korb erhält."

„Ist das wahr?“ rief die Alte. „Nein, so ein Glück, ein solches Kind zu haben!“

„Und den lieben Onkel und die liebe Tante ladet ihr dann dazu, und wenn es euch schmeckt, dann denkt ihr an mich und trinkt auf mein Wohl.“

„Das tun wir ganz gewiß.“

„Und was die Hauptsache ist, Gretls guter Ruf kommt nicht in Gefahr.“

Die Alte zog eben gerührt das Taschentuch hervor, als draußen die Tür ging. Annie horchte auf, dann sagte sie:

„Einen Augenblick, Mama,“ und verschwand.

Man hörte — und auch die Alte, die die Ohren spitzte, hörte es — wie sie mit dem Baron sprach und ihn bat, einen Augenblick im Herrenzimmer zu warten. Dann kam sie in den Salon zurück.

„So, da bin ich wieder,“ sagte sie.

„Ich störe?“ fragte die Alte.

„Aber nein! Durchaus nicht.“

„Du hast Besuch?“

„Es ist nichts.“

Die Alte trat nahe an die Tochter heran und sagte heimlich

„Weißt du?“

„Ja?“

„Gesehen hätt' ich ihn gern einmal.“

„Wen?“ fragte Annie.

„Na, du weißt schon.“

„Den Baron?“

Die Alte nickte.

„Nicht möglich!“ rief Annie erstaunt, und die Alte sagte:

„Da du doch nun mal mit ihm zusammenlebst.“

„Du willst also wirklich, daß ich ihn dir bringe?“

„Es erfährt ja niemand."

„Aus Neugier also?"

„Der Vater wüßte auch gern, wie er ausschaut."

Annie schüttelte den Kopf und sagte:

„Nein! Das ist mir zu dumm! Ich lebe in meiner Welt. Lebt ihr in eurer."

„Und der Korb?" fragte die Alte ängstlich.

„Wird euch jeden Sonnabend gebracht."

Das Gesicht der Alten erhellte sich wieder. Der Diener erschien gekränkt mit dem Korbe. Annie reichte der Mutter die Hand und geleitete sie zur Tür.

Dann lief sie ins Herrenzimmer, warf sich dem Baron an den Hals.

„Du zitterst ja," sagte er und sah, daß sie Tränen in den Augen hatte.

„Hast du mich lieb?" fragte sie zärtlich.

„Sehr!" gab er zur Antwort, nahm ihren Kopf zwischen seine Hände, sah sie an und fragte:

„Aber was ist dir?"

Sie schmiegte sich fest an ihn und sagte:

„Nichts. — Wenn du mich nur lieb hast."

Die trauernden Verwandten

Es roch noch immer nach Lorbeerblättern, Rosen und Veilchen. Die breiten Wände des ausgeräumten Eßsaales waren mit schwarzem Tuche überspannt. Vor den großen Spiegeltüren, die an beiden Seiten in die Nebenräume führten, standen noch gedrängt die Efeukästen und Palmen. Zwischen den Riesenkandelabern, die in gerader Linie nebeneinander unten im Saale standen, lagen die letzten Kränze; die wohl zu spät gekommen oder, da der Wagen sie nicht mehr faßte, aus Not zurückgeblieben waren.

Die eine Spiegeltür wurde aufgerissen.

„Fabelhaft, fabelhaft," sagte der Professor.

„Es riecht überall gleich stark nach Menschen," stöhnte Ida. „Man hätte, während wir auf dem Kirchhofe waren, wahrhaftig lüften können. Aber Rücksichten kennt sie nun einmal nicht, deine Nichte Fanny."

„Hier ist's erträglicher," erwiderte der Professor, schnüffelte in den Eßsaal und schob sich durch die Tür. Ida folgte:

„Meinetwegen!"

Auch die andern kamen: Regierungsrat Störmer mit Gattin, Oberlehrer Sasse mit Frau, Hofbankier Walther nebst Gemahlin. Alle in tiefer Trauer. Die Männer in zugeknöpftem Gehrock mit Zylinder; gekränkt, ernst, würdevoll, kerzengerade. Die Frauen mit blassen Gesichtern, rotgeweinten Augen und traurig mitleidsvollen Mienen.

„Setzt euch," sagte der Professor.

Sie schoben die Stühle, die durcheinander standen, in einen Halbkreis und setzten sich. Die Männer legten ihre hohen Hüte unter die Stühle, die Frauen zogen die Leinentücher aus den Taschen und weinten.

Nur der Professor stand noch.

„Ihr seid damit einverstanden, daß wir mit Fanny das Notwendigste gleich jetzt besprechen?"

Die Männer sagten „Ja"; die Frauen nickten mit den Köpfen.

„Kann man denn nicht wenigstens bis morgen damit warten?" schluchzte die Gemahlin des Hofbankiers Walther.

„Nein!" sagte kurz der Professor und unterdrückte damit den Widerspruch Sasses, der auch gerade den Mund auftat, um zu sprechen. Der Professor schritt würdevoll zur Tür, rief den Diener und befahl mit tiefer Stimme:

„Sagen Sie meiner Nichte, daß die Familie sie hier erwartet."

Der Diener zögerte: „Gnädige Frau haben mir streng befohlen, heute jeden Besuch . . ."

Weiter kam er nicht; der Professor schob ihn zur Seite. Man hörte, wie er mit starken Tritten über den Korridor schritt, jetzt stehen blieb, kräftig an einer Tür pochte, öffnete, eintrat . . .

Nun, da man nichts mehr hörte, atmeten die Frauen tief auf; die Männer räusperten sich; der Oberlehrer spuckte ins Taschentuch; der Regierungsrat sah's und wandte sich ab; der erstaunte Diener schüttelte den Kopf und flüsterte: „Shocking!" Nur die Gemahlin des Hofbankiers schluchzte noch immer . . .

Da wurden von neuem die Tritte des Professors hörbar; die Frauen begannen wieder zu weinen; die Männer räusperten sich nicht mehr; der Oberlehrer steckte sein Schnupftuch in die Hosentasche; der Diener stand kerzengerade, und in die Tür trat: der Professor! An seinem Arme hing Fanny, die kaum die Füße rührte. Ernst und

entschieden schob er sie neben sich her, führte sie zu einem Sessel und sagte kurz:

„Setz' dich."

Fanny glitt willenlos in den Sessel. Sie hatte längst keine Tränen mehr und stierte mit glanzlosen Augen teilnahmslos vor sich hin. Sie sah nichts und wußte nichts; weder was diese Menschen hier von ihr wollten, noch was nun weiter wurde. „Nur nicht denken, nicht denken!" rief sie sich zu, so oft sie aus ihrer Anästhesie erwachte.

Der Professor war anderer Ansicht.

„Wir haben bis jetzt geschwiegen," begann er mit kräftiger Stimme; „nun aber ist es endlich an der Zeit zu reden."

Das war ganz dumm, denn draußen schaufelten die Leichengräber noch an dem Grabe. Aber es wirkte. Einmal, weil es echt war und dann, weil bei allen die Neugier, mehr von den Motiven zu hören, die „diesen lebensfrohen Menschen mitten aus der Fülle seines künstlerischen Schaffens" — das waren die Worte des Geistlichen gewesen — in den Tod getrieben hatten, größer war als die konventionelle Trauer, für deren Äußerung ja später noch Zeit und Gelegenheit genug blieb.

„Liebe Fanny," fuhr er in feierlichem Tone fort, „das reine Wappenschild unserer Familie ist durch diesen gewaltsamen Tod und seine Zusammenhänge beschmutzt. Es ist unsere Pflicht, aus Pietät für die toten" — hier schluchzte die Frau des Oberlehrers — „wie aus Rücksicht auf die lebenden Mitglieder unserer Familie, diesen Schandfleck zu tilgen."

„Sehr richtig!" rief der Regierungsrat, und der Ober-

lehrer nickte so lebhaft mit dem Kopfe, daß ihm der Kneifer von der Nase flog.

„Und zwar so schnell wie möglich!" fuhr der Professor fort. „Ich habe daher den Rechtsanwalt Heinrich gebeten, gemeinsam mit uns zu beraten, was im Interesse des Rufes der Familie zu geschehen hat. Wir rechnen dabei mit Bestimmtheit auf dich, Fanny. Für dich kann es ja in dieser Stunde nur eine Pflicht geben: die Schuld deines seligen Mannes zu sühnen. Bist du dazu bereit?" fragte er sie.

Fanny saß teilnahmslos und hörte nichts. Als er ihr jetzt: „Bist du bereit?" in die Ohren brüllte, sah sie auf und sagte leise: „Ja", ohne zu wissen, was man von ihr wollte. Es ist ja auch ganz gleich, dachte sie.

Der Professor gab ein Zeichen. Der Diener öffnete die Tür, und der runde, kleine Anwalt polterte herein. Wie drei aufeinander gestülpte Kugeln sah er aus, legte Hut und Mantel ab, schlug die Hacken zusammen, beugte den runden Oberkörper nach vorn und küßte der Gemahlin des Hofbankiers ehrfurchtsvoll die Hand, drückte die der Frau Regierungsrat mit verbindlichem Lächeln, grüßte mit kurzer Kopfbewegung zur Frau Oberlehrer hinüber und sagte, ohne sich zu bewegen, kurz und steif: „Tag!", als er bei Fanny vorüberschritt. Dann setzte er sich neben den Professor.

„Was zunächst die finanzielle Seite dieses Trauerfalles angeht, so hat dein Mann trotz seines großen Einkommens, es waren wohl an die sechzigtausend Mark im letzten Jahre" — hier lächelte die Frau des Hofbankiers Walther, aber der Frau des Oberlehrers stieg das Blut in den Schädel,

und sie stieß ihren Mann an — „wie du ja weißt, keinen Pfennig Vermögen hinterlassen.“

Vorwurfsvoll fuhr er fort: „Du, Fanny, kanntest seine leichtlebige Art, aber leider: du machtest nicht einmal den Versuch, ihn zur Sparsamkeit anzuhalten; du bist also mit schuld daran, wenn du mit deinen Kindern heute mittellos dastehst; hättet ihr nur die Hälfte eures Einkommens jährlich zurückgelegt, so würdet ihr heute nicht der Familie zur Last fallen.“

Er trat einen Schritt vor.

„Blickt auf mich! Ich gehöre seit fünfzehn Jahren als Extraordinarius dem Lehrkörper der königlichen Universität an, bin Mitglied des Stadtverordnetenkollegiums und seit nunmehr sechzehn Jahren Kandidat der nationalliberalen Partei im Kreise Dortmund-Hoerde. Es ist, wenn die heutige Konstellation bis zu den nächsten Wahlen anhält, durchaus nicht ausgeschlossen, daß ich eines Tages als Volksvertreter in den Deutschen Reichstag einziehe“ — er machte eine Pause, denn er wollte die Wonnen dieser, wenn auch noch so fernen, Aussicht ganz genießen. — „Aber“ — und er unterstrich jedes Wort — „ich brauche trotz der Verpflichtungen, die mir meine hohe soziale Stellung auferlegt, noch nicht die Hälfte von dem, was ihr jahrein, jahraus vergeudet habt. Ich lege Wert darauf, heute daran zu erinnern, daß ich vor zweiundzwanzig Jahren schon gegen diese Ehe Fannys mit einem Künstler war. Allen diesen mir so wesensfremden Menschen fehlt gerade das, was wir als die bedeutsamste Tugend von einem jeden deutschen Manne, gleichviel welcher Konfession und welcher politischen Richtung er angehört, entschieden fordern müssen, die innere Gebundenheit! Das Pflicht-

gefühl! Mit einem Worte: die Korrektheit! Wir brauchen keine Individualitäten! Die Begriffe von Moral und Recht stehen fest; sich ihnen anzupassen und unterzuordnen, ist die Pflicht eines jeden. Wem sie nicht passen, wer eigene Wege geht, den übergeben wir dem Arzte oder dem Staatsanwalt! — Und diese Korrektheit, die fehlte leider auch ihm, der dich zur Frau nahm und so mein Schwager wurde, ohne daß ich mich bis zum heutigen Tage ihm verwandt fühlte. Ja, ich benutze diese Stunde, um ganz förmlich diese Absage an den nun in Gott Entschlafenen zu richten, dessen ganz freie, persönliche, an keine Prinzipien und keine Tradition gebundene Auffassung vom Leben, die sich über herrschende Moral und geltende Gesetze kühn hinwegsetzte, mir vom ersten Tage an zum äußersten zuwider war."

Der Professor hatte gesprochen; seine Frau stand auf trat an ihn heran, drückte ihm die Hand und sagte:

„Wie stolz ich auf dich bin!" Sie ging dann zu Fanny, die noch immer nicht wußte, was vorging, legte ihren Arm auf ihre Schulter und klagte:

„Wenn dein Mann ihm auch nicht gleich zu ähneln brauchte," und dabei wies sie auf den Professor, der eben hinzutrat, „ein klein wenig nur von seiner Größe und Würde hätte ja genügt, um dich und die Kinder glücklich zu machen!"

Fanny schwieg; aber der Professor sagte: „Da magst du schon recht haben. Das darf uns aber nicht hindern," und damit wandte er sich an den Anwalt, „so sehr euch meine Worte auch bewegt haben, — man ist nun einmal Mensch und kommt aus seiner Haut nicht heraus, — nunmehr den Gegenstand rein geschäftlich zu behandeln."

Dr. Heinrich entnahm seiner Mappe ein Schriftstück.

„Bitte," sagte der Professor.

„Was ich vorzutragen habe," erklärte Dr. Heinrich, „ist an die Adresse der Frau Fanny Kersten gerichtet. Alle andern", und er sah sie der Reihe nach an, „kennen den Inhalt. Ich habe aber den Eindruck, als wenn Frau Kersten den Vorgängen hier überhaupt nicht folgte."

„Das wäre ja noch schöner," erklärte entrüstet der Professor. „Ja, für wen sitzen wir denn hier und vergeuden die Zeit, die wir, weiß Gott, nutzbringender verwenden können?" Er wurde feierlich. „In zwei Stunden tritt im Rathause die Kommission, die über die Anlegung von zehn öffentlichen Bedürfnisanstalten beraten soll, zu ihrer ersten Sitzung zusammen. Dreißigtausend Mark verlangt der Magistrat dafür! So etwas will durchdacht und auf seine Notwendigkeit hin geprüft sein! Die Interessen der Allgemeinheit stehen da in Frage, während es sich hier um das Einzelschicksal einer Familie handelt, die noch dazu durch eigene Schuld ins Unglück geriet."

„Sie haben vollkommen recht," sagte der Anwalt.

„Ich darf also bitten, liebe Fanny, daß du dich jetzt zusammenreißt. Du sollst Gott danken, daß du uns hast. Andere an unserer Stelle hätten sich längst zurückgezogen."

Fanny, die mehr fühlte als hörte, was man sprach, richtete sich auf.

„Ja, was wollt ihr denn?" jammerte sie. „Laßt mich doch in Ruhe! Mir ist ja längst alles gleich! Beschließt! Und was ihr bestimmt, soll gelten und gut sein."

„Wenn dem so ist," sagte der Anwalt, „um so besser." Und er entfaltete einen Bogen und las:

„1. Frau Fanny Kersten verpflichtet sich, innerhalb von

vierzehn Tagen Berlin zu verlassen und ohne Genehmigung der Familie nicht nach dort zurückzukehren.

2. . . ."

„Halt!" unterbrach ihn der Professor. „Diese selbstverständliche Rücksicht auf uns bedarf wohl keiner Begründung?"

„Wenn mein Hiersein euch geniert – bitte!" – erwiderte Fanny; „mir ist es völlig gleichgültig, wo ich lebe."

„Ich glaube, du mißverstehst uns," sagte vermittelnd der Regierungsrat. „Du tust uns leid; von Herzen leid. Und was deinen Mann betrifft: ich für meine Person bedaure auch ihn!" – und zu den andern gewandt fügte er hinzu: „Wenngleich ich das nach außen natürlich nicht zu erkennen gebe."

„Gott soll hüten," sagte der Hofbankier Walther, der seine beste Kundschaft verlor, wenn der Skandal an die große Glocke kam.

Und der Regierungsrat unterstrich: „Nach außen, da müssen wir ihn natürlich ganz entschieden verurteilen und von ihm abrücken."

„Was hat das alles nur mit meinem Fortgang aus Berlin zu schaffen?" fragte Fanny nervös.

„Man sieht," erwiderte der Professor, „wie du an der Seite dieses Mannes jedes feine Gefühl verloren hast. Sonst könntest du nicht so naiv fragen."

Und der Anwalt erläuterte: „Ihre Familie hat natürlich den Wunsch, daß alles, was sie und Dritte an diesen empörenden Skandal erinnert, aus dem Gesichtskreise Berlins verschwindet."

„Natürlich," bestätigte der Professor, „dadurch, daß du mit den Kindern hier lebst, man euch begegnet, von euch

spricht, wird dauernd die Erinnerung an dies Unglück wachgehalten, in dessen letztem Zusammenhang man als Verwandte schließlich auch uns nennt. Seid ihr fort, sieht man euch nicht, so seid ihr und die ganze unglückselige Geschichte bald vergessen. In einer fremden Stadt weiß kein Mensch, wer ihr seid; ich meine, daß du selbst diesen Wunsch haben müßtest: schon mit Rücksicht auf deine Kinder."

„Über meine Wünsche und Gefühle sprich bitte nicht!" forderte Fanny ziemlich energisch. „Das mache ich schon mit mir selbst ab. Es hat ja auch mit dem Geschäftlichen gar nichts zu tun. Und darauf wollen wir uns bitte beschränken; zumal nach der Offenheit, mit der ihr mir alle begegnet seid, und für die ich euch danke. Denn ich kenne nun eure Gesinnung."

Sie stieß das alles bestimmt, aber ruckweise heraus; — eine Pause entstand, dann fragte sie plötzlich:

„Was wird also mit Harry?"

„Aber ich bitte," sagte der Anwalt in unfreundlichem Tone, „wir wollen doch nach der Reihe gehen. Über das alles hat ja Ihre Familie bereits entschieden, und Sie haben Ihre Zustimmung, die juristisch verbindlich ist, zu diesen Entscheidungen ja bereits abgegeben. Also hören Sie mich zu Ende," forderte er und fuhr fort: „Frau Kersten siedelt mit ihrem gesamten Mobiliar nach München über, woselbst sie eine Pension eröffnet, in deren Leitung sie von ihrer Tochter Luise unterstützt wird."

„Dieser Vorschlag stammt von mir!" erläuterte die Frau des Oberlehrers. „Da werdet ihr endlich einmal den Wert des Geldes kennen lernen."

„Laß doch das!“ sagte die Frau des Hofbankiers und stieß sie an.

„Die Tragung der Kosten für die Übersiedlung“, fuhr der Anwalt fort, „bis zur Höhe von tausend Mark hat in hochherziger Weise der Hofbankier und Geheime Kommerzienrat Walther übernommen,“ und er krümmte abermals vor ihm und der Frau Gemahlin den Rücken. Dann las er weiter: „Frau Kersten erhält von der Familie im ersten Jahre einen Zuschuß von dreitausend, im zweiten einen solchen von zweitausend, im dritten einen von tausend Mark und verpflichtet sich, die Darlehen zuzüglich fünf Prozent Zinsen vom fünften Jahre ab in monatlichen, noch näher zu bestimmenden Raten zurückzuzahlen.“

Alle sahen zu Frau Fanny hinüber; die aber verzog keine Miene; schien weder verletzt, noch dankbar, noch erstaunt; sagte nur, als der Anwalt im Lesen innehielt und sie ansah:

„Aber bitte, so lesen Sie doch weiter!“

Und Dr. Heinrich schüttelte entrüstet den Kopf und fuhr fort:

„Harry Kersten hängt seine Malerei an den Nagel ...“

„Waas?“ rief Frau Fanny dazwischen.

Aber er las mit erhobener Stimme zu Ende: „— und geht zum Bankier Alois Laqueur, einem Schwager des Hofbankiers Walther, nach Paris in die Lehre!“

„Nie!!“ schrie Frau Fanny und sprang auf. „Nie dulde ich das! Harry ist Künstler durch und durch und taugt zu nichts anderem als zum Malen und geht zugrunde, wenn man ihn in irgendeinen Beruf zwängt, in den er nicht hineinpaßt.“

„Bist du noch immer nicht geheilt?“ schrie der Professor. „Genügt dir die Enttäuschung noch nicht, die du an

deinem Manne erlebt hast? Willst du sie durchaus an deinem Sohne noch einmal erleben?"

„Und dann träfe dich die Schuld, wenn es wieder so käme," schrie die Frau des Oberlehrers, „dich allein."

„Wir wollen aus dem Unglück lernen," dozierte der Oberlehrer und stand auf; ein Zeichen, daß er zu einer seiner beliebten Reden ausholte; der Professor sollte ihn nicht in den Schatten stellen; was der konnte, konnte er auch.

„Wie oft habe ich euch gewarnt," fuhr er fort und wandte sich zu Fanny, „wenn der Junge die Schule vernachlässigte und tagsüber, statt zu lernen, oben im Atelier deines Mannes saß. Jetzt solltest du endlich einsehen, wie schwer ihr euch an ihm vergangen habt, als ihr ihn Künstler werden ließet. Und das, obschon sich der Hofbankier Walther auf meine Vorstellungen hin bereit erklärte, ihn gegen seine Gewohnheit auch ohne das Zeugnis der Reife in sein Geschäft zu nehmen. — Ich werde den Affront nie vergessen: als ich mit der fröhlichen Botschaft zu deinem Manne kam und ihm das Resultat meiner erfolgreichen Bemühungen beim Hofbankier Walther verkündete, da nahm er ein halbfertiges Bild von der Staffelei, das einen nackten Frauenkörper darstellte, hielt es mir vors Gesicht — ich schloß instinktiv die Augen —", sagte er zu seiner Frau gewandt, „und rief laut: ‚Hier, sieh! Das hat mein siebzehnjähriger Bub heut früh, während du seine Kameraden mit Herodot traktiertest, in knapp zwei Stunden fertiggebracht — da sitzt noch das Modell!' — und er wies mit dem Pinsel auf einen Diwan, auf dem halbentkleidet eine junge . . ." — der Professor räusperte sich, der Oberlehrer besann sich — „und wenn du mir die Krone Frank-

reichs für meinen Harry brächtest: ich und mein Sohn schlügen sie aus, und er würde Maler!'"

„Unverantwortlich!" – „Skandalös!" – „Ein netter Vater!" – „Das grenzt an Verbrechen!" surrte es durcheinander.

Aber Frau Fanny strahlte über das ganze Gesicht, auf dem breit der Kummer lag. Wie ein Regenbogen über trübe Wolken fährt, also spielten tausend Lichter jetzt in Fannys Augen, die in Gedanken an ihrem Manne hingen, ihm ins Atelier folgten, dort den Knaben sahen, sein Bild, das der beglückte Vater in den Armen hielt . . .

„Recht so!" schrie sie. „Ja, mein Harry wird Maler, wie es sein Vater war!"

„Du weißt nicht, was du sprichst!" brüllte der Professor

„Die Aufregung ist ihr in den Kopf gestiegen," schrie die Frau des Oberlehrers.

„Ich habe es gleich gesagt, man hätte ja auch bis morgenwarten können," zitterte die Frau des Hofbankiers.

Aber Fanny richtete sich auf:

„Nicht nötig, meine lieben Verwandten," rief sie, „ich bin mir niemals über etwas so klar gewesen. Ihr habt mir heute erst so recht deutlich gezeigt, was ich an meinem Manne verloren habe. Wie sehr er Mensch war im Vergleich zu euch! Ihr hättet es nie gewagt, in seiner Gegenwart so zu reden, denn ihr wußtet, er wäre euch die Antwort nicht schuldig geblieben. Und wenn ihr gegangen wäret, dann hätte er hinter euch hergelacht, so herzlich, wie nur er lachen konnte, und hätte sich geschüttelt vor Vergnügen, wie er es oft tat, über eure Beengtheit, eure Vorurteile und die große Würde und Wichtigkeit, die ihr in alle äußerlichen Dinge legt, eben weil es euch an jeder



Innerlichkeit fehlt! — Heute zum ersten Male verstehe ich ganz, was er mit alledem meinte! — Und ihr wollt über ihn zu Gericht sitzen? Ihn schlecht machen vor mir? Ihr ihn? — Ich lache euch aus. — Ich weiß zwar nicht, was morgen wird. Aber hunderttausendmal lieber, als daß einer von euch heute mein Mann und der Vater meiner Kinder wäre, ist mir das Bewußtsein, daß er, der heute fortlebt in meinen Kindern, ein ganzer Kerl war!"

„Ein Verbrecher war er, der sich nur dadurch dem irdischen Richter entzogen hat, daß er sich eine Kugel in die Schläfe schoß," schrie der Professor.

„Ich und seine Kinder verzeihen ihm! Und nur darauf kommt es an! Um eure Achtung und die der Welt hat er sich nie gekümmert. — Was er getan hat, das macht ihn mir und den Kindern auch nicht um so viel weniger liebenswert. Daß diese Margot, die er aus dem Dreck der Straße auflas, die so sündhaft war und so schön, die ihm den ganzen Sommer über zu seinen Bildern saß, der er das Höchste und Herrlichste, was er geschaffen hat, verdankt, die sich ihm an den Hals warf Tag für Tag und darum bettelte, daß er sie nahm" — sie lachte wehleidig — „nun, ich wußte es, als ich im Sommer in die Berge fuhr, daß es eines Tages dazu kommen würde. Es waren ja nur Menschen; Menschen von Fleisch und Blut. Und es hätten Gestalten sein müssen wie ihr, wenn es hätte anders kommen sollen. — Also es geschah, was so furchtbar und doch so natürlich war! Es geschah, ohne daß das Mädchen, noch er, noch ich, noch unsere Ehe, noch sonst jemand daran Schaden nahm. Im Gegenteil: in dieser Margot erwachte gerade jetzt so etwas wie ein moralisches Bewußtsein; ich habe mit ihr gesprochen. — Nun, ich lege meine

Hand dafür ins Feuer, daß diese Margot zeit ihres Lebens nie einem Manne angehören wird, den sie nicht liebt. Ihr möget das beurteilen wie ihr wollt; für mich ist das jedenfalls der einzige Gradmesser für die Tugend einer Frau!"

Sie saßen alle da, sahen sich an und brachten vor Entsetzen kein Wort heraus.

„Und daß diese Margot", fuhr Frau Fanny fort, „erst vier Wochen später sechzehn Jahre wurde — nun, ich glaube nicht, daß er es wußte; aber das ist auch gleich, denn hätte er es gewußt" — sie schüttelte den Kopf — „es wäre darum nicht anders gekommen. Ein unglücklicher Zufall: der Eklat war da! Ohne ihn war er noch heute — auch wenn längst alle darum wußten — der große, von allen gefeierte und umworbene Meister. Für euch mag dieser Zufall der Regulator eurer Gefühle sein! Ihr werdet das von mir und seinen Kindern nicht verlangen! — Ich bat, ich flehte ihn an, er möge die Folgen auf sich nehmen, suchte ihm klar zu machen, daß sie ja nichts an seinem Menschen, nichts an seiner Kunst, an meiner Liebe und der seiner Kinder ändern könnten. — Aber" — und sie richtete sich stolz vor dem Professor auf, der zornig vor ihr stand und sich nur schwer beherrschte — „er wollte die Hintertüren nicht benutzen, die ihr ihm botet. Er zog den freiwilligen Tod vor! Und wenn es einen Richter gibt dort oben — ich weiß es nicht — um seine Seele ist mir nicht bange!"

Sie war mit ihrer Kraft zu Ende, zitterte am ganzen Körper und wankte; die Frau des Hofbankiers stand auf und wollte sie stützen; der Anwalt hielt sie zurück; die Gattin des Regierungsrates faßte die Hand ihres Mannes und suchte Schutz; die Frau des Oberlehrers sah beschämt

zur Erde; ihr Mann rückte an seinem Kneifer; der Hofbankier saß gelangweilt; der Regierungsrat schüttelte den Kopf und tat entrüstet – aber der Professor trat vor, stellte sich kerzengrade und sprach:

„Der Auftritt, deren Zeugen wir und leider auch unsere Frauen soeben waren, und der so recht die Schamlosigkeit der Gesinnung, die hier herrscht, zum Ausdruck bringt, enthebt uns der Pflicht und Mühe, uns weiter um euch zu bekümmern. Ja, dieser Auftritt macht es mir und, wie ich glaube, auch den andern geradezu unmöglich, diese Schwelle noch einmal zu betreten."

Diese Sätze sprach er ruhig und bedächtig; jetzt aber erhob er die Stimme, als spräche er in einem Riesensaale vor seinen Wählern:

„Damit du dich aber über den freiwilligen Abtritt deines sauberen Herrn Gemahls nicht täuschst, dessen Tod für dich noch etwas besonders Großes zu haben scheint, so will ich dir verraten, daß dein Mann auf deine Bitten hin allen Ernstes gewillt war, den Dingen ihren Lauf zu lassen." – Fannys Ausdruck wurde zu Stein – Ich aber zwang ihn, sich und uns alle vor der Schmach einer Verhandlung und sicheren Verurteilung zu bewahren – ich habe ihm die Waffe in die Hand gedrückt und – dein Sohn wird es mir einmal danken –"

Fanny war unwillkürlich nahe an ihn herangetreten; sie wußte nicht, daß sie sich bewegte; auch jetzt, als sie die Faust erhob und sie dem Professor ins Gesicht schlug, wußte sie nicht, was sie tat.

Ein kräftiger Stoß des Professors warf sie zu Boden; alle stürzten hinaus.

„Im Kern verdorben!" sagte Dr. Heinrich an der Haustür.

Sonst sprach niemand was; und sie trennten sich ohne ein Wort des Abschieds. –

Oben im Saal roch es noch immer nach Lorbeerblättern, Rosen und Veilchen. Neben den letzten Kränzen, die wohl zu spät gekommen oder, weil der Wagen sie nicht mehr faßte, aus Not zurückgeblieben waren, lag regungslos Fanny.

Der Bock als Gärtner

„Also was wird?" fragte Frau Geheimrat Becker ihren Gatten.

Und der erwiderte: „Was heißt, was wird? – Was soll werden? – Nichts kann mehr werden – leider; denn es ist! – Was soll man jetzt noch anderes tun, als möglichst geräuschlos die Sache totmachen und jeden Skandal vermeiden."

„Wie totmachen? – Etwa indem man das Kind . . ."

„Hast du vielleicht die Absicht, dein Kind Mutter werden zu lassen?"

Und Frau Geheimrat Becker erwiderte sehr bestimmt: „Allerdings! Das habe ich!"

„Du bist verrückt!" platzte er heraus und erhielt zur Antwort: „Menagier' dich!"

„Den Rat hättest du besser Käte geben sollen – als es noch Zeit war."

„Das war sehr unklug von Leo, denn da er die Generalversammlung der Dürner Metallwerke nicht versäumen wollte, so hätte er alles vermeiden müssen, was Frau Geheimrat Becker als einen Vorwurf empfinden und daher reizen mußte.

Als sie ihre Verteidigungsrede, die reich an Ausfällen gegen ihren Gatten war, beendete, gab Leo jeden Widerspruch auf und stimmte allem zu, was Frau Geheimrat Becker billigte; und mißbilligte alles, was Frau Geheimrat Becker zu tadeln fand.

„. . . und darum", schloß sie ihre Rede, „halte ich es für ein Glück, wenn sie sich schon einmal von diesem Grafen von Torny verführen ließ, daß es wenigstens Folgen hatte."

Leo machte ein sehr dummes Gesicht; aber er widersprach auch jetzt nicht.

„Oder findest du etwa nicht?"

„Gewiß, Ida!"

Sie wußte, wenn er dem zustimmte, geschah's aus Taktik; — das reizte sie maßlos.

„Wieso findest du das? — Wie kannst du das überhaupt finden?" schrie sie ihn an. „Belüg mich doch nicht! — Du denkst ja ganz anders."

„Ich habe dich mißverstanden, lenkte er ein, „natürlich ist es ein großes Unglück; — es wäre nicht halb so schlimm, wenn das mit dem Kind nicht wäre ... darum eben mein' ich ..."

Frau Geheimrat Becker ließ ihn nicht zu Ende sprechen. „So! — meinst du? — Na, dann will ich dir sagen, daß ich es ganz und gar nicht für ein Unglück halte; im Gegenteil."

Leo geriet in Verlegenheit. Nun wußte er überhaupt nicht mehr, wie er sich zu verhalten hatte, um schnell zu Ende zu kommen. — Weiß Gott, sie macht es einem schwer, dachte er.

„Du mußt doch deine Gründe dafür haben," sagte er endlich, „so red' doch, ich kann doch nicht raten, was du vorhast."

„Eine schöne Stütze habe ich an dir, das muß man sagen. — Wenn du ein Mann wärst ..."

„Was wäre dann?" unterbrach er sie.

„Daß du noch fragen kannst! Als ob das nicht selbstverständlich wäre! Heut noch würdest du zu ihm gehen und ihm sagen: Herr Graf, Sie haben meine Gastfreundschaft

mißbraucht! Sie haben mein Kind verführt! Dafür würde ich Sie vor die Pistole fordern ..."

Leo wurde unruhig; er vergaß in diesem Augenblick sämtliche Generalversammlungen; na ja; das fehlte ihm, wo er sich seit Jahren kein Theaterstück mehr ansah, in dem geschossen wurde.

Und Frau Geheimrat Becker fuhr fort: „... wenn Gott nicht gewollt hätte, daß die Folgen ..."

„Was willst du vom lieben Gott? Laß den gefälligst aus dem Spiel bei solchen Dingen."

„Darauf kommt es auch nicht an," wehrte sie unruhig.

„Nu also; das mein' ich auch," sagte Leo, „wozu noch 'nen Dritten verantwortlich machen. Er wird dir dann höchstens erwidern: Was kann ich dafür, daß Gott gewollt hat; ich wollt' nicht, also halten Sie sich gefälligst an ihn."

Frau Becker aber wurde feierlich: „Ich würde Sie vor die Pistole fordern ..."

„Hör' endlich mit dem Unsinn auf," sagte Leo zitternd.

„... und Sie über den Haufen schießen."

„Wer bürgt mir, daß nicht er ... er muß doch auch eine Pistole haben ... er wird doch auch schießen wollen ..." Leo war's, als wenn ein Strom eiskalten Wassers durch seinen Körper schoß.

„So laß mich doch ausreden," fuhr sie ihn an: „Da Ihr Verkehr mit meiner Tochter aber nicht ohne Folgen blieb, so kann ich und will ich dem Kinde natürlich nicht den Vater rauben."

Leo atmete auf: er brauchte sich also nicht zu schießen. Alles andere schien ihm nun nebensächlich.

„Du mußt ihm sagen, daß wir unser Kind zwar gern noch ein paar Jahre zu Hause behalten hätten; das ginge nun freilich nicht, da er die Ehe erzwungen habe. Du kannst ja hinzufügen, daß sein Mittel zwar etwas radikal und eben nur mit seiner großen Liebe zu entschuldigen sei. Du würdest noch heute die Verlobung veröffentlichen, denn länger könne man sie auf keinen Fall hinausschieben; es gäbe zu viel niederträchtige Menschen, die gerade in solchen Fällen ganz genau die Tage berechnen. Du läßt dich weder unterbrechen, noch auf irgendwelche Diskussionen ein. Es hängt alles davon ab, daß du fest und energisch auftrittst."

Leo nickte und stimmte zu. „Hm, das wäre freilich eine bequeme Lösung."

„Es gibt keine andere, verlaß dich darauf – oder gefällt sie dir etwa nicht?"

„Gewiß," gab er zur Antwort, „sehr! Außerordentlich."

„Ich glaub's. Das hätten wir in unseren kühnsten Träumen nicht erhofft; solch einen Schwiegersohn." – Sie war ganz feierlich. „Da sieht man wieder, wie sich im Leben aus einem Unglück ein großes Glück entwickeln kann!"

Leo war mit der schnellen Erledigung sehr zufrieden Er stand auf, legte seinen Arm um ihre Schultern und sagte sehr höflich: „Gewiß, Ida, aber nur, wo so kluge Frauen wie du es auch richtig zu nutzen wissen."

Ida war gerührt; ihre Stimme klang weich, als sie sagte: „Du kannst dich darauf verlassen, Leo, eine Mutter weiß immer den besten Rat, wo es sich um das Glück ihres Kindes handelt."

Und Leo verließ sich darauf. Er stieg in sein Automobil und fuhr zum Grafen von Torny.

■

Egon Graf von Torny, Oberleutnant im 1. Garde-Dragoner-Regiment Königin Viktoria von Großbritannien und Irland, lag mit offener Litewka und hohen Stiefeln, auf denen noch dick der Staub der letzten Felddienstübung lag, auf seiner Chaiselongue und schlief. Vor ihm auf einem weichen Kissen hockte Anny. Sie mühte sich mit zwei jungen Teckeln ab, die durchaus nicht Schön-machen wollten, sich immer wieder auf ihre Ruten setzten und zur Seite glitten.

Franz, der Bursche, erschien und brachte auf einem silbernen Tablett eine Karte.

„Tramps nicht so elefantenmäßig auf; du siehst doch, er schläft," fuhr sie ihn an. „Wer ist da?"

Franz trat an sie heran, bückte sich und reichte ihr das Brett. Sie nahm die Karte und las: „Leo Becker, Kgl. Preuß. Geh. Kommerzienrat und Senator der Kaiser-Wilhelm-Stiftung. Ritter p. p." „Nanu, was will'n der?"

„Den Herrn Oberleutnant sprechen."

„Rein mit ihm! Solang er schläft, werde ich mich mit dem Ritter p. p. unterhalten."

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein."

Franz ging. Es klopfte. Anny rief halblaut: „Herein", und in der Tür erschien im Gehrock, den Zylinder in der Hand, Leo, der Herr Senator. Die Teckel erhoben lautes Geheul und stürzten ihm entgegen; er wich vor Angst zurück, schob sich durch die Tür und verschwand wieder. Egon Graf von Torny flüsterte im Halbschlaf: „Schmeiß doch

die Tölen raus!" dann schlief er fest wieder ein. Franz erschien abermals und bestellte, der Herr ließe bitten, man möchte die Hunde entfernen, er sei schreckhaft.

„Er hat Angst vor Hunden! Schon sehr unsympathisch! Bring' die Maulkörbe her! – Merci! – So, seht ihr, jetzt gefährdet ihr kein Menschenleben mehr. – Still gesessen! Schön gemacht! Herein mit dem Helden!"

Franz öffnete die Tür, und der Senator trat ein. Die Hunde rührten sich nicht, Anny wies mit der Hand auf die Chaiselongue: „Sprechen Sie leise – kommen Sie hierher –." Sie nahm behutsam von der Chaiselongue noch ein Kissen, legte es neben sich auf die Erde, faßte den Senator bei der Hand und zog ihn zu sich hinunter: „So, hier setzen Sie sich, bis er aufwacht." Sie ließ ihm keine Zeit zu widersprechen; es war nicht ganz einfach; er kam erst auf die Knie, sein Zylinder rollte auf den Boden. Mimi, der weibliche Teckel, kullerte mit ihm durch die Stube. Dann kam Leo endlich neben sie zu sitzen; sie ließ seine Hand los und beide sahen sich in die Augen.

Anny hielt noch immer seine Visitenkarte in der Hand; „Sie sind also der Kgl. Preuß. Geh. Kommerzienrat, Senator und Ritter p. p.; sozusagen also ein verflucht feines Aas!" Sie besah ihn genau. „Nicht mehr jung! Auch nicht gerade aufregend schön, aber ein sympathischer alter Herr."

„Sehr schmeichelhaft," erwiderte Leo, dem allmählich zum Bewußtsein kam, in welcher Situation er sich eigentlich befand. Er überlegte: wenn der Graf erwachte und ihn in dieser Stellung auf der Erde fand, neben seiner Geliebten, – das war unmöglich: seine Mission konnte dann nicht mehr ernst wirken. Also mußte er sich erheben; auf



der Stelle! — Doch war das nicht unhöflich und zugleich beschwerlich? — Und dann: Anny war, davon überzeugte er sich jetzt gründlich, jung, aufregend schön und ein sympathisches junges Mädchen. Er war leichtsinnig genug und sprach das aus. Das bewirkte, daß Anny ihren Arm um seinen Hals legte und ihm einen herzhaften Kuß auf die Stirne gab.

„Also, Großpapa, legen Sie los! Was wollen Sie von meinem Egi?"

„Um Himmels willen, reden Sie leise! Wenn er jetzt aufwacht!" Und Leo faßte den festen Entschluß, sich zu erheben. Er sah ängstlich auf die Chaiselongue, auf der Graf Torny regungslos lag und schnarchte.

„Seien Sie unbesorgt! Der wacht die nächsten zwei Stunden nicht auf. Wenn er eine Felddienstübung hinter sich hat, dann schläft er wie'n Affe; oft bis zum nächsten Morgen."

„Ja, aber — ich kann doch unmöglich bis morgen früh hier — in dieser Stellung — sitzen bleiben — etwas anders hatte ich mir diesen Besuch ja gedacht —." Er sah sie ratlos und verzweifelt — und doch so freundlich — an. Er wußte wirklich nicht recht, was er beginnen sollte. Diese Anny war ja in der Tat ein reizvolles Geschöpf! Für solche Dinge war ihm neben seinen Geschäften niemals Zeit geblieben. Ein dummer Kerl war er, der sich für andere quälte, nie an sich und sein Vergnügen dachte. Ganz schüchtern — denn er schämte sich noch vor sich selbst — faßte er hier den Entschluß, sich zu ändern und Abwechslung in sein Leben zu bringen. Bald, sehr bald; denn das war nötig, wollte er die wenigen Jahre nutzen, die ihm noch blieben.

„Wollen wir ihn nicht wecken?“ fragte er sie. Und er spürte, daß dies sein letzter Versuch war, sich aus dieser Situation, die er, der ewig stumme Beobachter, „höchst reizvoll“ fand, zu befreien.

„Aber nein! Ausgeschlossen! Vor sechs Uhr nicht!“ erwiderte Anny. „Sonst ist er des Nachts wieder nicht zu gebrauchen und schläft mir, statt zu tanzen, vor allen Menschen in den Sälen ein.“ Sie schob ihr Kissen ganz dicht an ihn heran. „Also, nun erzählen Sie endlich los, was wollen Sie eigentlich von ihm?“

Da er ihr das beim besten Willen nicht sagen konnte, mit seinen Gedanken auch schon ganz wo anders war, so gab er zur Antwort: „Erst muß ich wissen, wer Sie sind.“

„Sie scheinen nicht sehr begabt zu sein, Herr Senator, – ist das eigentlich ein Name oder ein Titel?“ – Und ehe er noch antworten konnte, hatte sie schon wieder ihre Arme um seinen Hals geschlungen; diesmal gab sie ihm einen herzhaften Kuß auf den Mund, so daß er ganz verlegen wurde. „So – das bin ich für ihn – wissen Sie's nun?“

„Ich vermute!“ – Ihm war warm geworden; Teufel ja! Dieser Graf hatte es gut! Er nahm ihre weiße, gepflegte Hand und küßte sie; „nicht wahr, das?“ fragte er sie.

„Aber nein!“ gab sie zur Antwort, stürzte sich über ihn, drückte und küßte ihn. „Ich bin ja so jung und brauche Liebe, Liebe, Liebe! Viel mehr, als er mir geben kann. Denn er hat ja so viele. Ich aber sehne mich nach einem Mann, den ich für mich allein besitze, der niemand liebt außer mich. – Die Jungen sind Windhunde und taugen nichts! So einen wie dich suche ich längst.“ – Wieder küßte sie ihn; und er merkte, daß er nicht schüchtern blieb, daß er ihre Zärtlichkeit erwiderte.

„Willst du?“ fragte sie ihn, und er gab „Ja“ zur Antwort. „Dann gebe ich alles andere auf; auch den Egi, obgleich ich ihn lieb hab', und lebe nur noch für mich und meine Gesundheit, — wie habe ich mich nach so etwas gesehnt; nach Ruhe, — komm'!“

Sie stand auf und zog ihn mit sich empor; das war nicht einfach, gelang aber. Sie drückte auf den Knopf; Franz kam:

„Meine Sachen bring' und die vom Herrn Senator — der Hut liegt da in der Ecke.“ Sie zogen sich an. Egon schlief noch immer. „Und bestell ihm,“ Franz half ihr in den schweren Zobel, „ich käme nicht wieder . . . er soll's sich nicht so zu Herzen nehmen . . . vielleicht schreib' ich ihm noch ein paar Zeilen.“

Sie gingen. Franz blieb im Zimmer. Anny kam noch einmal zurück: „Daß du ihn nicht weckst vor sechs Uhr, verstanden?“ — Dann ging sie an die Chaiselongue, gab ihm einen Kuß auf die Stirn und Mund und stürzte mit Tränen in den Augen hinaus. Draußen wartete der Senator:

„Sie haben geweint?“

„Ich hatte ihn ja so lieb,“ schluchzte sie. Dann schob er sie in sein Auto, und sie fuhren davon.

So entführte Leo dem Grafen, statt ihn als Schwiegersohn in sein Haus zu bringen, seine Geliebte.

Franz befreite die Teckel, die ängstlich in der äußersten Ecke des Zimmers hockten, von ihren Körben; sie berochen mit großem Interesse das Kissen, auf dem noch eben Leo, der Senator, gesessen hatte; zerfetzten es dann, verstreuten die Federn über den Teppich und trugen stolz die Seidenreste im Zimmer umher. Dann rissen sie die Visitenkarte

aus feinstem Elfenbeinpapier, die neben Annys Kissen lag, in tausend kleine Stücke und sprangen, nachdem sie so die letzten Spuren des Herrn Senators, in dem sie einen Feind ihres Herrn witterten, vernichtet hatten, auf die Chaiselongue, legten ihre klugen Köpfe auf Egons hohe und bestaubte Stiefel, deren Geruch sie entzückte, und schnarchten mit ihm um die Wette.

Samo mit dem Zahn

Samo Lustigs Kindheit war nicht reich an Sonne. Sein Vater hatte ein Viktualiengeschäft am Markt und kümmerte sich nicht viel um die Kinder. Es waren deren aber auch zu viele. Und jedes Jahr, so um Ostern herum, kam ein neues.

Samo war das sechste. Genau so häßlich wie die fünf andern. Und bei keinem wußte man recht, ob es dem Vater ähnlicher sah oder der Mutter. Jedes hatte die schmale Stirn und die roten Augen des Vaters. Aber auch die aufgeworfenen Lippen, der gelbe Teint und der schwere schleppende Gang der Mutter blieb keinem erspart.

Samo war der typischste. Bei ihm waren die Merkmale der Eltern stärker ausgeprägt als bei allen andern. Aber erst als er eingeschult wurde, bekam er das so recht zu fühlen. Die Mitschüler verhöhnten ihn und schlossen ihn von den gemeinsamen Spielen aus. Und die kleinen Mädchen nebenan, die nur eine mannshohe Mauer von der Schule der Knaben trennte, stießen sich an, lachten und tuschelten miteinander, wenn sie ihn sahen.

Samo empfand das alles und litt darunter. Er wurde verbittert und schloß sich ab und erschien so noch unfreundlicher als er an sich schon war. Die Folge war, daß die Stimmung gegen ihn jetzt gradezu etwas Feindliches bekam.

Im Religionsunterricht, an dem Samo nicht teilnahm, lehrte man die Kinder die Nottaufe. Danach war die Vornahme des Taufakts ein Privileg der Geistlichkeit, und nur, wenn jemand in Not war, durfte ein Laie die Taufe vollziehen.

Samos Kameraden zogen die Nutzanwendung. Sie suchten, wie so oft, Streit mit Samo und schleppten ihn, als

er sich wehrte, die Treppe hinunter, über den Schulhof zum Brunnen. Während vier Kameraden ihn hielten, pumpten zwei andere aus Leibeskräften und ließen das kalte Wasser in dicken Strahlen über den wehrlosen Samo fluten.

Samo schrie und schlug um sich. Aber die Übermacht war zu groß. Er gab den Widerstand auf, schloß die Augen, stellte sich ohnmächtig und gab keinen Laut mehr von sich.

„Bist du in Not?" fragte Dietrich v. Trolz, der größte und stärkste von den Kameraden.

Samo schwieg und rührte sich nicht.

„Ob du in Not bist?" wiederholte Dietrich. „Sonst nehmen wir den Schlauch zu Hilfe."

Samo wußte, was das hieß. Seine Augen standen jetzt schlitzweit offen, und er sah, wie ein paar Kameraden sich mühten, den schweren Gummischlauch, mit dem der Pedell den Hof, die Mauer und die Bäume sprengte, heranzuschaffen.

„Ich bin in Not!" jammerte Samo. „In höchster Not."

„Dann ist alles in Ordnung," erwiderte Dietrich. Auf sein Zeichen hin verlangsamten die Knaben am Brunnen das Tempo und das Wasser lief nur noch in dünnen Strähnen über den aufgeweichten Samo. Dann richteten sie ihn auf, Dietrich trat an ihn heran und vollzog an ihm die Taufe. Im Namen des Vaters und des Sohnes un des heiligen Geistes.

Der kleine Samo riß seine letzten Kräfte zusammen und schlug wie rasend um sich.

„Haltet ihn fest!" kommandierte Dietrich.

Die Faust eines Knaben traf Samo mitten ins Gesicht. Ein Zahn flog ihm heraus.

„Er ist in Not," schrien alle, und der Akt, dessen Be-



rechtigung und Gültigkeit keinem zweifelhaft war, nahm seinen Fortgang.

Samo schlich heulend und patschnaß durch die Straßen nach Haus.

„Allmächtiger!" rief die Mutter, die vor der Haustür stand, und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Samochen, mein Samochen, was haben sie mit dir gemacht."

Der alte Lustig trat aus seinem Laden. Auch er warf die Arme hoch und rief:

„Schlingel!"

Samo log erst und behauptete, er sei ins Wasser gefallen. Aber da es von der Schule bis zum Markt gar kein Wasser gab, in das Samochen hätte hineinfallen können, so drohte der alte Lustig mit Prügeln, falls er nicht auf der Stelle die Wahrheit sagte und gestand.

Und Samo gestand, daß Dietrich v. Trotz ihn unter Assistenz seiner Kameraden gewaltsam getauft habe.

Samos Eltern trauten anfangs ihren Ohren nicht.

„Wir wollen den Jungen erst trocken legen," riet die Mutter. „Er phantasiert, scheint's."

Aber auch als Samo warmgerieben und trocken war, eine Tasse heiße Milch im Magen hatte und in trockenen Kleidern steckte, blieb er immer noch heulend dabei, daß man die Taufe an ihm vollzogen habe.

Samos Eltern tobten. Sie nahmen ihn unter den Arm, ließen die Ladentür offen stehn und liefen mit ihm zum Direktor.

Der alte Lustig wütete gegen die Täufer, die sein Kind geschändet hätten. Aber Samos Mutter, obschon auch sie

eine gute Jüdin war, wies mit ihren roten Händen immer wieder auf die Lücke vorn in Samos Zähnen und rief:

„Mein schönes Kind! Sie haben dich entstellt für dein ganzes Leben."

Das Lehrerkollegium trat zusammen. Die Taufe wurde für nichtig erklärt, der Makel des Proselyten von Samo genommen. Dietrich v. Trolz erhielt das consilium abeundi, das später durch die Vermittlung einflußreicher Verwandter in zwei Stunden Karzer umgewandelt wurde. Außerdem überbrachte der Pedell Dietrichs Eltern einen Brief des Kollegiums. Darin war zum Ausdruck gebracht, daß die Zahlung eines Schmerzensgelds an Samos Eltern am Platze sei.

Von dem Schmerzensgeld kauften sich Lustigs ein blitzblankes Mahagonischlafzimmer, das seit drei Monaten beim Möbelhändler Marcus im Fenster stand und seitdem die stille Sehnsucht der Frau Lustig war. Auf die Weise hatte nun jedes der Kinder sein eignes Bett.

„Siehst du, Samochen," sagte Frau Lustig zu ihrem Sohne und zeigte ihm die neuen Möbel – „das haben wir dir zu danken."

Und der Viktualienhändler kniff die Augen zusammen und meinte:

„Ich sag' dir, Rosa, an dem Jungen werden wir noch mal unsere Freude haben." –

Ein paar Tage später hielt vor dem Viktualienladen ein blaulackierter Wagen mit zwei dunkelbraunen Pferden. Ein vornehmer Herr stieg aus, trat in den Laden und stellte sich vor:

„v. Trolz. Ich komme, um mir Ihren Sohn zu holen. Ich will ihm den Zahn ersetzen lassen. Und damit Sie wissen,

wie ich darüber denke: den Zahn zahlt mein Sohn Dietrich von seinem ersparten Taschengeld."

Lustigs verbeugten sich erst ein paar Male vor Herrn v. Trolz, dann riefen sie stolz und strahlend:

„Samochen, der Herr v. Trolz ist da! Du sollst einen neuen Zahn bekommen."

Und Samo paddelte mit seinen krummen Beinen nach vorn und ließ sich beglückt in den schönen Wagen heben. Lustigs traten vor die Tür und sahen ihm nach.

„Ich sag' dir," wiederholte der Alte stolz – „aus dem Jungen wird etwas." –

Samo saß neben Herrn v. Trolz in dem eleganten Wagen mit den dunkelbraunen Pferden. Ihm war zumute wie dem Königssohne, der unerkannt bei fremden Leuten aufwuchs; bis man ihn eines Tages fand und in goldenem Wagen auf das Schloß seiner Väter führte.

Samo hatte Phantasie und stieß sich nicht daran, daß der Wagen, in dem er saß, nicht von Gold war. Auch daß es sich nicht um eine Krone, sondern nur um einen neuen Zahn handelte, vermochte sein Glücksgefühl nicht herabzustimmen. Er sah nicht ohne Verachtung auf die Leute, die zu Fuß auf der Straße gingen, und war selig, wenn sie an einer Kreuzung stehen bleiben und den Wagen vorüberlassen mußten. Er grüßte wohl auch, wenn Herr v. Trolz nicht hinsah, indem er die Hand an den Rand der Mütze legte, so wie er es auf Bildern, die den Kaiser auf seinen Spazierfahrten zeigten, gesehen hatte.

Stundenlang hätte Samo so fahren mögen. Aber schon nach wenigen Minuten hielt der Wagen, und Herr v. Trolz, der ihn bisher keines Wortes oder Blickes gewürdigt hatte, sagte:

„So!"

Sie stiegen aus. Herr v. Trolz wies auf eine Tür, an der ein großes Messingschild mit der Aufschrift Frank Davis, American Dentist, angebracht war, und sagte:

„Da sind wir."

Dann läutete er, und ein Diener in schwarzem Frack öffnete die Tür. Herr v. Trolz gab ihm seine Karte. Der Diener verschwand damit in einem der hinteren Zimmer. Es erschien ein Herr in weißem Kittel, der Herrn v. Trolz die Hand reichte.

Sie sprachen halblaut miteinander. Samo verstand nur die Worte: Lümmel — Zahn — Karzer — Sachbeschädigung. Dann zeigte Herr v. Trolz mit dem Finger auf Samo und sagte zu dem Herrn in weißem Kittel, dessen Sauberkeit Samo in Staunen setzte:

„Da steht die Sachbeschädigung."

Der Herr wandte sich zu Samo, verzog erst das Gesicht, schüttelte dann den Kopf, lachte und sagte zu Herrn v. Trolz:

„Wird repariert."

Herr v. Trolz verabschiedete sich, und der Herr sagte zu Samo:

„Komm!"

Sie gingen einen Korridor entlang in ein geräumiges, helles Zimmer. An den Wänden standen Riesenschränke aus Glas. Darin glänzten und glitzerten Werkzeuge aller Art. Samo stand geblendet und staunte all die Herrlichkeiten an.

„Fräulein," sagte der Herr zu einer jungen Dame, seiner Assistentin — „der Jüngling soll sich den Mund ausspülen. Aber gehörig!"

Die Dame lachte und winkte Samo herbei.

„Hab' keine Furcht," sagte sie. — „Es tut nicht weh."

Samo hatte an Furcht nicht gedacht. Ihn erfüllte nur ein Wunsch: all diese Apparate in Tätigkeit zu sehen, möglichst im Zusammenhang mit sich. Er nahm das Glas mit roter Flüssigkeit, das ihm das Fräulein reichte, lächelte und trank es in einem Zuge aus.

„Um Himmels willen!" rief die entsetzt.

„Es brennt," sagte Samo mit Tränen in den Augen. „Aber das macht nix."

Man goß ihm ein Glas heiße Milch in den Rachen; dann wiederholte man nach vorheriger Belehrung erfolgreich die Prozedur. Als er etwa ein dutzendmal gespült und gegurgelt hatte, durfte er sich in einen Lehnstuhl setzen, in dem er sich so wohl fühlte, daß er nur einen Wunsch hatte, sobald nicht wieder aufstehen zu brauchen.

Und dieser Wunsch sollte in Erfüllung gehen. Der Herr im weißen Kittel trat dicht an ihn heran, sagte:

„Mach den Mund auf!" spiegelte Samos Oberkiefer ab, schüttelte den Kopf und sagte zu dem Fräulein:

„Da wächst kein Zahn nach."

Dann setzte er die Bohrmaschine in Bewegung und ließ sie in Samos Munde spielen. Dem lief erst das Wasser im Munde zusammen, dann sagte er „au weh!" und schließlich verlor er die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, lag er in einem vornehmen Zimmer in Decken gehüllt auf der Chaiselongue. Neben ihm saß das Fräulein und hielt ihm die Hand. Er schlug die Augen halb auf und sagte leise:

„Prinzessin, der Feind!"

„I Gott bewahre!" beruhigte ihn die. „Du hast alles überstanden. Lieg nur noch ein paar Minuten still, dann

kommt der Herr Doktor und setzt dir einen schönen, neuen Zahn ein."

Samo strahlte:

„Von wem?" fragte er.

Sie verstand ihn nicht.

„Einen schönen, neuen Zahn bekomme ich?" fragte er

Das Fräulein nickte.

„Wem hat der vor mir gehört?" fragte er.

Sie mußte lachen. Und, um ihm eine Freude zu machen, sagte sie:

„Einer Prinzessin."

Samo lächelte und hauchte nur:

„Ich wußte es."

Und er konnte es garnicht erwarten, bis der Diener kam und dem Fräulein ein Zeichen gab, daß der Herr Doktor bereit sei.

„Fühlst du dich auch kräftig genug?" fragte das Fräulein.

Samo nahm alle Kraft zusammen, richtete sich auf und sagte:

„Ja."

Sie führte ihn in das Arbeitszimmer des Arztes zurück. Samos Augen jagten durch den Raum. Aber er sah den Zahn nicht. Er durfte sich wieder auf den Sessel setzen, der Arzt nahm aus einem kleinen Futteral einen blendend weißen Zahn und sagte:

„Du mußt, wenn du deine Zähne nicht sämtlich verlieren willst, deinen Mund sauberer halten. Hast du eine Mutter?"

Samo sagte:

„Ja."

„Dann bestell' ihr das!" — Er hielt ihm den Zahn hin

und fuhr fort: „Und nun gib acht! Diesen Zahn, den ich dir jetzt einsetze, schraubst du die ersten paar Monate alle acht Tage heraus und desinfizierst das Zahnfleisch an der Stelle, wo der Zahn sitzt, fünfzehn Minuten lang mit essigsaurer Tonerde – verstanden? Dann schraubst du ihn vorsichtig wieder ein."

Samo verstand von alledem nur, daß er einen Zahn zum Ein- und Ausschrauben bekam. Und das beglückte ihn. Alles andre verstand er nicht, und es schien ihm neben dieser Tatsache auch belanglos. Er gab im Spiegel, den das Fräulein hielt, genau acht, wie der Arzt den Zahn befestigte. Als der Zahn festsaß, strahlte Samo über das ganze Gesicht.

„So," sagte der Arzt, „nun kannst du gehen."

Aber Samo stand zwar mit einem glückstrahlenden Gesicht auf, er ging auch ein paar Schritte zur Tür zu. Aber mitten im Zimmer blieb er stehen und rührte sich nicht vom Fleck.

„Was ist?" fragte der Arzt.

Samo trat dicht an ihn heran, hob sich auf den Fußspitzen in die Höh und fragte neugierig und ängstlich:

„Hat Dietrich v. Trolz auch so einen Zahn zum Schrauben?"

„Wie kommst du darauf? Nein!" erwiderte der Arzt.

Samo lächelte beglückt und verließ das Zimmer. Nie zuvor hatte er sich so stolz gefühlt. Schon auf der Treppe blieb er stehen und begann behutsam an dem Zahn zu schrauben. Sein Herz schlug laut, als der Zahn sich langsam hin und her bewegte, immer lockerer wurde und schließlich frei in seiner Hand lag. Liebevoll betrachtete er das Kunstwerk. Elfenfarbenweiß paßte er so gar nicht zu

seinen gelben, ungepflegten Zähnen, denen er noch nie im Leben irgendwelche Aufmerksamkeit geschenkt hatte.

Er schraubte, als er Schritte auf der Treppe hörte, den Zahn wieder ein und lachte, um den Zahn zu zeigen, jeden an, dem er auf der Straße begegnete.

Frau Lustig teilte das Glück ihres Sohnes. Und bei sich dachte sie: wenn dieser Dietrich von Trolz meinem Samochen doch gleich ein Dutzend seiner Zähne ausgeschlagen hätte.

Aber der Alte war ein Pessimist und meinte:

„Reiß von nun ab deinen Mund nicht mehr so weit auf, denn der neue Zahn kompromittiert alle anderen."

Indes tat diese tiefsinnige Betrachtung Samos Glück keinen Abbruch. Während er sonst mit Grauen jedem Schultag entgegensah, konnte er nun die Zeit bis zum nächsten Morgen kaum erwarten. Als Erster saß er auf seinem Platze, kniff fest die Lippen zusammen und war durch nichts zum Sprechen zu bringen. Auch als Dietrich v. Trolz ihm auf Befehl seines Vaters ein freundliches „Guten Morgen, Samo!" zurief, erwiderte er nur mit einem leisen Nicken des Kopfes.

Erst als alle Schüler beisammen waren, stand Samo auf, trat mit feierlicher Geste auf das Katheder, stellte sich da breitbeinig auf, wartete ein paar Augenblicke, bis tiefes Schweigen herrschte, riß dann plötzlich den Mund weit auf, wies mit dem roten Zeigefinger der rechten Hand auf die Stelle, an der der neue Zahn saß, und griente seine Mitschüler an.

Die sahen und wunderten sich. Als aber Samo dann mit überlegenem Lächeln zwei seiner roten Finger in dem Gehege seiner Zähne verschwinden ließ und anfing, den

Zahn abzuschrauben, da standen sie auf, drängten sich um das Katheder, sperrten die Münder auf und staunten ihn an.

Triumphierend hielt ihnen Samo den Zahn hin.

„Nu?" fragte er. „Was sagt ihr dazu?" — Sie sahen bewundernd zu ihm auf. — „Wer von euch hat so was?"

Sie faßten sich unwillkürlich an die Zähne. Die saßen fest. Hier und da wackelte wohl einer. Aber so einen blendend weißen Zahn, den man nach Belieben ein- und ausschrauben konnte, besaß keiner.

Neid und Bewunderung hielten sich die Wage.

Samo kostete seinen Triumph aus. Er hielt den Zahn in die Sonne, legte ihn auf das Katheder, steckte ihn in die Westentasche, zeigte die Lücke, holte den Zahn wieder hervor, griente, schraubte ihn wieder ein und trat unter dem Beifallsgetrampel seiner Kameraden ab.

Und Samo, den sie bis zu dieser Stunde verhöhnt und verachtet hatten, stand plötzlich im Mittelpunkte des Interesses. In der nächsten Stunde dachte jeder, ohne auf den Lehrer zu achten, nur darüber nach, wie sich zu Samo eine Brücke schlagen ließ. Und der eine und andere überlegte bereits, was er wohl Samo bieten könne, damit der sich bereit fände, den Zahn einzutauschen.

Samo, der, um den Zahn zu zeigen, während des Unterrichts unaufhörlich lachte, erhielt einen Tadel wegen kindischen Benehmens. Es traf ihn nicht; er war überzeugt, daß ihn der Lehrer, dessen Gebiß eine einzige, selten von einem Zahn unterbrochene Lücke war, nur aus Neid bestrafte.

Als die Stunde vorüber war, bestürmten ihn alle. Sie ließen sich noch einmal das Kunstwerk zeigen. Und wer zwölf Murmeln, ein Feuerwerkszeug, eine Tafel Schoko-

lade oder ein Dutzend Stahlfedern zahlte, durfte ihm den Zahn einmal aus- und wieder einschrauben.

Dietrich v. Trolz bot für den Zahn eine von seinem Vater abgelegte Brieftasche, in der seltene Briefmarken, Heftpflaster und ein Notizkalender vom vorigen Jahre lagen. Samo prüfte Tasche und Inhalt genau, und ihn reizte vor allem die fünfzackige Krone, die breit und tief in den Deckel gepreßt war. Ein anderer bot seine Krawattennadel, derenwegen er in der ganzen Klasse berühmt war. Sie täuschte, schlecht genug, eine Perle vor, die vorn ein Loch hatte. Aus diesem Loch spritzte, wenn man auf einen unter der Weste befestigten Gummiball drückte, eine Flüssigkeit hervor, die oft einen guten, meist aber einen üblen Geruch verbreitete. Grade Samo hatte das oft am eigenen Leibe gespürt. Die Aussicht, die Nadel zu besitzen und ihre Künste gegen ihren ehemaligen Besitzer spielen zu lassen, war für ihn besonders verlockend! Ein dritter bot gleich zwei Dutzend blutrünstiger Indianergeschichten, die dadurch, daß sie zerfetzt und zerlesen waren, an Reiz nichts eingebüßt hatten. Denn grade Samo hatte man die Bücher, die den Gesprächsstoff in den Pausen bildeten, vorenthalten.

Samo sah sich vor eine schwere Entscheidung gestellt. Aber noch war die Wirkung des Zahns zu stark. Wenn man ihm die Tasche, die Nadel und die Bücher zugleich geboten hätte — vielleicht, daß er dann den Zahn geopfert hätte. So aber lehnte er alle Gebote ab. Auch Dietrich v. Trolz' Versprechen, sein Freund zu werden und ihn gegen jeden zu verteidigen, vermochte nichts an seinem Entschluß zu ändern.

Es kam die große Pause. Die Knaben stürmten auf den Hof. Sobald der Lehrer den Rücken kehrte, kletterten sie

katzenartig die Mauer hinauf, die ihren Hof von dem der Mädchen trennte. Aber keiner erfreute sich lange des Platzes an der Sonne. Kaum hatte er auf der Mauer Fuß gefaßt und den Mädchen ein paar Kußhände zugeworfen, dann zerrten die neidvollen Kameraden ihn auch schon wieder herunter. Samo hatte nach einigen mißlungenen Versuchen, die ihm regelmäßig eine blutige Nase und einen zerrissenen Rock eintrugen, längst Verzicht geleistet. Ein einziges Mal war es ihm bisher geglückt, unbeobachtet auf die Mauer zu klettern. Hohngelächter der weiblichen Jugend hatte ihn empfangen. Dann waren ein paar beherzte Mädchen hinzugesprungen und hatten ihn auf ihren Hof hinuntergezerrt. Nicht mühelos. Denn von der anderen Seite zogen die Knaben. Und eine Zeitlang schwebte Samo in Ungewißheit und zu gleichen Teilen über dem Reich der Knaben und dem der Mädchen, zwischen denen herzlose Menschen diesen steinernen Wall errichtet hatten – bis er schließlich auf der Seite landete, auf die er weder nach Geburt noch Schulreglement gehörte. Die Mädchen schleppten ihn im Triumph zu ihrem Schulvorsteher. Der trat mit dem Direktor Samos in Auslieferungsverhandlungen, die schnell zu einem positiven Resultate, zu Karzer und einer Tracht Prügel führten. Kein Wunder, daß sich Samo seitdem während der Pausen in respektvoller Entfernung von der Mauer hielt.

Heute aber boten sich Dietrich v. Trolz und andere Kameraden an, ihm auf die Mauer hinaufzuhelfen. Er schwebte förmlich auf ihren Schultern empor, saß, ohne sich anzustrengen, plötzlich oben und sah in den Hof hinab, von dem ihm übermütiges Mädchenlachen entgegenschallte.

„Samo!" riefen Dutzende von hellen Stimmen, aber ehe noch ein höhnisches Wort fiel, rief er:

„Seht, was ich habe!" Sie stellten sich im Halbkreis vor die Mauer und sahen zu ihm auf. Er fletschte die Zähne und wies mit dem Finger auf die Stelle, an der sich hell der falsche Zahn von allen anderen Zähnen abhob. Da brachen die Mädchen in helles Lachen aus.

Als er dann aber anfing, an dem Zahn zu drehen, als er ihn immer loser schraubte, ihn schließlich aus dem Munde zog und ihnen triumphierend hinhielt, da sperrten sie die kleinen Münder weit auf und riefen:

„Ah!"

Er zeigte ihn von allen Seiten, erklärte den Mechanismus, schraubte ihn wieder ein, zog eine Walnuß aus der Tasche, zerbiß sie auf dem Zahn, warf den Kern den Mädchen, die Schale den Knaben zu und erntete tosenden Beifall. Noch einmal schraubte er den Zahn aus und ein und ließ sich, während die Mädchen „Bravo!" riefen und laut in die Hände klatschten, auf den bereitwillig dargebotenen Schultern seiner Kameraden in den Hof hinab. Von drüben aber schallten bald von neuem und immer lauter die Rufe nach Samo. Noch einmal wurde er emporgehoben, noch einmal saß er auf der Mauer und wiederholte vor den begeisterten Blicken der jungen Mädchen das seltsame Schauspiel.

Am nächsten Morgen kamen die Kameraden mit schweren Paketen beladen in die Schule. Ganze Kästen voll Zinnsoldaten, elektrische Eisenbahnen, Aquarien, Markenalben, Riesendrachen, Hängematten, Festungen und Burgen bauten sie vor Samo auf. Er, der von Haus so gar nicht Verwöhnte, sah staunend all die schönen, ihm bisher uner-

reichbaren Dinge. Sie überboten sich wild durcheinander, und jeder war bereit, sich von seinem liebsten Spielzeug für immer zu trennen, wenn er dadurch in den Besitz des Zahnes kam.

Aber Samo, dessen Blicke und Gedanken an der Mauer hingen und dem, was sich hinter ihr verbarg, schlug alles aus.

Tagelang wiederholte sich dasselbe Spiel, immer mit dem gleichen negativen Erfolge. Um Samo günstig zu stimmen, überließ ihm dieser und jener sein Spielzeug ohne eine Gegenleistung. Und jeden Mittag brachte Samo von der Schule irgendein Geschenk mit nach Hause. Seine Mutter strahlte und sagte zu ihrem Manne:

„Daran kannst du sehen, wie beliebt unser Samo ist.“

Und der Alte erwiderte schmunzelnd:

„Ich hab' dir ja gesagt, der Junge wird seinen Weg machen.“ –

Eine Woche war vergangen, da erhielt die v. Trolzsche Familie Logierbesuch. Der Bruder der Frau v. Trolz, Edler Graf Seyn zu Stein-Felsegg kehrte auf der Reise nach Österreich bei ihnen ein. Jedem seiner Neffen und Nichten brachte er etwas mit. Die siebenjährige Auguste Amalie Victoria v. Trolz erhielt eine Puppe, die nicht etwa hohl, sondern von den Füßen bis zum Kopf hinauf mit den feinsten Pralinés angefüllt war.

Auguste Amalie Victoria v. Trolz besaß, obschon sie erst sieben Jahr alt war, Menschenkenntnis. Zwar wußte sie, daß ihr Bruder Dietrich für ihre Puppen im allgemeinen nur ein Gefühl, und zwar das der Verachtung, hatte. Aber das brauchte ihn nicht zu hindern, daß er sich mit

dieser neuen Puppe eingehender beschäftigte, als ihr lieb und dem inneren Gehalt der Puppe zuträglich war.

„Sieh her!" sagte sie, stellte die Puppe auf den Kopf und schüttelte den ganzen Inhalt aus. Dann nahm sie nacheinander jedes Praliné in den Mund, schleckte es ab, und zwar gründlich, und steckte es, noch ehe es recht trocken war, wieder in den Leib der Puppe.

„Was soll das?" fragte Dietrich.

„Damit dir der Geschmack vergeht und du nicht naschst," erläuterte Auguste Amalie Victoria.

Dietrich selbst erhielt von seinem Onkel eine Ritterrüstung, bestehend aus einem Helm, Maske, Brustpanzer, Arm- und Beinscharnieren.

Am Sonntag nachmittag machten sie eine Spazierfahrt. Dietrich saß trotz glühender Hitze in seiner Ritterrüstung neben dem Kutscher. So fuhren sie die Anlagen herunter.

Samo mit dem seit über einer Woche freundlichen Lächeln machte zur gleichen Zeit mit seinen Brüdern einen Spaziergang.

„Da! Sieh da!" riefen plötzlich alle und wiesen auf den Wagen, auf Dietrich, auf die Rüstung.

Samo stutzte, blieb stehen und staunte das Wunder an. Aber Dietrich fuhr, ohne ihn eines Blicks zu würdigen, stolz an ihm vorüber.

Die Wirkung der Rüstung auf Samo war ungeheuer. Er war den ganzen Abend über nachdenklich, lag des Nachts wach und stand am nächsten Morgen schon eine halbe Stunde vor Schulbeginn vor der Klassentür.

Als Dietrich v. Trolz endlich kam, nahm er ihn beiseite und fragte:

„Was war das gestern für eine Rüstung, mit der du durch die Anlagen gefahren bist.“

„Ein Geschenk meines Onkels.“

„Was hat so ’ne Rüstung für ’n Wert?“

Dietrich zog die Schultern in die Höhe und erwiderte:

„Ich weiß nicht. Aber billig ist die nicht.“

„Hm,“ meinte Samo und spielte mit seinem Zahn. „Mag sein. Aber schließlich, wann kann man so ’ne Rüstung schon tragen.“

„Wieso?“ fragte Dietrich.

„Nu, ich mein’ nur. Auf die Mauer kann man damit zum Beispiel nicht klettern.“

„Das stimmt.“

„Jedenfalls ist so ’n Zahn, den man immer bei sich tragen kann, ausgiebiger.“

Dietrich nickte.

„Wenn die Rüstung mir passen würde,“ fuhr Samo zögernd und mit möglichst gleichgültiger Miene fort — „und du mir garantierst, daß es kein Tinneff ist . . .“

„Tauschst du sie mir dann gegen den Zahn?“ fragte Dietrich erregt.

Samo kniff die Augen zusammen. Diese Bereitwilligkeit hatte er nicht erwartet. Er schüttelte den Kopf und sagte:

„Ne! wenn du mir nicht die Brieftasche dazu gibst, denke ich nicht daran.“

Dietrich v. Trolz erbat sich Bedenkzeit.

Schon faul, dachte Samo und sagte:

„Bedaure! Dann tausch’ ich den Zahn gegen die Ulmer Dogge des Studenten, der in unserem Hause wohnt.“

„Wa . .?“ rief Dietrich ganz benommen. „Der Student will dir seine Ulmer Dogge . . .?“

Samo hatte ihm den Rücken gekehrt und war in der Schulstube verschwunden.

Dietrich v. Trolz konnte es trotz aller Hochachtung, die er gegenüber dem ein- und ausschraubbaren Zahne empfand, garnicht fassen, daß der Student bereit war, seine berühmte Dogge einzutauschen. Ihr dankte der Student, daß er nächst dem Oberleutnant Bob v. Kessig die stadtbekannteste Persönlichkeit im ganzen Orte war. Und der Wert des Zahnes stieg bei dieser Vorstellung ins märchenhafte.

Er stürzte ins Schulzimmer, lief auf Samo zu, streckte ihm die Hand hin und rief:

„Abgemacht! Ich tausche!"

„Rüstung und Brieftasche!" wiederholte Samo.

Dietrich sagte „ja" und Samo schlug ein.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch die ganze Klasse. Und obschon keiner die Rüstung kannte, begriffen sie Samo nicht, der sich doch sagen mußte, daß er nach Verlust des Zahnes wieder in seine frühere Bedeutungslosigkeit zurücksank.

Samo und Dietrich v. Trolz verhandelten über die Form der Übergabe.

Dietrich verlangte, daß Samo sofort den Zahn herausschraube.

„Mein Wort muß dir genügen," sagte er.

Aber Samo schüttelte den Kopf.

„Aug um Aug, Zahn um Rüstung," erwiderte er.

Dietrich war gekränkt. Aber die Ulmer Dogge stand wieder vor seinem geistigen Auge, und er war bereit, jede Form zu billigen, die Samo vorschlug.

Als die Schule aus war, gingen sie im Eilschritt durch die Stadt am Markt vorüber.

„Ich hab' ein Geschäft," rief Samo seiner Mutter zu, die vor dem Laden stand. „Heb' mir das Essen auf."

„Gut, Samochen," rief die Alte zurück und war stolz, als sie ihren Sohn in Begleitung des jungen v. Trolz sah.

Als sie nach einem Marsch von zwanzig Minuten an der Besitzung des Herrn v. Trolz anlangten, war der kleine Samo, dessen Beine halb so lang und fest wie die seines Begleiters waren, erschöpft und wie aus dem Wasser gezogen.

Ein Riesenpark lag um das schloßartige Haus herum, das die Familie derer v. Trolz seit über zweihundert Jahren bewohnte.

Samo blieb vor dem Parktor stehen und sagte:

„So! nun hol' die Rüstung und die Tasche heraus!"

„Warum willst du nicht mit hineinkommen?" fragte Dietrich.

„Das ist mir zu unsicher."

„Was soll das heißen?"

„Weil ich den Zahn mit hineinnehmen muß und mir lieber ist, wir erledigen das Geschäft auf neutralem Boden."

„Ich bin kein Schwindler!" rief Dietrich entrüstet.

„Mag sein. Aber die Chancen müssen für beide die gleichen sein."

Dietrich wollte davon nichts wissen, bis Samo einen Ausweg fand.

„Gut," sagte er – „ich komme mit hinein. Aber ich schraub' mir den Zahn hier draußen ab und deponier' ihn."

„Wo denn? Hier ist doch kein Mensch."

„Um so besser! So kann er nicht damit davonlaufen.

Wir graben ihn irgendwo in die Erde ein. Und sobald ich die Rüstung und Tasche habe — du rennst ja schneller als ich — läufst du zurück und holst ihn dir."

„Meinetwegen," erwiderte Dietrich.

Sie gingen ins Gebüsch.

„Paß auf, damit du siehst, daß ich keinen anderen Zahn unterschiebe," sagte Samo und lenkte Dietrichs Aufmerksamkeit auf sich. „So" — und er begann, was ihm längst keinerlei Anstrengung mehr verursachte, den Zahn abzuschrauben. Dabei achtete er genau auf den Weg, zählte jeden Schritt, merkte sich jeden Baum und Strauch, blieb, nachdem er mehrmals die Kreuz und Quer gegangen war, endlich in einem Gestrüpp, das genau wie tausend andere war, stehen und sagte zu Dietrich, der, statt auf den Weg zu achten, immer nur auf Samos Zahn sah:

„So! das hier wär' zum Beispiel so ein Plätzchen."

Jetzt erst nahm er den Zahn, an dem er unaufhörlich gedreht hatte, aus dem Mund, wickelte ihn in ein Stück Papier, reichte ihn Dietrich und sagte:

„So, nun buddle ihn dir ein!"

Dietrich grub ein kleines Loch, legte den Zahn hinein und schüttete dann wieder Erde darauf. Und ehe er noch daran dachte, sich Ort und Stelle ins Gedächtnis zu prägen, nahm ihn Samo schon am Arm und sagte:

„Nun komm aber!"

Als sie durch den Park gingen, fiel Dietrich ein, daß er die Tasche eigentlich gar nicht verschenken durfte. Sie war zwar abgetragen, und die Krone darauf war lädiert. Aber sie war ein Familienstück, und der Vater hatte, als er sie ihm eines Tages auf sein Bitten hin gab, gesagt: „Dei

stammt vom Großvater. Also halt sie in Ehren und laß sie nicht in fremde Hände kommen."

Um so bereitwilliger kramte er die Rüstung hervor und suchte Samo nachgiebig zu stimmen, indem er die Puppe seiner Schwester holte, sie öffnete, leerte und sämtliche Pralinés vor Samo auf dem Tische ausbreitete.

„Bedien' dich!" sagte er, und Samo, der noch kein Mittagessen im Magen hatte, und zudem nicht wußte, in welche intime Beziehung zu Dietrichs Schwester jedes dieser Pralinés bereits getreten war, stopfte, während er die Rüstung anlegte, arglos ein Stück nach dem andern in sich hinein.

„Du siehst wie ein echter Ritter aus!" rief Dietrich und führte Samo vor den Spiegel.

Die Rüstung war zwar mehr als reichlich; die Scharniere schlotterten an Armen und Beinen und in dem Brustpanzer ließ sich zur Not noch Samos volle Schulmappe unterbringen. Samos praktischer Sinn fand sich damit ab. Zwar als Dietrich ihm einzureden suchte:

„Wie nach Maß! Sie sitzt wie auf den Leib gegossen," wehrte er ab und sagte:

„Schmus! – Aber ich werde hineinwachsen. Von Jahr zu Jahr wird sie mir besser stehen."

„Das will ich meinen," erwiderte Dietrich. „Einen feinen Tausch machst du."

Samo sah ihn von der Seite an und fragte:

„Wo ist die Tasche?"

„Meinst du nicht, daß du dich auch ohne die Tasche zufrieden geben könntest?"

„Wenn ich blöd wär', schon," erwiderte Samo.

„Es ist ein Familienstück."

„Das hättst du dir vorher sagen sollen.“

„Schließlich hast du doch auch die ganzen Pralinés ...“

Samo stieß auf. Er fühlte sich unter der Last der Rüstung und dem Druck der Süßigkeiten schwach und übel.

„Die Tasche!“ rief er mit letzter Kraft und übergab sich in weitem Bogen ins Zimmer.

Auf den Lärm hin erschien Herr v. Trolz, der selten lachte. Angesichts Samos, des brechenden Ritters, verlor er die Haltung.

„Potzblitz!“ rief er und hielt sich den Bauch. „Wer ist denn der Held?“

„Samo mit dem Zahn,“ erwiderte Dietrich.

Der alte Herr v. Trolz trat näher heran.

„Wahrhaftig, Samo!“ sagte er; dann wandte er sich an seinen Sohn und fragte: „Was sucht er hier?“

Dietrich v. Trolz erzählte. Alles, der Reihe nach. Wahrheitsgemäß. Und alle paar Augenblicke krächzte Samo, der Ritter, mit heiserer Stimme dazwischen:

„Die Tasche! Er will mir die Tasche nicht geben.“

Herr v. Trolz hörte alles mit an. Er lachte längst nicht mehr. Er rief den Diener und ließ Samo ins Freie führen. Seinen Sohn nahm er beim Arm.

„Schäm' dich,“ sagte er. „Wie kannst du derart schmutzige Geschäfte machen?“

Dietrich wollte widersprechen. Ein Blick des Vaters genügte — Dietrich schwieg.

„Du wirst dein Wort halten,“ fuhr Herr v. Trolz fort — „ihm die Rüstung lassen und ihm die Tasche geben.“

„Aber ...“

„Schweig!“

Dietrich senkte den Kopf.

„Und laß dir ja nicht etwa einfallen, mir den Zahn ins Haus zu bringen."

„Vater!" rief Dietrich laut.

Herr v. Trolz schüttelte sich, machte kehrt, ging zur Tür und verschwand.

Im Park stand Samo. An einen Baum gelehnt. Er hatte sich erholt. Dietrich trat auf ihn zu und gab ihm die Tasche.

„Endlich!" sagte Samo.

Dann gingen sie, ohne miteinander zu reden, durch den Park. Samo hatte die Rüstung ausgezogen und schleppte sie auf den Armen mit sich fort. Alle paar Augenblicke verlor er ein Stück. Bückte er sich, um es aufzuheben, fiel ein andres zur Erde. So war ihm Dietrich bald voraus. Und als er endlich am Tor des Parkes anlangte, hatte Dietrich auf der Jagd nach dem Zahn schon ein großes Stück Erdreich aufgebuddelt.

Samo, der schon von weitem sah, daß Dietrich an ganz verkehrter Stelle suchte, trat hinter einen Baum, wartete, bis Dietrich ihm den Rücken kehrte, und schlüpfte dann eilig an ihm vorbei.

Als Samo mit Rüstung und Tasche müde und matt nach Hause kam, wußte er es einzurichten, daß Vater und Mutter die Lücke in seinem Mund nicht sahen. Und da ihm die Pralinés schwer im Magen lagen, so brachte er kein Opfer, indem er auf das Mittagessen und die beiden Stullen am Abend verzichtete.

Als es dunkel war, schlich er aus dem Haus, ging den Weg, den er am Mittag mit Dietrich gegangen war, verschwand in der Nähe des Parktors im Gebüsch, zählte die

Bäume, suchte und fand mühelos den Strauch, bückte sich, nahm ein paar Hände Erde auf und hielt das Papier mit dem Zahn in der Hand. Dann ging er nach Haus.

Am nächsten Morgen bestürmten alle Dietrich, der schweigsam und verstimmt auf seinem Platze saß:

„Wo hast du den Zahn."

Dietrich log und sagte:

„Zu Haus."

Samo hatte die Tasche mit der Krone bei sich. Er breitete sie protzig, die Krone nach oben, vor sich aus und erzählte Wunderdinge von seiner Rüstung.

An einem der nächsten Tage sagte er:

„Morgen fehl' ich."

„Warum?" fragten sie ihn.

„Mein Vater läßt mir einen neuen Zahn machen," log er.

„Zum Schrauben?" fragten alle.

„Ja! genau wie der, den ich Dietrich von Trolz gegen die Rüstung und Tasche eingehandelt habe," gab er zur Antwort. —

Und während der Pause des übernächsten Tages saß Samo wieder auf der Mauer und entzückte die kleinen Mädchen, indem er den Zahn, der kaum gelitten hatte, vor ihren Augen ein- und ausschraubte. Erst nach Ablauf eines Monats stellte Dietrich seine Nachforschungen ein. Das Erdreich aber um den Park am Gartentor sah schon nach ein paar Wochen aus, als wenn ganze Maulwurfhorden es durchwühlt hätten.

Als der alte Lustig seinen Sohn fragte:

„Wie kommt denn dieser Dietrich v. Trolz dazu, dir seine Rüstung und seine Tasche zu schenken?" da erwiderte Samo erst:

„Das hängt mit dem Zahn zusammen."

Und als ihn der Vater nicht verstand, da erzählte er ihm die ganze Geschichte.

Der Alte lachte laut auf, nickte seiner Frau zu und sagte: „Ich sag' dir, Rosa, der Junge macht seinen Weg." –

*

Und er behielt recht.

Vierzig Jahre später war Samo Lustig Direktor einer großen Bank, hatte Titel und Orden und auf einer kostbaren Truhe neben wertvollen Altertümern lag, die Krone nach oben, die Familientasche derer v. Trolz. Alle Tage ruhte Samos Blick liebevoll auf ihr. Eines Tages, wer konnte es wissen, da war auch diese Krone vielleicht kein Phantasiestück mehr.

Jedenfalls: was ihm vor über dreißig Jahren der Zahn gegolten hatte, galt ihm heute die Krone.

Ob in dieser Wandlung eine geistige Entwicklung liegt, entscheide der geneigte Leser.

Die Verlobung

Margot war die Tochter des Kommerzienrats Freund. Margot brauchte einen Mann. Teils aus Gründen, die in ihrer Person lagen und hier besser unerörtert bleiben. Teils, weil sie seit ein paar Wochen zwanzig war, ein Alter, in dem es sich für ein Mädchen aus ihren Kreisen schickte, Frau zu werden. Drittens aber, weil der Fabrikdirektor Freund fühlte, daß er alt wurde und in seinem Prokuristen Doktor Moll einen Menschen hatte, der, obschon er kleiner Leute Kind war, das Zeug besaß, die Fabrik weiter zu führen.

Der Prokurist Doktor Moll entsprach zwar ganz und gar nicht dem Bilde, das sich Frau Kommerzienrat Freund zwanzig Jahre lang von ihrem künftigen Schwiegersohne gemacht hatte. Die Gründe aber, die in Margots Person lagen, sprachen so deutlich, daß sie die Wahl ihres Mannes billigte.

Auch Margot war klug genug, um das einzusehen. Sie fügte sich und sagte, so oft man ihr von dieser Ehe sprach:

„Ihr müßt ja wissen."

Freund also sprach mit seinem Prokuristen. „Sie werden einsehen," sagte er, „ich muß endlich jemanden haben — und je älter ich werde, um so nötiger wird das — der meine geschäftlichen Interessen in der Erfüllung seiner vertraglichen Pflichten nicht erschöpft sieht, jemand — wie drück' ich mich nur gleich aus? — der sich und seine Person mit dem Geschäfte identifiziert — genau wie ich es tue."

Der Prokurist Doktor Moll sah darin einen Vorwurf.

„Ich weiß wirklich nicht, Herr Kommerzienrat, womit ich dies Mißtrauen verdient habe. Seit zehn Jahren lebe und denke ich nur für Ihre Firma, ohne mich um die festgesetzten Bureaustunden . . ."

Weiter ließ ihn Freund nicht kommen.

„Tun Sie auch, lieber Doktor! Darum eben wende ich mich gerade an Sie und nicht an einen andern. — Also, nicht wahr, Sie wissen schon, wo ich hinaus will: Ich möchte einen Schwiegersohn haben, der zugleich mein Associé wird. Oder umgekehrt. Aber das kommt auf eins raus."

Moll dachte, ihn treffe der Schlag. Aber er merkte schnell, daß das ein Irrtum war. Er war, ohne daß er es wußte, aufgesprungen und stand jetzt vor dem Kommerzienrat. Der fragte:

„Wollen Sie?" und streckte ihm die Hand entgegen.

Freudig schlug Moll ein.

„Ich sehe darin das höchste Vertrauen", gab er zur Antwort — „und werde bestrebt sein, es nach jeder Richtung hin zu rechtfertigen."

Das hätte er bei einer Gehaltserhöhung auch gesagt, dachte Freund. Ganz gut, er nimmt die Sache nicht feierlich, sondern rein geschäftlich. Das vereinfacht den Fall. Er kniff die Augen zusammen und sagte:

„Nun, wir kennen uns lange genug, um zu wissen, daß wir auch außergeschäftlich miteinander auskommen werden. — Übrigens, es wird ganz gut sein, wenn man es nach außen so hinstellt, als wenn diese Ehe zwischen uns und Ihnen längst beschlossene Sache war. Nicht erst seit heute. Sie kennen meine Tochter ja auch schon lange genug, um das glaubhaft zu machen."

Da Moll etwas verlegen dreinschaute, fuhr er fort: „Oder nicht? — Na, Sie waren doch jeden Winter einmal zu unseren großen Empfängen, da müssen Sie sie doch gesehen haben."

„Gesehen schon!" erwiderte Moll, „ich habe ihr auch die Hand gereicht . . . aber gesprochen . . ."

„Das weiß kein Mensch, ob Sie mit ihr gesprochen haben oder nicht. Das spielt auch gar keine Rolle. Es genügt, daß man Sie seit Jahren bei uns im Hause gesehen hat und weiß, Sie verkehren bei uns. Alles andere ist doch Nebensache! Nicht wahr? Sie können ja Dutzende von Malen bei uns gewesen sein, ohne daß ein Dritter etwas davon zu wissen brauchte."

Das leuchtete Moll ein.

„Sie kennen mich", fuhr Freund fort, „und wissen, wenn ich einen Entschluß gefaßt habe, dann ruhe ich nicht eher, als bis er ausgeführt ist. Dieses endlose Verlobtsein bei Leuten, die sich seit Jahren kennen, wie Sie und meine Tochter, hat nach meinem Empfinden etwas unsagbar Kindisches. Paßt gar nicht mehr in unsere Zeit, wo man nervös wird, wenn ein Auto fünfzehn Minuten fährt, wo eine Droschke früher dreiviertel Stunden brauchte."

Moll nickte zustimmend, obschon er durchaus keinen Zusammenhang zwischen einer Verlobung und einer Droschkenfahrt finden konnte.

„Wenn man weiß, was man will, dann soll man sehen, daß man es zu Ende führt!" sagte Freund. „Daher bin ich auch dafür – heute haben wir den elften November, na, man braucht's ja nicht gleich zu überstürzen, also sagen wir mal, daß so um den fünfundzwanzigsten herum die Hochzeit ist."

„November?" fragte Moll, das war doch wohl nicht möglich.

„Gewiß," erwiderte Freund, „worauf wollen Sie warten? Sie sind Weihnachten in Ägypten; prachtvoll, sage

ich Ihnen! Meine Tochter weiß Bescheid, die wird Sie herum führen. Und in Berlin sorgt unterdessen schon meine Frau dafür, daß Sie alles fix und fertig vorfinden, wenn Sie im Februar zurückkehren."

„Wenn Sie meinen, Herr Kommerzienrat."

„Ich bin davon überzeugt!" — Er stand auf und nahm Moll, dem schwarz vor Augen wurde, unter den Arm. „Und nun komm! Ich habe in einer Stunde eine Aufsichtsratsitzung, und wenn ich nicht irre, sind meine Frau und Tochter heute nachmittag zum Tee geladen."

Sie gingen die Treppe hinunter und bestiegen Freunds Auto. Unterwegs redete Freund unaufhörlich auf Moll ein. Alles durcheinander: von Frauenzimmern und Geschäften, von Reisen und gesellschaftlichen Pflichten, von Toiletten und Automobilen . . . Aber Moll verstand nichts. Er mühte sich krampfhaft in die Rolle hinein, die er nun spielen sollte. Es ging nicht. Er fühlte sich unsicher; die Lippen waren ihm trocken; er brachte kein Wort heraus, — die Angst saß ihm in der Kehle; drückte auf ihn, nahm ihm den Atem. Und zur Qual wurde ihm diese Stunde, die ihm, hätte er sie vorausgeahnt, in Gedanken alles Glück der Welt bedeutet hätte. —

Unterdessen hatte Frau Kommerzienrat Freund ihrer Tochter, während sie Toilette machte, noch einmal auseinandergesetzt, aus welchen Gründen diese Ehe die einzig mögliche Lösung war. Margot, vor die letzte Entscheidung gestellt, verzog das Gesicht. Erst als ihre Mutter versicherte, eine Ehe verpflichte heutzutage zu nichts, willigte sie schließlich ein und sagte:

„Na ja, meinetwegen." —

Freund, der in Begleitung Doktor Molls als Trium-

phator kam, ließ seine Gattin auf einen Augenblick herausbitten. Im kleinen Salon trafen sich beide und fragten gleichzeitig und unvermittelt:

„Na, Julius?"

„Na, Betty?"

„Wie weit bist du?"

„Ich habe seine Zustimmung!"

„Und ich ihre."

„Es war nicht einfach," erklärte Julius.

„Er soll bedankt sein," meinte sie, „oder weiß er etwa schon?"

„Keine Silbe! Ich werde mich hüten!"

„Und wann kommt er?"

„Er ist schon da!"

„Wo?"

Julius wies auf die Tür: „Nebenan im Herrenzimmer. Er ist sehr schüchtern und wird nicht recht wissen, wie er's anfangen soll. Ich glaube, man muß ihm etwas unter die Arme greifen."

„Unsinn!" erwiderte Betty, „laß das nur Margots Sorge sein — die ist nicht auf den Mund gefallen."

„Wenn du meinst," erklärte wie immer Julius.

„Inzwischen hatte Frau Freund ihre Tochter gerufen, die in einer übertrieben eleganten, mit venezianischen Spitzen besetzten Morgentoilette ins Zimmer rauschte. Sie trat nahe an ihren Vater heran, reichte ihm die zarte, weiße, gepflegte Hand und deklamierte mit feierlicher Ironie:

„Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen schichte du!
Öffne meine bange, kleine Hütte,
Bring in Flammen Liebende zur Ruh'."

Betty, die ihren Goethe nur dem Einbande nach und aus dem Tiergarten kannte, sagte ärgerlich:

„Laß jetzt die Kalauer und nimm dich zusammen. Er ist bereits da und wartet, daß wir ihn rufen."

„Aber bitte! von mir aus steht nichts im Wege," erwiderte Margot.

Beide sahen sie an.

„Soll ich ihn rufen?" fragte der Alte.

„Aber Papa, das mußt du doch wissen. Ich beschränke mich darauf, ‚ja' zu sagen, alles andere müßt ihr schon machen."

Und Julius ging und öffnete die Tür so weit, daß er bequem hindurchkommen konnte. Moll mühte sich aus seinem tiefen und bequemen Sessel, in dem er mehr gelegen als gesessen und seine Ruhe einigermaßen wiedergefunden hatte, empor und ging ihm entgegen.

Julius hatte das Gefühl: Wie gut, daß ich nicht an seiner Stelle bin; es hatte denn auch etwas Beileidmäßiges, als er ihm jetzt die Hand entgegenstreckte und zu ihm sagte: „Geh hinein! Sie erwartet dich!" Und er war ordentlich erstaunt, mit wie sicheren Schritten sich Moll ohne Zaudern zur Tür wandte, sie öffnete, eintrat und von innen wieder schloß. Er selbst blieb unbeweglich in der Mitte des Herrenzimmers stehen; wandte kein Auge von der Tür, denn eine innere Stimme sagte ihm, daß etwas Unerwartetes geschehen werde.

Und im Wintergarten, auf der anderen Seite des Salons, in dem Margot ihren künftigen Gatten erwartete und den nur eine Portiere von dem Herrenzimmer gegenüber trennte, stand Frau Friedheim und lauschte neu-

gierig und erwartungsvoll den Vorgängen, die nun folgten.

Moll trat ein; an der Tür schon verbeugte er sich. Margot dankte; sie bewegte sich kaum; lehnte am Flügel und streifte träge ihr Haar zur Seite.

„Mein gnädiges Fräulein," begann er, „ich habe seit langem das Glück, Sie zu kennen . . ."

„*Kennen* kann man es wohl eigentlich nicht nennen," erwiderte Margot heiter. „*Wir wissen, wer wir sind*, das ist wohl aber auch alles. Soweit ich mich wenigstens erinnere – und ich habe gerade für solche Dinge ein ausgezeichnetes Gedächtnis – haben wir noch nie ein Wort miteinander gesprochen."

Die Sicherheit, die sich Moll vorher auf dem tiefen und bequemen Sessel mühselig abgerungen hatte, erlitt durch diese Worte einen schweren Stoß; stärker jedenfalls, als er ihn ertragen konnte. Um so mehr, als der Nachsatz seiner Rede: „das berechtigt mich dazu, was ich nun lange genug still mit mir herumgetragen habe, endlich auszusprechen, nämlich Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe," – als dieser Nachsatz, den er sich soeben im Herrenzimmer mit Anspannung seiner ganzen Kraft zurechtgelegt hatte und von dem er sich eine starke Wirkung versprach, nun nicht mehr verwendbar war.

Statt dessen fuhr Margot fort: „Sie sind Angestellter bei meinem Vater, nicht wahr?" – Moll schwieg. – „Na, das ist doch keine Schande; Sie sollen ja sehr tüchtig sein. Papa sagte erst neulich wieder, daß Sie sein zuverlässigster Beamter wären. – Glauben Sie nicht etwa, daß mich das nicht interessiert! Daß ich das nur so hinrede, um irgend etwas zu sagen – ganz und gar nicht." – Sie gab sich

setzt Mühe, so kokett zu sein wie nur irgend möglich. — „Ich bin sehr verwöhnt! Sehr! — Wirklich! — Sie machen ein so ungläubiges Gesicht. Aber es ist wahr! Ich koste Papa viel Geld! Kleider, Hüte, Pferde, Autos, Reisen, — ich trage meine Handschuhe nie öfters als einmal — auch die ganz teuren nicht. Sie wissen, die mit sechzehn Knöpfen — na und mit meinen Strümpfen — das Paar zu fünfundzwanzig Mark — mache ich es auch nicht viel anders. Glauben Sie, das geht ins Geld! Ich habe eine Freundin, die läßt ihre seidenen Strümpfe ‚stopfen'! Denken Sie, wie geschmacklos! ‚Stopfen'" — sie wiederholte es mit vollem Munde — „schon das Wort ist ekelhaft. Ich finde fast, darin liegt eine Mißachtung des Mannes — oder sind Sie anderer Meinung? — Denken Sie nur: man geht mal ein paar Schritte — nicht wahr, das kann ja mal vorkommen, denn schließlich sitzt man ja nicht immer in seinem Automobil oder zu Pferde — und plötzlich spürt man ein Steinchen, das drückt, oder etwas Ähnliches und bittet seinen Mann — da ist doch nichts bei, denn man hat ja nicht immer auf Schritt und Tritt seine Zofe bei sich — einem behilflich zu sein. Ja, ich glaube, ich würde vor Scham unter die Erde sinken, wenn er mir den Schuh auszöge, und ich hätte einen gestopften Strumpf" — sie schüttelte sich vor Ekel! — „o shocking! Nicht auszudenken!" — Sie nahm ihr kleines Spitzentuch und drückte es leicht an den Mund. — „Man bekommt einen üblen Geschmack, wenn man nur daran denkt; — da riechen Sie!" — Sie hielt ihm das Tuch unter die Nase, und er spürte einen lieblichen Geruch. — „Es ist La Corida! — Finden Sie den Duft nicht berückend? Dabei ganz dezent, — das heißt, wenn man nur ein paar Tropfen nimmt. In Mengen wirkt es ordinär!

Im Schlafzimmer meiner Zofe wird man ohnmächtig, so stark riecht es. Ich glaube, sie wischt damit auf! Aber ich lasse sie ruhig. Sonst nimmt so 'ne Flasche nämlich überhaupt kein Ende!"

— Pause. —

Sie stand jetzt vor ihm und sah ihm scharf in die Augen; er war völlig hilflos und wagte nicht einmal, sich zu bewegen; ihren Blick erwiderte er, ohne daß er's wußte; denn er unterschied nichts mehr. Und er überlegte daher auch nicht, was Margots Gerede denn eigentlich mit dem zu tun hatte, weswegen er, statt wie sonst um diese Zeit zwischen hundert Briefen in seinem Bureau zu sitzen, hier festgehalten wurde.

„Oder sind Sie kein Freund von Wohlgerüchen?" — Sie stand jetzt so nahe vor ihm, daß sie sich fast berührten. — „Ich nämlich sehr . . .", sagte sie und streifte ihn leicht mit der Schulter. — „Sie werden sich also daran gewöhnen müssen."

Er sagte noch immer nichts; aber er fühlte, wie lächerlich die Rolle war, die er spielte. — Wenn er sie jetzt in die Arme schloß — ganz fest! Sie auf die Chaiselongue zog und nach Herzenslust küßte! — Ja! Das wäre wohl die rechte Antwort, die ihr keckes Wesen verdiente. Das spürte er deutlich. — Aber ehe er das wagte! Kaum bewegen konnte er sich. Schwer wie Blei lag es in seinen Gliedern. Nicht einmal, daß er die Lippen auseinander brachte! Und da dachte er an so etwas!

Er begriff nicht, was sie von ihm wollte; warum sie das tat; ihn so quälte und reizte.

Margot stand noch immer dicht vor ihm; sah ihm noch

immer gerade in die Augen und sagte mit einer Ruhe, die bestimmt und überlegen war:

„Ich kann Ihnen nicht helfen, bester Herr, es ist bestimmt im hohen Rat der Eltern, und Sie werden, wenn Sie nicht Ihre Stellung verlieren wollen, wohl oder übel Ja und Amen dazu sagen müssen. Genau wie ich! Ich sehe für mich daher auch gar keinen Grund, es Ihnen zu erleichtern. Oder auch nur das geringste zu tun, was nicht unbedingt nötig wäre. — Schließlich können Sie doch nicht erwarten, daß ich Ihnen einen Antrag mache — ich denk' nicht daran; im Gegenteil! Ich bin sehr gespannt, was Sie mir sagen werden. — Also, bitte."

Moll riß das Maul weit auf. — „Gute Zähne haben Sie übrigens!" sagte Margot. Er verstand nun erst, wie sie den Gedanken ihrer Vereinigung faßte. Einen Augenblick lang erschreckte es ihn; dann aber fand er sich schnell hinein. Das war ja etwas anderes. Nun, da er wußte, daß sie den geschäftlichen Charakter dieser Ehe kannte — ja mehr, ihn würdigte und begriff, gewann er auch seine Sicherheit wieder. Denn nun stand er ja wieder auf einem Boden, auf dem er sich zu bewegen wußte und besser auskannte als irgendein anderer.

Margot merkte die Veränderung wohl, die in ihm vorging.

„Wird's nun bald?" fragte sie. „Aber ich bitte Sie um eins: tun Sie mir die Liebe und werden Sie nicht feierlich! Dazu haben wir nachher noch Gelegenheit genug, wenn andere dabei sind. Sie sind mein projektierter Gatte! Ich weiß es! Die Einleitung können Sie sich sparen."

„Sie werden also den Wunsch Ihrer Eltern erfüllen?" brachte er nicht gerade geschickt heraus.



„Welchen Wunsch?“ verstellte sich Margot. — „So strengen Sie sich doch endlich an! Ich finde es geradezu kränkend, daß Sie nicht einmal ein paar passende Worte für mich finden.“

Sie tat gekränkt und warf sich auf die Chaiselongue. Man konnte nicht gut koketter daliegen, als sie es tat. Der enge kurze Rock bedeckte sie kaum bis zu den Knien. Die Spitzen ihres leichten Negligés verrieten mehr als sie verbargen. Die weißen Hände spielten bald nervös im dunklen Haar, bald warfen sie kokett das kleine Spitzentuch hoch in die Luft und griffen danach mit spitzen Fingern, die unaufhörlich in Bewegung waren.

Moll trat jetzt einige Schritte vor; er war ganz steif; es war die erste Bewegung, die er machte, seit er im Zimmer war. Bis dahin hatte er noch immer, ohne sich zu rühren, an der Tür gestanden.

„Ich möchte nicht,“ brachte er ziemlich bestimmt heraus, „daß Sie nur, weil Ihre Eltern es wünschen . . .“, weiter kam er nicht.

„Gut! Gut!“ rief Margot. „Nur weiter so — jetzt kommen Sie endlich in Schwung . . . Also!“

„Zum mindesten müßte ich wissen, daß ich Ihnen nicht unsympathisch bin,“ fuhr er fort.

„Wie gräßlich!“ erwiderte Margot und machte mit ihren hübschen Händen deutliche Zeichen des Mißfallens. „Ich kenne Sie ja gar nicht! Wie sollten Sie mir da sympathisch oder unsympathisch sein. Genau so gut könnten Sie von mir verlangen, daß ich Sie liebe.“

Eine Pause entstand, dann wandte sich Margot zu ihm: „Also bitte! — So nicht! — Anders!“

Da begann Moll:

„Mein Fräulein! Ich verehre in Ihrem Herrn Vater seit Jahren nicht nur meinen Chef, sondern vor allem meinen väterlichen Berater, für dessen Wohlergehen ich jederzeit bereit bin, meine ganze Person rückhaltslos einzusetzen. Es ist nur natürlich, daß ich diese Verehrung auch auf die übertrage, die seinem Herzen nahe stehen."

„Bravo!" unterbrach ihn Margot.

„Dazu gehören neben seiner Gattin und seinem Sohne vor allem auch Sie, mein Fräulein!"

„Ausgezeichnet!" rief sie. „Weiter!"

„Aber wahrhaftig, um den Wunsch zu haben, Ihnen zu gefallen, sich Ihr Vertrauen und Ihre Liebe zu erwerben, braucht man nicht erst Ihrem Herrn Vater in Dankbarkeit verpflichtet zu sein."

„Warum nicht?"

„Man braucht nur einen Blick dahin zu werfen — braucht nicht einmal zu wissen, wer Sie sind — und man fühlt, man möchte Ihnen näher kommen," er tat ganz unbewußt einen Schritt nach der Chaiselongue zu — „Sie erobern — Sie an sich drücken . . ."

„Endlich! Endlich!" rief Margot und amüsierte sich köstlich. „Habe ich Sie also doch noch warm bekommen! Einfach war das nicht!" — Sie streckte ihm die Hand hin: „Da!" sagte sie. „Nun dürfen Sie ganz artig hier einen Kuß hingeben." Moll aber war so erregt, daß er, statt ihre Hand zu nehmen, auf die Chaiselongue zustürzte.

„Langsam! Langsam! Teuerster Gemahl!" rief sie belustigt, streckte zur Abwehr ihm beide Arme entgegen und hielt ihn zurück. — „Erst kalt wie Eis und plötzlich glüht er lichterloh! Wir hatten doch ausgemacht: ohne Feierlich-

keit!" – Er beugte sich, als wenn er einen Schlag erhalten hätte, zurück.

„Also programmäßig, wenn ich bitten darf. – Hier meine Hand!" sie streckte den Arm wieder in die Höhe, und er küßte mechanisch ihre Hand. „So, und nun das Unvermeidliche" – sie richtete sich auf, warf den Kopf nach hinten, hielt ihm ihr Gesicht hin und schloß den Mund: „Bitte!" – Er beugte sich zu ihr hinab und drückte ihr, ohne sie zu berühren, einen Kuß auf die Lippen.

Sofort sprang Margot auf, stürzte erst zu dem Vorhang, der den Salon vom Wintergarten trennte, zog ihn mit einem schnellen Ruck zurück: da stand Frau Betty, fuhr zusammen und dachte, sie treffe der Schlag; stürzte dann zur Tür, die ins Herrenzimmer führte, riß sie auf: da stand Julius, der Geheimrat, und ein Schreck fuhr ihm durch den Körper, daß er an allen Gliedern zitterte.

Dann trat sie wieder in die Mitte des Salons, wo Moll, der projektierte Gatte, stand, schob leicht ihren Arm in seinen Arm und rief laut:

„Papa, Mama, erledigt! Kommt! Wir wollen uns gratulieren!"

Und Frau Betty kam von der einen, Julius, der Geheimrat, kam von der anderen Seite, und sie trafen sich in der Mitte des Salons, in dem Margot, die Hand leicht in seinen Arm gelegt, an der Seite ihres projektierten Gatten stand.

„Es war sehr rührend, nicht wahr?" sagte sie mit einem kurzen Blick zu Moll; und Frau Betty, die sich so gern rühren ließ, glaubte es, obgleich sie alles mitangehört

hatte, und vergoß Tränen. Dann umarmte sie ihr Kin und küßte es.

„Ich bleibe doch deine Mutter," sagte sie schluchzend, „wenn du von nun an auch in erster Linie zu deinem Manne gehörst."

Dann umarmte sie Moll und küßte auch ihn. Der war längst entschlossen, alles über sich ergehen zu lassen. „Mach' unser Kind glücklich, Johannes!" schluchzte sie vor Rührung und wandte sich dann zu Julius, dem Geheimrat. Der wußte aus ähnlichen feierlichen Ereignissen in der Familie schon Bescheid, streckte ihr die Arme entgegen, nickte, noch ehe er wußte, was sie sagen würde, zustimmend mit dem Kopfe und klopfte ihr, während er sie umschlungen hielt, gefühlvoll auf die breiten Schultern.

„Nicht wahr, Julius, genau wie bei uns vor sechsunddreißig Jahren!"

Berliner Goldjugend

I

Vor der Tat

In Berlins exklusivstem bürgerlichen Klub, dem neben den Großen der Industrie und Börse nur wenige namhafte Juristen angehören, diskutierte man beim Lunch am „Stammtisch der Jungen“ lebhaft die gesellschaftlichen Ereignisse der letzten Woche.

Trotz der geistigen Interessenlosigkeit der jungen Leute hält die Unterhaltung hier stets ein bestimmtes Niveau. Den völligen Mangel jeder schöngeistigen Bildung ersetzt meist das sichere Gefühl für Wohlanständigkeit, das man von der Kinderstube her mitbringt. Dies Gefühl gibt auf alle Fragen des gesellschaftlichen Takts todsicher die richtige Antwort. Auch das Auge, von früher Kindheit an daran gewöhnt, nur das Gute und Wertvolle zu sehen, besitzt in den meisten Fällen Geschmack genug, um in künstlerischen Dingen das Wesentliche zum mindesten vom Kitsch unterscheiden zu können. Niemals aber wird hier auf Grund positiver Kenntnisse und eines inneren Verhältnisses ein sachliches Urteil abgegeben; man vermag Gutes selten vom Besseren zu unterscheiden und ist daher in erster Linie mit daran schuld, wenn auf allen Gebieten künstlerischen Schaffens heute die Größe des Erfolges durchaus kein Maßstab für die Güte eines Kunstwerkes ist. Denn wie man's im Klub in der Jägerstraße anstimmt, so tönt's in hundert westlichen Familien wider, die zwar nicht heiligsprechen und verdammen können, die aber doch zu den wenigen gehören, die in den Kunstausstellungen kaufen und in einem weiten Bogen um jede Leihbibliothek herumgehen.

Man verfährt bei der Aufnahme — wenigstens in der Praxis — hier nach andern Gesichtspunkten als im Klub der Geburts-Aristokraten in der Schadowstraße. Setzt in der Jägerstraße die Aufnahme auch ein gewisses Niveau der Familie und gute Finanzen voraus, die in der Schadowstraße leicht durch ein lückenloses Pedigré ersetzt werden, so prüft man selbst durch den bestsitzenden englischen Gehrock hindurch noch den Charakter des Kandidaten, während dort die Güte der Uniform auch die Qualität des Trägers gewährleistet. Hier wie da natürlich Ausnahmen. In der Schadowstraße die Aufnahme vom Grafen aufwärts gesichert. In der Jägerstraße die Söhne der Großen auch ohne moralischen Befähigungsnachweis geduldet. Hier wie überall: je mächtiger der Protektor, um so unwesentlicher die Qualitäten des Protegés. Hier wie überall als Weisheit letzter Schluß: die Millionen. Die Berliner Gesellschaft mit ganz geringen Ausnahmen kennt keine Qualitätsmängel, die nicht durch Millionen heilbar wären.

Die Stimmung am „Tisch der Jungen" war, wie immer, rege: Der erste Metropolball — geht man, geht man nicht. Die Flora-Büste — Bode oder Stahl. Die Winterhose — umgekrempelt oder glatt. Der bessere Lyriker — Dehmel oder Rilke. Das smarteste Bad — Biarritz oder St. Sebastian. Der größere Könner — Débussy oder Richard Strauß. Das Knopfloch am Tage — Orchidee oder Nelke. Der wertvollere Michelagniolo — Makowsky oder Frey. Die beste Bouilla-baisse — bei Kannenberg oder bei Borchardt.

Alles das in einer einzigen Stunde. Zwischen Fisch und Käse! Und neben Gemeinplätzen plattester Flachheit hin und wieder auch ein verständiges Wort.

Es sind immer die gleichen Gesichter, die man des Mittags hier sieht. Nur die Verteilung an den einzelnen Tischen ist je nach den Neigungen und Antipathien der einzelnen eine verschiedene. Aber im ganzen halten die Jungen sich doch getrennt von den Alten.

Die tragen – ohne die Absicht einer besonderen Würde – eine vornehme Behaglichkeit in die Räume. An ihnen ist nichts gewollt. Weder in ihrer Kleidung noch in ihrem Wesen. Sie bewegen sich mit einer selbstverständlichen Sicherheit und Ruhe, und man fühlt, daß sie immer die gleichen sind: ob zu Hause allein, ob hier unter ihresgleichen, ob bei Ministern oder bei Hofe. Unauffällig kommen und gehen sie und zeigen alle jene natürliche Vornehmheit, die sich nicht erlernen läßt und die eben vorhanden ist oder nicht; die ein besonderes Persönlichkeitsmerkmal und daher auch nicht die Fähigkeit besitzt, je nach der Umgebung und Richtung des Windes sich in Haltung und Gesinnung zu verändern. – Aber wie klein ist ihre Zahl geworden, und wo anders in Berlin fände man sie sonst noch als nur eben hier.

Am Tisch der Jüngern begann – als der Kaffee längst serviert war – die große Kritik der letzten gesellschaftlichen Ereignisse. Die zehn jungen Herren, deren Papas zusammen Vermögen in Höhe des Kapitals der Deutschen Bank versteuern, fühlen sich hier – und größtenteils mit Recht – als die allein maßgebenden Sachverständigen.

„Sie haben mehr Glück als Verstand, Graberg," wandte sich Pölnitz, der Sohn unseres ersten rheinischen Großindustriellen, an sein Gegenüber. Er grinste dabei, die Riesen-Bülow zwischen seinen großen, blendend weißen Zähnen, halb gutmütig, halb ironisch und fügte, ob dieser

Keckheit leicht errötend, hinzu: „Ich verstehe ja die Berliner Mädchen nicht.“ Er nahm die Zigarre aus dem Mund, schüttelte die Asche auf die Untertasse und beugte seinen Oberkörper leicht über den Tisch. „Die Hölderlins sind ja wohl die reichsten Leute in Berlin. Das wären doch nun mal endlich Mädchen, die nach ihrem Geschmack heiraten könnten oder die,“ und er richtete sich wieder auf, „was ich durchaus verstehe, wenn sie ehrgeizig sind, 'ne sogenannte große Partie machen könnten. Nicht etwa so'n fiesen adligen Kavalleristen aus der Provinz; ne, ich meine so was, wat in der Hofgesellschaft 'ne Rolle spielt, 'nen guten Uradel, dem nur die Millionen fehlen, um richtig repräsentieren zu können.“

Der, dem dies galt, saß frech und in überlegener Haltung da und fühlte nicht den Affront, der in Pölnitz' Worten lag. Er war stolz; denn aus der Rede spürte er nur heraus, daß er der Sieger war, der Sieger auf einem Terrain, dessen Lorbeeren eigentlich einem Vertreter des hohen Adels gehörten. – Und was gab's denn außer dem hohen Adel anderes, was er den Millionen seiner eben 17jährigen Braut gleichwertig zur Seite stellte?

Noch unförmiger schien er, und seine aufdringlich breite und protzige Art, die von verständigen Juden nicht minder verurteilt wird als von Christen, wirkte abstoßend.

„Er hat sich eben beizeiten herangemacht, ehe sie unter Menschen kam und andere Männer kennen lernte,“ erklärte ein kleiner, untersetzter Assessor und Syndikus einer Berliner Großbank.

„Das ist der ganze Witz,“ sagte ein Dritter.

„Sie irren, meine Herren,“ – selbstgefällig klang's und belustigt, – „meine Braut hat vor unserer offiziellen Ver-

lobung drei Monate lang Gesellschaften besucht und ist während dieser Zeit mehr herumgekommen als andere junge Mädchen im ganzen Winter."

„Vorher aber hatten Sie sie sicher. Das wußte jeder Mensch. Sie gingen daher auch überall mit ihr zu Tisch, und man hat mir erzählt, daß Sie wie ein Falke über die Trägerin Ihrer Millionen gewacht haben."

Jetzt verlor Graberg seine Sicherheit. Er reckte sich und schien sofort proportionierter, obschon das breite und volle Gesicht, in dem die dunkeln, kleinen Augen wie schmale Risse lagen, nun noch widerwärtiger wirkte. Der kugelrunde, dicke Kopf schoß so gerade empor, daß er fast nach hinten überlag und breite Falten in den feisten Nacken grub. Wie ein Rekrut auf das Kommando: Achtung! Bereit zum Ohrfeigen! Er hatte etwas durchaus Provozierendes, wie er so dasaß.

„Ganz ohne persönlich werden zu wollen," meinte mit einer knappen Verbeugung Dr. Heiden, ein trefflicher junger Jurist und Selfmademan, der einzige vielleicht in diesem Klub, „dieses frühe Heiraten ist doch recht bedenklich. Wie soll ein Mädchen in dem Alter schon imstande sein, eine für ihr ganzes Leben so wichtige Entscheidung zu treffen?"

„So ist das nicht," meinte Fleischer, der kleine Assessor, „entscheiden tun in unseren Kreisen ja doch schließlich die Eltern nach Zweckmäßigkeit, und das ist auch ganz verständig. Denn mit der Liebe ..."

„Armeleutesache," fiel ihm Steiner ins Wort und suchte Dr. Heiden in seinem Bemühen, das Thema wieder auf neutralen Boden zu führen, zu unterstützen. „Wir haben bei unserm Monatswechsel Zerstreuung genug und können

auf das bißchen Liebe gern verzichten. Wenn nur Familie und Geldpunkt stimmt, können wir schon froh sein, – na, und überfroh, wenn das Mädchen dabei noch manierlich aussieht und unsere Interessen, sei's nun für Sport, für Reisen oder für sonst was, teilt."

„Oder für Mode," sagte einer. Denn Steiners tägliche Besuche beim Schneider, sein Stiefelklapps und seine Sammlung seidener Strümpfe waren längst ein beliebter Gesprächsstoff der jungen Damen.

„Oder für Ehebruch," warf ein Dritter dazwischen.

„Der gilt wohl allgemein als stillschweigend vereinbart," grinste Pölnitz, schob seinen goldenen Zwicker wieder in die richtige Lage und ließ dabei Graberg, den er nicht ausstehen konnte, nicht aus den Augen.

„Höchstens doch für die Männer," sagte mit Bedacht Dr. Heiden, was allgemeine Heiterkeit hervorrief.

„Einer, der an die Treue unserer Frauen glaubt!! Ich bitte die Anwesenden sich von ihren Sitzen zu erheben." Und alle erhoben sich auf Pölnitz' Aufforderung. Nur Graberg blieb sitzen. „So ehrt der ‚Tisch der Jungen' den Herold weiblicher Tugend!" Und man ließ ihn leben.

„Und ich trinke auf die Frauen," erwiderte Dr. Heiden und leerte sein Aleglas.

„Die treuen oder die untreuen?" fragte der Assessor.

„Jede ist untreu, wenn der Richtige kommt," rief Pölnitz dazwischen. Und sehr aufrichtig setzte er hinzu: „Gott sei Dank."

Ganz ohne Grund, denn längst dachte niemand mehr an Grabergs Braut, schrie der in unfreundlichem Tone:

„Jede?"

„Für Sie nicht," erwiderte Pölnitz, belustigt über die

unbeabsichtigte Wirkung. „Sonst würde ich den Betrieb einstellen."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Graberg fast drohend.

„Daß ich mit Ihnen nicht teilen möchte."

Graberg war außer sich. Seit acht Tagen war er mit dem reichsten Mädchen Berlins verlobt. Alle Welt wußte es und lag ihm zu Füßen. Unzählige frühere Bekannte waren seit jenem Tage für ihn erledigt. Er kannte und grüßte sie nicht mehr. Andere — und auch ihre Zahl war groß — die ihn früher geschnitten, zum mindesten kaum beachtet und allenfalls des Nachts in den Tanzsälen begrüßt hatten, schüttelten ihm jetzt — selbst in Uniform und unter den Linden!! — die Hand, begleiteten ihn, luden ihn ein, suchten seine Freundschaft. Ja, was glaubte denn dieser Pölnitz? Wer war er denn? Konnte er nicht ebensogut wie hier mit diesen Kaufmannssöhnen im Klub heut mittag mit dem Grafen Kleist und dem Baron Recum von den Gardehusaren bei Hiller sitzen? Freilich, dann müßte er zahlen und wurde womöglich noch angepumpt. Und hier zahlte jeder für sich. Aber wenn schon? Zahlte man schließlich nicht lieber für den Grafen in Uniform, als sich von diesen Herren hier freihalten zu lassen? Er wollte es diesem Pölnitz schon besorgen, noch dazu, da er von seinem Vater abhängig war, während das Geld seiner Braut vom Tage der Ehe ab zu seiner freien Verfügung stand. All das schien dieser Pölnitz völlig zu ignorieren. Aber er wollte es ihn schon fühlen lassen.

In wenigen Sekunden rasten diese Gedanken durch seinen Kopf, und er schrie so laut, daß man es am Nebentische hören konnte, zu dem belustigten Pölnitz hinüber:

„Haben Sie etwa schon mal aus Liebe eine Frau besessen?"

Der Assessor sprang auf. „Sie sind hier nicht im Séparée, Graberg, sprechen Sie leise oder ich stehe auf."

„Ich ebenfalls," sagte Dr. Heiden. „Kommen Sie," rief er dem Assessor zu. Sie verabschiedeten sich kurz und gingen.

Aber Pölnitz war nur um so belustigter, je mehr Graberg raste.

„Aus Ihrer Clique vielleicht nicht. Aber das liegt nicht an den Frauen, sondern an mir," sagte er ruhig und heiter.

„Keine gibt sich Ihnen," antwortete Graberg und schob seine Zigarre, die in einer langen Papierspitze steckte, fortgesetzt von einem Mundwinkel in den andern.

„Jede!" sagte Pölnitz und lachte laut.

„Keine!" kam's zurück.

„Wollen Sie mit mir wetten?" fragte Pölnitz scherzend.

„So hoch Sie wollen. Sie wissen, ich kann zahlen."

„Sie wollen Ihre Mitgift bei mir anlegen? Gut. Halten Sie hunderttausend Mark?"

„Ich halte!"

Sie reichten sich die Hände über den Tisch und Dr. Burg, Pölnitz' Freund, schlug durch.

Die Bedingungen lauteten:

> Innerhalb eines Monats. Es kann eine junge Frau oder ein junges Mädchen sein. Beide müssen der Gesellschaft angehören. Pölnitz darf weder Geld geben noch Geschenke machen, noch eins von beiden in Aussicht stellen. Geschenke in Form notwendiger Aufmerksamkeiten sind gestattet. Der Name der Dame bleibt geheim.

So schlug's Erich Burg vor, und so wurde es von den beiden Parteien genehmigt. Die Anwesenden gelobten, über diese Wette vor ihrem Austrag Stillschweigen zu bewahren, da sonst Pölnitz' Bemühen von vornherein aussichtslos wäre. – „Es sei denn, daß er sie am Gewinn beteiligt," rief ein schlanker, eleganter, aber oberflächlicher Junge.

„Das darf er ja nicht!" rief man dazwischen.

Heut war der 16. November. Man vereinbarte also ein Festessen, das der „Tisch der Jungen" am 17. Dezember zu Ehren des Siegers zu geben habe. Ein Fest mit Damen, an welchem natürlich auch die große Unbekannte teilnehmen müsse. Erst am Tage nach dem Fest, für das man einen wohltätigen Vorwand schon finden werde, dürfe man, aber auch dann natürlich überall nur diskret, den wahren Grund der Veranstaltung erfahren.

Diesen Vorschlägen des kleinen Groß stimmte man begeistert zu. – Assessor Groß, aus Berlins reichster Verlegerfamilie, hielt sich von allem gesellschaftlichen Trubel fern. Er besaß keinen Ehrgeiz, nach außen hervorzutreten, der es ihm erschwert hätte, ein Leben nach seinem Geschmack zu führen. Als stillem Beobachter bereitete ihm die Berliner Gesellschaft Zerstreuung ohnegleichen, und für seine Liebe zum Humor erschloß sich in ihr ein dankbares Feld regster Betätigung. Dabei besaß er auch Geist und Geschmack genug, um Stil und einen tieferen Sinn – und gibt's einen tieferen Sinn als den Humor? – in sein Leben zu bringen.

„Ich habe noch eine andere Idee," sagte er mit dem durchtriebensten Gesicht, durch die günstige Aufnahme seines ersten Vorschlags animiert. „Niemand darf bis zum 17. Dezember wissen, wer die Dame ist. Nur dabei muß

sie sein. Nach dem Fest versammeln wir uns im Klub. Ich eröffne einen Wettmarkt, und jeder wettet auf die Dame, die er für die große Unbekannte hält. Bevor Pölnitz aber den Namen nennt, muß jeder seine Wahl begründen. Auf diese Weise werden wir viel interessante Details über unsere Damen hören. Dann erst hat der Sieger das Wort."

„Also bringen Sie uns nicht um die Sensation, Pölnitz," rief ein Dr. Lohr.

Die Stimmung nahm Höhen an, die hier selten waren. Nur Graberg war in Sorge. Wenn er verlöre! Hunderttausend Mark!! Er sprach leise zu Steiner, der sein Freund war, schob sich langsam in die Höhe, suchte vergeblich den untersten Westenknopf zu schließen, trank stehend seinen 21er Meukow, warf ein Goldstück auf den Tisch, rief Fritz, den Kellner, und ging satt und schwer, ohne zu grüßen, zur Tür. –

„Mit wem versuch ich's?" fragte Pölnitz seinen Freund Erich, als alle anderen fortgegangen waren.

„Mit seiner Braut, das wäre ein Witz," erwiderte der.

„Ist mir zu häßlich. Wenn mir die Sache keinen Spaß macht, bin ich schwerfällig und komme keinen Schritt vorwärts. Es muß eine Frau sein, die mich reizt."

„Also sehr jung?"

„Oder Fähigkeiten, die das Alter rechtfertigen." Sie lehnten eine nach der andern ab. Viele, die geeignet schienen, ließ man fallen, sobald man in die Harmlosigkeit des Gatten Zweifel setzte. Und da dies Hindernis bei den jungen Mädchen von selbst fortfiel, so schieden die verheirateten Frauen schließlich ganz aus.

Man suchte nur noch unter den jungen Mädchen und

bevorzugte Töchter, von deren Müttern man wußte, daß sie nicht eben Wert darauf legten, für besonders moralisch zu gelten.

„Ich hab's!" rief Erich erfreut. „Vorzüglich! Sonderbar genug, daß ich nicht gleich darauf gekommen bin."

„Wer ist's?" fragte Pölnitz.

„Die Prädestinierte," gab er zur Antwort.

„Willst du's nicht sagen?" und ungeduldig fügte er hinzu: „Ich werd's ja doch wohl erfahren müssen."

„Ich beneide dich fast," meinte Erich, „am nächsten Dienstag ist Jour, ich führe dich ein. Nur einen Haken hat die Sache ... Gesellschaft ist ja wohl Bedingung! – Hm – Ob man die zur Gesellschaft – aber eigentlich gibt's ja gute und schlechte Gesellschaft – also warum nicht?"

„Reich?" fragte Pölnitz.

„Millionen!"

„Na also! – Gute Gesellschaft natürlich."

„Gemacht!" rief Erich. „Fritz, ein Clicquot gelb, aber schnell."

„Sehr wohl, Herr Doktor!"

Und während Pölnitz noch neugierig und verdutzt dasaß, stand Erich auf, stieß mit ihm an und rief: „Es lebe Ilse Reich!"

II

Nach der Tat

„Please, Sir."

Pölnitz fuhr aus dem Schlaf, hob den Kopf, versuchte die Augen zu öffnen, und brummte:

„Ja, was is denn?“

„The bath is ready,“ sagte sein Diener und hielt ihm eine Pyjama aus Kamelhaar hin.

„Ach Sie, Henri.“ Er gähnte, und der Diener hielt sich die Hand vor den Mund.

Henris Manieren waren mustergültig. „Sie sind mein business,“ war seine ständige Redensart, und er hatte recht. Denn er wußte, daß die Herren ihn nur so lange behielten, bis sie ihn ausstudiert hatten. Er verlangte zwei Pfund die Woche und außerdem freie Kleidung; das war ungefähr nochmal das gleiche. Dafür war er seit nunmehr drei Jahren bemüht, den Berliner Herren, denen er diente, die Manieren eines englischen Gentleman beizubringen.

„Schon neun Uhr?“ fragte Pölnitz und faßte an den Kragen seiner Pyjama, da Henri seit mehreren Sekunden intensiv auf diese Stelle starrte. Er rückte mit leisem „ach so!“ die oberste Quaste zurecht, die sich verschoben hatte.

„Yes, Sir.“

„Sprechen Sie deutsch! Wie oft soll ich Ihnen das sagen?“

Pölnitz sprach laut, und Henri erwiderte:

„Ich höre, Herr.“ Das klang aber mehr, als meinte er, daß Pölnitz leiser sprechen dürfe. Henri öffnete die Tür zur Badestube, in der ihn der Masseur erwartete.

„Morjen, Rebsch!“

„Guten Morgen, Herr Pölnitz.“

„Ich bin wie gerädert heute. Sie müssen mich ordentlich wieder zurechtbügeln.“

„Wird gemacht, Herr Pölnitz.“

Pölnitz setzte ein Bein in die Wanne.

Brr! Ist das kalt.“

Rebsch lachte:

„Ja, ja, die schönen Zeiten sind vorüber."

„Welche Zeiten?" fragte Pölnitz, froh, einen Grund zu haben, um noch einen Augenblick in der Wanne stehen zu bleiben.

„Na, ich meine, die heißen Bäder."

„Ach so — ja, Sie haben recht — aber Henri erklärt," und dabei glitt er langsam immer tiefer in die Wanne, „in London bade man bei zweiundzwanzig Grad und da gibt's nichts dagegen. Huh, huh," — und er setzte sich ganz hinein, — „verflucht, brr! — Übrigens, Henri hat recht — im ersten Augenblick freilich — aber! Es erfrischt und (er fror furchtbar) das heiße Bad macht schlapp."

Kaum saß Pölnitz regelrecht in der Wanne, als Henri herantrat und wie jeden Morgen den Hörer des Telephons, das außen an der Wanne angebracht war, abnahm.

„Darf ich?" fragte Henri.

„Bitte!" sagte Pölnitz, und Henri rief.

„Nummer 12642!"

Sofort plantschte Pölnitz mit dem rechten Arm aus der Wanne, entriß Henri den Hörer:

„Ne, ne, um Himmelswillen! Die heute nicht. Da, hängen Sie an!" Und er wollte ihm den Hörer zurückreichen. Henri aber war entsetzt zur Seite gesprungen und tupfte, wie eine Dame, der der Kellner Bratensauce über die Volltoilette gegossen hat, langsam jeden Wassertropfen von seiner Livree.

„Kaffer!" rief Pölnitz ihm zu, und trennte selbst die Verbindung.

„Verzeihung, Herr, aber ich konnte nicht ahnen — —

denn seitdem ich in den Diensten des gnädigen Herrn stehe — das sind heute drei Monate — ..."

„Gratuliere!" unterbrach ihn Pölnitz.

Henri verbeugte sich leicht, „... muß ich jeden Morgen zuerst die Verbindung mit dem gnädigen Fräulein Lizzy herstellen."

„Ne, ne, natürlich konnten Sie das nicht wissen. Sie klingeln nachher an und sagen, ich wäre mit dem Grafen Hech zur Jagd. Ich brauche den Tag und kann sie heute nicht sehen."

„Gewiß, ich verstehe," sagte Henri, und trat vorsichtig wieder an den Apparat.

„Nun Dr. Burg!"

Und Henri verband und reichte ihm zaghaft den Hörer.

„Hallo, Erich! Also denk' dir, gestern ist es zum Klappen gekommen."

„Nicht möglich!"

„Ich habe die Wette gewonnen."

„Wie? wo? — Das mußt du mir erzählen."

„Einfach war es nicht. Das Mädel hatte Prinzipien."

„Also was tust du nun?"

„Augenblicklich sitze ich in der Wanne."

„Auf alle Fälle gratulier' ich."

„Danke! ich bin sehr froh. Es ist mal was anderes. Etwas, was so ganz aus dem Rahmen fällt."

„Ja, du willst die Sache doch nicht etwa fortsetzen?"

„Doch! das ist meine Absicht."

„Und Lizzi, was wird aus der?"

„Derentwegen klingle ich an. Ich weiß, du hattest doch immer etwas für sie übrig. Sie wird jetzt frei."

„Du kannst sie doch unmöglich von heut auf morgen auf die Straße setzen.“

„Also so rat' mir! was soll ich tun?“

„Bist du dir denn ganz klar über deine Gefühle?“

„Durchaus! Ich bin auf dem besten Wege, mich zu verlieben.“

„Dann würde ich dir raten, Lizzi auf Reisen zu schicken. Nach Paris oder . . .“

„Famoser Gedanke! Sag mal . . .“

„Ja?“

„Willst du sie nicht begleiten?“

„Ich? – Ja, wie kommst du denn darauf?“

„Nun, ihr versteht euch doch so gut.“

„Das tun wir allerdings.“

„Nun also.“

„Wenn ich dir damit einen Gefallen tue.“

„Am Ende fällt es dir nicht einmal so schwer.“

„Damit willst du doch nicht etwa sagen . . .“

„I Gott bewahre! Wie werd' ich denn!“

„Wenn dir so viel daran liegt.“

„Das tut es allerdings.“

„Also dann werde dir den Gefallen tun.“

„Ich bin dir sehr dankbar.“

„Und wann meinst du, daß wir . . .?“

„Am besten noch heute.“

„Ich werde es möglich machen.“

„Gute Reise! Grüß' sie, und laßt von euch hören.“

„Gern. Also leb' wohl!“

„Adjes!“

„Na,“ sagte Pölnitz und hing den Hörer an – „das ging ja ganz glatt.“

Dann stieg er aus der Wanne, Henri trat einige Schritte zurück und Rebsch hielt ihm das warme Laken vor.

„Eine Palast-Revolution?“ fragte Rebsch und gönnte sich einen Augenblick Muße.

Ein empörter Blick Henris traf ihn ob dieser Indiskretion.

„In Aussicht,“ erwiderte Pölnitz und grinste. Er wies auf die Kniekehle hin: „Hier bin ich noch naß.“ Rebsch trocknete.

„So — bei dem Mangel an brauchbarem Material“ — dabei legte er sich auf die Chaiselongue, über die ein Laken gebreitet war — „kann man gar nicht vorsichtig genug sein.“

„Aber ich bitte, für Sie, Herr Pölnitz, kann's doch keine Schwierigkeiten haben.“

„Gerade“ — Rebsch massierte ihn und rieb den ganzen Körper mit Crême de Lentheric ein — „sehen Sie, bei mir heißt's immer: der reiche Pölnitz. Jede Frau, mit der ich in Berührung komme, denkt an nichts weiter als ans Geld und kommt vor lauter Rechnerei gar nicht auf den Gedanken, daß es zum mindesten nicht hinderlich ist, wenn man bei derlei Verrichtungen, denen ich übrigens als letzter jeden geschäftlichen Charakter abspreche, auch ein bißchen Liebe mitspielen läßt.“

Rebsch schüttelte ungläubig den Kopf. „Sie übertreiben.“

„Fällt mir nicht ein! Fragen Sie Henri, der weiß es. Hier denken meist alle so, nur ich bin der einzige, der sich selbst nichts vormacht. — Ist's nicht so, Henri? Wie war's bei den früheren Herren?“

Henri war außer sich.

„Reden Sie, Henri!“

„Der gnädige Herr wollen mich auf die Probe stellen."

„Was will ich?"

„Der gnädige Herr wollen sich von meiner Diskretion überzeugen."

„Ach! Fällt mir nicht im Traum ein. Ihre Diskretion ist mir höchst langweilig. Sehen Sie, Rebsch," – und er wies auf Henri, der immer verlegener wurde – „das da sind die Leute, die geliebt werden: wo man nach dem Gelde nicht fragt; das heißt natürlich die Frau, der Mann fragt schon."

Rebsch wand sich vor Vergnügen.

„So'n Mensch braucht gar nicht zu reden oder er kann die ganze Zeit über englisch sprechen und die Frau braucht kein Wort zu verstehen, nur um so besser. Aber so müssen sie aussehen, – gerade wie Henri, –" – der wußte vor lauter Verlegenheit sich gar nicht zu bewegen, – „überlegen und resigniert! Das sind die beiden Eigenschaften; wenn sie die haben, und Henri hat sie, dann wird sie jede Frau lieben. Nicht wahr, Henri? So reden Sie doch!"

„Ich . . ." sagte er langsam und sah zur Erde.

„Wat ich? Heraus, habe ich recht?"

„Ich finde . . ."

„Was finden Sie?"

„Ich weiß nicht, ob ich . . ."

„Sie dürfen, also, was finden Sie?"

„Ich finde es obszön, von der Liebe . . ." und er ging schnell aus dem Zimmer.

Pölnitz lachte ganz laut: „Ein Juwel! Unbezahlbar, dieser Mensch! Denken Sie, er ist bis über die Ohren in die Lizzi verschossen."

„Was? In das Fräulein Lizzi vom Herrn Pölnitz?"

„Ja, ja, er verfolgt sie mit Anträgen und spielt sich bei ihr als Gentleman auf, mir, einem deutschen Barbaren gegenüber.“

„Und Sie setzen ihn nicht an die Luft?“

„Fällt mir nicht ein. Eine Lizzi finde ich mit einiger Mühe immer wieder, einen Henri aber finde ich zum zweiten Male nicht. Und dann ist das Studium, ob man die richtige Freundin hat, weit angenehmer als das Ausprobieren eines Kammerdieners.“

Es klopfte.

Pölnitz rief: „Herein!“

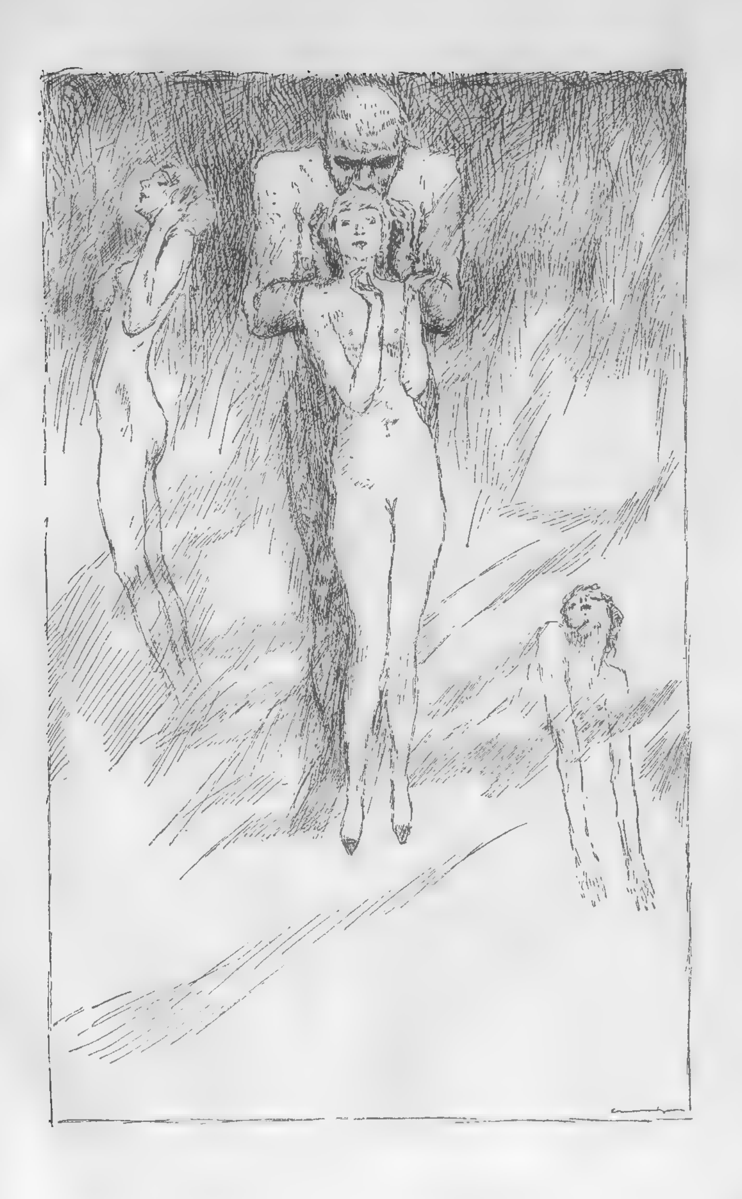
Henri blieb diskret an der Tür stehen: „Der Friseur, gnädiger Herr.“

„Na und — — wartet er auf die Einholung?“

Henri erwiderte fast schüchtern: „Ich wollte erst fragen, ob der gnädige Herr das Thema — — ich meinte, vielleicht, daß der Friseur dann warten könnte . . .“

Rebsch ging, der Friseur Rommel wurde von Henri eingelassen. Rommel erbte seit Jahren Pölnitz' abgelegte Anzüge und Stiefel. Henri fand das zwar „unästhetisch“, und Rommel führte daher bei seinen Kollegen den Beinamen „Helly“; wohl mit Unrecht, denn sämtliche Dienstmädchen, deren Herrschaften er besuchte, fanden ihn liebenswürdig und begehrenswert.

Rommel war Pölnitz' Liebesmarschall. Er war Mitwisser seiner sämtlichen Verhältnisse seit nunmehr beinahe dreizehn Jahren. Aus einem sorgsam von ihm geführten Liebesalmanach, der neben dem Bildnis jeder Dame, die er besessen, genaue Angaben der Geburt, Ort und Zeit der Anknüpfung, Dauer der Beziehungen, außergewöhnliche Ausgaben, Trennungssumme und Höhe der weiterzu-



führenden Weihnachts- und Geburtstagsraten enthielt, machte er monatlich seine Auszüge, erinnerte, besorgte, rechnete ab. Den meisten brachte er die Geschenke selbst ins Haus, versicherte sie in wohlgesetzter Rede der dankbaren Erinnerung seines Herrn und stellte regelmäßig dessen baldigen Besuch in Aussicht, der jedoch nie erfolgte.

Viele fanden es geschmacklos, daß Pölnitz sich gerade seines Friseurs für diese Dinge bediente; aber wie anders sollte er sich helfen? Auf Herren der Gesellschaft, die er Freunde nannte, war kein Verlaß. Denn wo fand man einen vollendeten Kavalier, der sich zu derartigen Dingen hergab? Zudem, brauchte man ihn, war er verreist oder durch eigene Liebesabenteuer verhindert. Und mit der Diskretion war es auch meist so 'ne Sache. Sie waren so lange verschwiegen, als nicht eigene Neigungen, deren kostspielige Seite der Betätigung man gerade in diesen Kreisen so gern auf das Konto eines andern setzte, unerwidert blieben. Sie erzwangen sich dann entweder Gehör und man war verraten; oder sie kompromittierten beide Teile, und zwar so geschickt, daß man sie selbst nie der Indiskretion überführen konnte, beleidigte Gatten, Väter und Brüder aber auf dem Halse hatte.

Rommel aber verlor sein Brot, sobald er klatschte. Klatschte er aber, so hörte man sein Geschwätz kaum an und Pölnitz fragte, wenn sich jemand in seinen Beschwerden auf ihn berief: „Rommel? – Wer ist der Mann?" Und wenn er zur Antwort bekam: „Ihr Friseur!", so lächelte er verächtlich und meinte: „Wollen Sie oder soll ich mich zuerst mit ihm schlagen?"

Mit diesem Mann also lief Pölnitz bei seinen oft recht wagehalsigen Eskapaden verhältnismäßig am wenigsten

Gefahr. Und dann glaubte auch er an „Helly", weil sich Rommel gern putzte, Hände weiß wie eine Dame hatte und Friseur war.

Das Telephon klingelte.

„Nehmen Sie den Apparat am Schreibtisch, das wird Fräulein Lizzi sein."

Henri ging, kehrte sogleich wieder: „Eine Dame."

„Fräulein Lizzi?"

„Nein, bestimmt nicht, heller."

„Soll Namen nennen."

„Darum bat ich. Herr Pölnitz wüßten schon."

„Immer derselbe Unsinn! Gar nichts weiß ich. Bekannte Stimme?"

„Nein, sehr hell, wie gesagt. Wie ein Kind."

Pölnitz sprang ohne Strümpfe an den Füßen, in den Untersachen, auf und stürzte an den Apparat.

Henri lief, außer sich, die Strümpfe in der Hand, hinter ihm her.

„Sie erkälten sich, Herr Pölnitz. Ich kann ja umstellen."

Aber schon war Pölnitz am Apparat.

Seine Erregung war so auffallend, daß der sonst nicht neugierige Henri den Hörer am Haupttelephon nahm, um die Unterhaltung mit anzuhören.

„Hallo!" begann Pölnitz.

Erregt und doch sicher kam die Antwort: „Ich bin's."

Sofort wechselte er seine Stimme und sagte zärtlich: „Liebling, Ilse, du?"

„Ich bin sehr zufrieden."

„Nicht auch glücklich?" fragte er. „So glücklich wie ich?" und suchte, noch zärtlicher zu werden.

„Ich will es werden — durch dich," antwortete sie.

„Und hast keine Reue?" fragte er weiter.

„Reue? Worüber?" sagte sie erstaunt. Und ihr Erstaunen war echt. „Ich habe Vertrauen und den Willen. Beides gleich stark. Warum sollte ich Reue haben?"

„Ich danke dir," sagte er, da er keine Antwort wußte. Er sprach leiser und suchte Rührung in seine Stimme zu legen, was sie durchaus nicht begriff. Auch nicht, wofür er dankte. Sie war es doch, die zu danken hatte.

„Was wird nun?" fragte sie unruhig.

Pölnitz sah nach der Uhr. Gerade elf war es.

„Um einhalb ein Uhr mache ich bei euch Besuch. Sieh zu, daß wir uns auf wenige Minuten allein sprechen." Dann gab er sich einen Ruck und fragte kurzweg: „Kannst du es nicht einrichten, am Nachmittag, wenn auch nur auf eine Stunde?"

„Wie meinst du das?"

„Bei mir will ich dich haben," und wieder zärtlich fügte er hinzu, „wo uns niemand ruft und wir ruhig und glücklich sein können, ganz nur für uns."

„Wird das gehen?" Und aus ihrer Stimme klang mehr die Besorgnis, es nicht ermöglichen zu können, als etwa ein Bedenken — das ihr nicht kam —, ob ihr Besuch denn wohl auch nicht kompromittierend sei.

Pölnitz fühlte das nicht recht; auch wäre es ihm wohl unnatürlich erschienen. Er sagte daher:

„Wenn du willst, so wird es gehen. Bringe nur die Miß mit. Um so besser."

„Ich will's versuchen. Mama ruft mich. Leb' wohl!"

Sie war fort, noch ehe er ihr etwas sagen konnte.

Henri stürzte wieder ins Toilettenzimmer und sagte nicht eben leise: „Shocking, Shocking! Und das alles durchs Telephon."

▪

Pölnitz ließ die ganze Wohnung erleuchten und bestimmte für die Blumen, die das Kammermädchen in eine Reihe Gallet- und Nancyvasen verteilt hatte, selbst die Plätze; fragte Henri, der sich unbemerkt glaubte und mit kritischer Miene in den „Studio"-Heften blätterte, ob er ihm nicht ein paar englische Bücher für den Nachmittag geben wolle.

Dieser Auftrag schmeichelte Henri und er schleppte sofort mit Hilfe des kleinen Max, der mit seinen sechzehn Jahren dazu engagiert war, eine sehr geschmackvolle Livree möglichst selbstverständlich zu tragen, und der sonst nur noch als dekorative Zier bei Ausfahrten im Dogcart zur Verwendung kam, ein halb Dutzend dicker Bände herbei.

Pölnitz sah sie sich an.

Macaulays Bilder der englischen Gesellschaft, die Depeschen Malmesburys, Charles Grevilles Denkwürdigkeiten, die Briefe von Horace Walpole ...

„Etwas einseitig, Ihre Bibliothek, Mr. Henri – und etwas langweilig."

„Mir wird es nie langweilig, Sir, über die Sitten und den Takt der guten englischen Gesellschaft etwas zu lesen."

„Wie sieht der Teetisch aus?" fragte er Henri.

„Wenn Herr Pölnitz sich selbst überzeugen wollen."

Henri schob die Flügeltür, die ins Nebenzimmer führte, auf, und Pölnitz war mit Henris Anordnung zufrieden.

Nie hatte er sein old silver, dessen Hauptstücke in Oxford gewonnene Sportpreise waren, so wirken sehen.

„Keine Servietten, keine Bestecke?“ fragte Pölnitz.

„Zum Tee? – aber nein! Ganz unmöglich!“ erwiderte Henri nicht ohne Ironie. „Und wenn ich noch auf etwas hinweisen darf.“

„Bitte!“ sagte Pölnitz belustigt.

„Die Dame wird doch wissen, daß sie den Tee eingießt – nicht ich! wie neulich, so daß der footman gänzlich den Kopf verlor und wie ein Aushilfskellner den buttered toast und die concombre sandwiches herumreichte – was doch Sache der Herren ist,“ fügte er hinzu, – „wenigstens bei uns – in London – in den besseren Salons.“

„Seien Sie ohne Sorge. Es sind Damen, die wissen, was sich schickt. – Deshalb braucht sie das Dienstpersonal auch nicht zu sehen.“

„Selbstverständlich.“ Henri verneigte sich.

„Aber Sie könnten . . . hm . . . sagen wir . . . vielleicht wenn ich zweimal läute . . . so ganz unauffällig hereinkommen und sich . . . hm . . . natürlich nur, wenn es sich macht . . . und Sie einen Anknüpfungspunkt finden . . . mit Takt . . . sich ein wenig, meinetwegen auch intensiver, mit der Miß . . . nicht wahr . . . Sie sind ja Landsleute, da findet sich gewiß für eine Viertelstunde Stoff . . . ich möchte nämlich . . . Sie werden begreifen, daß ich mir die junge Dame nicht zum Teetrinken eingeladen habe . . . das könnte ebenso jeder für sich besorgen . . .“

Henri stand unbeweglich und erwiderte nur:

„Haben Sie die Güte, Herr Pölnitz, abermals zweimal

auf den Knopf zu drücken, sobald die Miß wieder in die Erscheinung treten darf."

■

Ilse und die Miß kamen.

Sie tranken zu dritt Tee.

Dann lud Pölnitz die Damen ein, sich seine Kupferstiche, die in einem der hinteren Räume hingen, anzusehen.

Die Miß war taktvoll, lehnte ab und blieb im Herrenzimmer zurück.

Pölnitz führte Ilse in die hinteren Räume.

Als er beim Hinausgehen zweimal auf den Knopf der Klingel drückte, war Henri sofort zur Miß ins Herrenzimmer geeilt. Es dauerte nicht lange, da war ein lebhaftes Gespräch im Gange.

Das Thema war gegeben.

„O diese Deutschen! Oh shocking!" sagte Henri.

„Shocking!" erwiderte die Miß.

„Sie nennen mich einen Anarchisten, denn ich habe keine Furcht vor dem Schutzmann und beschwere mich beim englischen Konsul, wenn die Behörden mich schikanieren."

„Und mich schelten sie dünkelhaft und verschroben, weil ich die Werbung eines Mannes abschlug, obgleich er Geld und ein halbes Dutzend Titel hatte."

„Auch sonst", meinte Henri, „bewerten sie den Menschen gesellschaftlich und moralisch nicht nach seiner Leistung, seinem Charakter und seinen Manieren, sondern nach seiner Herkunft, seiner Religion und der Höhe seines Vermögens."

„Und sie wechseln für Titel und Orden ihre Überzeugung."

„Oh shocking."

„Shocking!“

Pause

„Oh, wie unschick sind die Deutschen!“

„Und wie laut sind sie!“

„Sie essen den Fisch mit dem Messer.“

„Und stippen das Brot in die Sauce.“

„Sie gehen am Tage im Frack.“

„Und des Abends im Gehrock.“

„Sie gehen mit Hemden ins Bett.“

„Und baden wöchentlich einmal.“

„Oh shocking!“

„Shocking!“

Henri war nahe an sie herangetreten. Er legte seine Hand auf ihre Schulter.

„Bedauernswerte! was müssen Sie leiden!“

„Und Sie, Armster!“ erwiderte sie.

„Wir wollen zusammenhalten!“

„Wir wollen,“ sagte sie und legte ihre Hand auf die seine.

Dann stand sie auf, und er geleitete sie mit Anstand in sein Zimmer. Hier zog er sie an sich. Einmal, zweimal. Und sie entkleidete sich ruhig und sachlich und stellte gewissenhaft ein Stück neben das andere. Das Gleiche tat er. Dann nahm er sie bei der Hand und führte sie an sein Bett.

„Wie schwer du atmest!“ sagte er und nahm sie in seine Arme.

Dann sagte er nichts mehr.

Und dieses Schauspiel wiederholte sich in den nächsten Wochen, so oft die Teegesellschaft beieinander war.

Und wenn Pölnitz zum zweiten Male auf den Knopf der

Klingel drückte, dann saß die Miß längst wieder an dem Teetisch, an derselben Stelle wie zuvor, und las mit unveränderter Miene in der Spezial Winter number des Studio von 98/99 die Austria Book-plates auf Se.te 71.

Parvenus

Leopold stand am frühen Morgen verschlafen und unfrisiert in einer hellblauseidenen Pyjama vor dem Spiegel seines Kleiderschrankes.

„Zu was man das nur des Nachts trägt," sagte er. „Ich ließ es mer noch gefallen, wenn man 'n Visavis hätt'."

Er betrachtete sich ein paar Male von rechts und links, schüttelte den Kopf, sagte halblaut „Püh", trat dann vom Spiegel weg und ging an Emilies Bett.

„Aber so für dich! totes Kapital! – Für das, was wir uns des Nachts zu sagen haben, genügte ein Nachthemd am Ende auch."

„De trägst den Pühjama nich meinet-, sondern der Leute wegen," erwiderte Emilie. „Im übrigen eil' dich, damit Johann nich erst ärgerlich wird."

„Ja," stöhnte Leopold, „er stellt hohe Ansprüche und ist schwer zufriedenzustellen."

„Er bekommt 120 Mark im Monat und will dafür auch etwas leisten. Im übrigen ..."

In diesem Augenblick klopfte es an die Tür.

Leopold fuhr zusammen.

„Gnädiger Herr, ich stehe seit fünf Minuten und warte!" rief Johann in einem Tone, der nicht eben freundlich klang.

„Ich komm' schon," antwortete Leopold.

Emilie richtete sich im Bette auf. „Was hast du nu da schon wieder?" sagte sie – „so geh doch endlich."

Leopold stand vor der Truhe, die für schmutzige Wäsche bestimmt war, und betrachtete melancholisch ein Oberhemd, das schneeweiß aus der Truhe hervorlugte. Er zog es heraus und hielt es Emilie unter die Nase.

„Nu tu' mir die Liebe und sieh' dir das an," bat er.

Emilie tat ihm den Gefallen.

„Nun bitt ich dich, das steckt er nun in die Wäsche! Nich ein Tippelchen! Mein Vater hätt' das erst noch eine Woche lang liegen lassen, ehe er es überhaupt nur angezogen hätte."

„Sag' nur nichts," bat Emilie ängstlich.

„Ich werd' mich schwer hüten," erwiderte Leopold, „dann hält er mir wieder stundenlang einen Vortrag, daß ein Gent die Wäsche wechselt, bevor sie Schmutz ansetzt, und ich versäume meine Generalversammlung." Dann warf er sich einen Schlafrock aus Kamelhaar mit schwarzseidenen Aufschlägen über und ging hinaus. Auf dem Flur wartete Johann. Leopold wünschte ihm guten Morgen. Aber Johann schüttelte nur den Kopf, öffnete die Tür zur Badestube und agte „Bitte!"

Draußen waren 6 Grad Kälte.

Leopold ging hinein, schob den Riegel vor die Tür, stellte sich vor die Wanne und lachte verschmitzt. Statt den Schlafrock auszuziehen, zog er die Schnallen fester, streifte einen Ärmel hoch, faßte in die Wanne, griff nach dem Thermometer, der auf dem Wasser schwamm, stellte 20 Grad fest, wandte den Kopf nach der Tür, lachte über das ganze Gesicht und brabbelte vor sich hin: „Ich möcht' ihn mal bei 6 Grad Kälte aus 'm Bett holen und hier rein setzen."

Dann schob er den Stuhl neben die Wanne, holte die Zeitung aus der Tasche, setzte sich, las und plantschte hin und wieder mit der linken Hand im Badewasser herum.

Nach einer Weile stand er auf, fuhr mit dem Thermometer lebhaft im Wasser umher, so daß es sich laut be-



wegte, breitete das Badelaken aus, stippte es ganz leicht in die Wanne, knitterte es zusammen und warf es zur Erde.

Dann klappte er den Kragen in die Höhe und öffnete, grade als Johann der Kammerdiener kam, um ihm aus der Wanne zu helfen und das Laken umzulegen, die Tür und eilte, wie um sich vor Erkältung zu schützen, so schnell wie möglich in sein Schlafzimmer zurück.

Wie jeden Morgen, so hatte Luise, die Kammerzofe, im selben Augenblick, in dem sie Leopold in der Wanne vermutete, das Schlafzimmer betreten, und Emilie, die in Erinnerung an frühere Zeiten so gern des Morgens, ohne sich zu beschäftigen, wach im Bette lag, beim Aufstehen geholfen. Dann war sie ihr ins Ankleidezimmer gefolgt. Hier warteten bereits Selma, die Friseurin, und Louis, der Koch, der die alte Köchin, die sich durchaus nicht in das neue Zeremoniell des Hauses hatte finden können, abgelöst hatte.

Beide grüßten Emilie ehrerbietig, die, wie immer, mit einem nachlässigen Nicken des Kopfes dankte und dann mit bewundernswerter Nonchalance auf den Sessel, den Luise bereitstellte, niederglitt.

Ihre erste Frage war, wie jeden Morgen: „Was für'n Tag haben wir heute?"

Und Zofe, Friseurin und Koch antworteten einstimmig: „Sonnabend, gnädige Frau."

Emilie gähnte.

„Bitte die Hand," mahnte Luise, so dezent wie möglich.

„Natürlich," sagte Emilie, während sie weiter gähnte und führte die Hand vor den Mund.

„Wenn die gnädige Frau während des Gähnens bitte nicht sprechen wollen," bat Luise.

„Natürlich," erwiderte Emilie, gähnte zu Ende, atmete tief auf und sagte dann: „Also Sonnabend." Und sofort erinnerte sie sich, daß sie früher — ja früher! — alle Sonnabende Kartoffelpuffer gehabt hatten. Diese Gewohnheit stammte noch von den Eltern aus Gleiwitz her, und sie hatten sie übernommen, wie so manches andere, worauf sie nun als werdende Stützen der großen Gesellschaft verzichten mußten.

Kutscheressen! hatte Fräulein v. Hake, die zweimal wöchentlich gegen hohes Honorar Leopold und Emilie Unterricht in der Kunst des gesellschaftlichen Verkehrs erteilte, gesagt, als sie am vergangenen Samstag zufällig des Mittags mit herangekommen war; und dann hatte es unten in der Küche einen großen Skandal gegeben, dem Louis, der Koch, beinahe zum Opfer gefallen wäre. Der hatte sich auf die Autorität der gnädigen Frau berufen. Aber Fräulein v. Hake war ihm über den Mund gefahren.

„Hier haben Sie vorläufig die Autorität. Es ist Ihre Aufgabe, den Geschmack und den Gaumen dieser Leute zu bilden. Dafür beziehen Sie Ihr Riesengehalt. Wenn Sie nicht so viel Takt haben, um das fertig zu bringen, ohne daß es den Leuten zum Bewußtsein kommt, wer in Wahrheit Herr der Küche ist, dann sind Sie ein Kantinenwirt, aber kein Pariser Koch, der ein Ministergehalt bezieht!"

Emilie war trotz ihrer 42 Jahre gewiß die willigste Schülerin, die man sich denken konnte. Aber es gab doch Dinge, die gingen über ihre Kraft. Dazu gehörte der Verzicht auf die Kartoffelpuffer.

Als Louis, der Koch, das Menu für das Lunch um 1 Uhr und für das Diner um 6 Uhr in Vorschlag brachte, da war der Geschmack der Kartoffelpuffer bereits so lebhaft

in ihr Bewußtsein getreten, daß sie fortwährend mit der Zunge schnalzte. Aber zu reden wagte sie nicht.

„Aber, gnädige Frau,“ sagte Luise, die Kammerzofe, ganz entsetzt. „Was sind das für Geräusche? Das sollte Fräulein v. Hake hören.“

Doch in Emilie siegte der Trieb über die Kultur.

„Ich meine, daß wir vielleicht statt des Wellrebbitsch Kartoffelpuffer nehmen.“

„Nix zu machen,“ wehrte Louis bestimmt; „sein zwar ganz hervorragend, das pommes de pouffe, bin Madame sehr obligé für die Rezept; aber nix für die Herrschaft! — — Wir in die cuisine machen uns das alle samedi. Wieviele personnes das sind heute?“ fragte er.

Emilie nahm, um auf einen anderen Geschmack zu kommen, aus einer goldenen Dose, die auf dem Frisiertisch stand, ein Bonbon nach dem andern. Sie hatte schon etwa ein halbes Dutzend geräuschvoll kleingekaut und heruntergeschluckt, da sagte Luise, die Zofe:

„Ich fürchte, gnädige Frau werden sich den Appetit für das erste Frühstück verderben, — — und dann, wenn ich die gnädige Frau bitten darf, die Bonbons zu lutschen — nicht kauen.“

Louis, der Koch, wandte sich schmunzelnd ab und klopfte an die Tür des Schlafzimmers, in dem man Leopold laut stöhnen hörte.

„Herein, wenn Sie's sind, Johann,“ rief Leopold — „ich stehe in Unterhosen.“

Die Friseurin versengte vor Schreck eine Locke, die sie Emilie eben anstecken wollte, Luise schloß unwillkürlich die Augen, Louis der Koch kehrte der Tür ostentativ den

Rücken, nur Emilie schmunzelte und dachte: mein Leopold macht sich. —

Eine Viertelstunde später kamen Leopold, Emilie und und deren siebzehnjährige Tochter Jette nach vorn auf die geschlossene Veranda, um ihr erstes Frühstück zu nehmen. Johann stand kerzengerade ein paar Schritte entfernt. — Erst als die drei saßen, trat er an den Tisch, goß Tee ein, reichte Fisch, Toast und ham and eggs. Leopold und Emilie taten sich Zwang an und nahmen von allem, um Johann nicht zu kränken. Und als er auf einen Augenblick hinausging, atmeten alle auf, und Jette sprach das erlösende Wort:

„Entweder man gewöhnt sich an den Mumpitz und verblödet oder man lacht sich krank."

„Jette!" rief Emilie entsetzt.

Aber Jette ließ sich nicht den Mund verbieten.

„*Ihr* seid so glücklich veranlagt, zu verblöden . . ."

„Jette!" brüllten jetzt beide ganz laut.

In diesem Augenblick öffneten sich alle drei Türen, die vom Korridor aus in das Verandazimmer führten. Johann erschien in der einen, Luise, die Zofe, in der andern, Miß Dawis, die neue Gouvernante, die erst seit gestern im Hause war, in der Mitteltür.

Sofort nahmen Leopold, Emilie und Jette wieder Haltung an. Emilie schob schnell ein Stückchen Semmel, das sie in der Hoffnung abgebrochen hatte, damit das Eigelb auf dem Teller aufzusaugen, beiseite; Leopold, der mit Hilfe des Daumens den Fisch auf die Gabel schob, griff ängstlich nach der zweiten Gabel; nur Jette sah ungeniert und belustigt alle drei der Reihe nach an und fragte:

„Die Herrschaften befehlen?"



„Der gnädige Herr und die gnädige Frau haben so laut den Namen des gnädigen Fräulein geschrien," sagte Luise vorwurfsvoll, „daß das ganze Haus gezittert hat. Da wollte ich nur sehen, was dem gnädigen Fräulein eigentlich zugestoßen sei."

„Ich auch," sagte Johann, der Kammerdiener.

„Ich auch," sagte Miß Dawis, die Gouvernante. „Muir sein der Schreck in den Glied gefahren."

„Arme Miß," jammerte Jette, und zu Luise und Johann gewandt, sagte sie: „Ich bin gerührt über so viel Teilnahme."

Johann trat leise an Leopold heran, zog ihm die Serviette aus dem Hals, brabbelte leise „Unmanier" und legte sie ihm auf die Knie. Leopold setzte geniert die Tasse an den Mund, obgleich sie längst leer war. Luise warf schnell noch einen strafenden Blick auf Emilie, für die allein sie sich verantwortlich fühlte. Miß Dawis führte gelangweilt den langen Zeigefinger vor den Mund und gähnte. – Sie schlief nie die erste Nacht in einem neuen Bett. – Dann schlichen alle drei wie auf ein Zeichen wieder aus dem Zimmer.

„Papa, du kannst die Tasse hinsetzen," flüsterte Jette, „sie sind raus."

Leopold griff nach dem Tageblatt, das neben ihm lag, sah dann scheu zur Tür und schob es wieder zur Seite.

Jette drückte einmal auf den Knopf und klingelte.

„Was is?" fragte Emilie ängstlich.

„Papa, wisch dir das Ei aus dem Bart, Johann kommt."

Leopold griff sich gewohnheitsgemäß hinter den Kragen. Jette lachte.

„Die wird längst auf der Erde liegen," sagte sie,

während Leopold mit einem „Ach richtig" die Serviette auf seinem Schoße suchte.

„Du hast recht," sagte er und beugte den Oberkörper nach vorn über. Aber sein dickes Bäuchlein ließ ihn nicht zum Ziele kommen. Er krebste mit den Armen in der Luft herum; aber so sehr er den Rücken krümmte, sie reichten nicht bis zur Erde. Jette klingelte gerade zum zweiten Male. In diesem Augenblick trat Johann ins Zimmer.

„Ich wünsche, daß Sie sofort erscheinen, wenn ich klingle," fuhr Jette ihn an, „ein für allemal! Merken Sie sich das!"

Die Wirkung war fabelhaft. Leopold schoß nach vorn über und schlug mit dem Kopf auf den Boden. Emilie blieb ein Stück Fisch nebst Gräte im Halse stecken, und sie würgte mit einem puterroten Kopf und rang nach Luft.

Johann wurde bleich.

„Ich bitte um Verzeihung, gnädiges Fräulein," flüsterte er ehrerbietig. „Es läutete gerade — ich mußte öffnen, der Herr Baron von Prittwitz sind gekommen."

„Widersprechen Sie nicht!" gebot Jette energisch.

Johann krümmte den Rücken.

„Da," und sie wies auf Leopold, „richten Sie den gnädigen Herrn auf."

Johann mühte sich um Leopold und brachte ihn wieder zum Sitzen.

Emilie krächzte noch immer.

„Geben Sie der gnädigen Frau einen Schluck Tee," befahl Jette.

Johann führte den Befehl aus.

„Klopfen Sie der gnädigen Frau auf den Rücken."

Johann zögerte.

„Wird's bald!" brüllte Jette.

Johann klopfte. Der Tee kam wieder heraus, aber mit ihm der Fisch und die Gräte.

„Die Serviette!" brüllte Jette. „Haben Sie nicht so viel Manieren!" Johann hielt Emilie die Serviette vor. Emilie bekam wieder Luft; sie entfärbte sich und kehrte bald in ihren natürlichen Zustand zurück.

„Und nun", rief Jette und wies zur Tür, „den Herrn Baron! Wir lassen bitten!"

Johann kroch zur Tür hinaus.

„So," sagte Jette, „und nun wißt ihr hoffentlich, wie's gemacht wird."

*

Baron von Prittwitz betrat mit einem kleinen Strauß Orchideen, die er in der linken Hand hielt, die Veranda.

Johann blieb in der Tür stehen.

Als der Baron auf den Frühstückstisch zuschritt, gab Johann Emilien, die gerade im Begriff war, sich zu er heben, ein Zeichen und markierte mit dem Munde: „S—i—t—z—e—n—bleiben!" worauf Leopold, der gerade aufgestanden war, sofort auf seinen Platz zurückkehrte.

Prittwitz überreichte Emilien die Orchideen, begrüßte dann Jette und sagte zu Leopold, der wie angegossen wieder auf seinem Stuhle saß, indem er ihm die Hand reichte:

„Bleiben Sie ruhig sitzen, mein lieber Herr Lesser!" worauf Leopold erregt aufsprang und sagte:

„Wie man's macht, macht man's falsch; der eine sagt aufstehen, der andere sitzen bleiben."

Aber Jette wies grinsend auf Johann, der ganz ver-

zweifelt an der Türe stand und fortgesetzt beide Arme in die Höhe warf, zum Zeichen, daß Leopold aufstehen solle.

Prittwitz lachte laut.

„Gott sei Dank," rief Jette, „das tut einem ordentlich wohl. Endlich ein Naturlaut!"

Auch Leopold und Emilie lachten, — aber nicht mit dem Herzen, sondern aus Verlegenheit.

„Bitte," sagte Leopold und lud Prittwitz ein, sich zu setzen.

„Nehmen Sie eine Tasse Tee?" fragte Jette.

„Gern," erwiderte Prittwitz und setzte sich.

Johann eilte an den Tisch und goß ihm Tee ein.

„Haben Sie vormittags Geschäfte?" fragte Prittwitz.

„Sonnabends nie," erwiderte Leopold.

„Ach!" rief Emilie entsetzt und stieß ihn unter dem Tisch an.

Leopold verstand und erschrak: „Das heißt, das hat nichts damit zu tun," verbesserte er.

Prittwitz lächelte und sagte: „Selbstverständlich nicht, das wäre ja auch — na, zum mindesten inkonsequent, nachdem Sie einmal Ihre Überzeugung gewechselt haben."

„Den Glauben meinen Sie," verbesserte Jette.

Emilie wurde unruhig und winkte ab.

„Wozu immer diese Gründlichkeit," schalt sie.

„Sie hat ganz recht," sagte Leopold, „was hat das mit der Überzeugung zu tun. Das sind geschäftliche oder meinetwegen gesellschaftliche Rücksichten, wie alle andern auch."

„Das versteh ich nicht," sagte Jette.

„Nun," erwiderte Leopold — „wenn ich 'n Papier hab' und bin innerlich noch so fest davon überzeugt, es ist gut und es kommt 'ne Konkurrenz, die an sich zwar nichts taugt, die vielleicht nichts anderes als ein vergröberter Ab=

klatsch von meiner guten Ware ist, — ich weiß aber, gottlob, wer hinter der Sache steht, und daß die Leute durchhalten, zu gesund noch hundert Jahre, — und ich habe die Möglichkeit, mein gutes Papier, das nichts bringt, einzutauschen gegen das andere, das ja bringt, na, sagen Sie selbst, wäre ich nicht ein Esel und versündigte mich gegen meine Kinder, wenn ich's behielte?"

„Ein entzückender Vergleich!" sagte Jette. „Beinahe geistreich — Dir fehlt doch nichts, Papa?"

„Jette!" rief Leopold, „was fällt dir ein?"

„Du solltest nicht so oft, und vor allem nicht so laut ‚Jette' rufen," sagte Emilie, „du weißt doch," — und sie wies auf die drei Türen, durch die auf den letzten Aufschrei hin Luise, die Zofe, Johann, der Diener, und Miß Dawis, die Gouvernante, herbeigeeilt waren, — „überhaupt, ich weiß nicht — . . ."

„Was?" fragte Leopold.

„Nu," sagte Emilie und schüttelte den Kopf, — — „Jette — ich kann mer nich helfen, mir gefällt der Name nich."

„Was bedeutet denn das nun wieder?" fragte Jette

„Ich kann mir nich vorstellen — ich suche doch nur schon seit vierzehn Tagen — seitdem wir das Tageblatt mit der Täglichen Rundschau vertauscht haben, in allen Hof- und Gesellschaftsberichten — ich bin dabei auf die verrücktesten Namen gestoßen — aber Jette —" sie zog die Schultern hoch, — „— Jette habe ich nirgends gefunden."

„Umtaufen!" rief Jette belustigt. „Sie müssen nämlich wissen, Baron, Jette hieß meine Großmutter Cohn aus Neutomischel."

„Oh, oh!“ schrie Emilie und hielt sich die Hand vors Gesicht.

„M a m a s Mutter!“ unterstrich Jette.

„Wer denkt daran noch,“ jammerte Emilie.

„Wollen Sie mal das Bild sehen?“ fragte Jette, „eine gute, liebe alte Frau. Ich hole es Ihnen, es hängt über Mamas Bett. Oh, Sie unterschätzen Mama, sie ist sehr pietätvoll.“

Jette ging zur Tür.

„Sucht ihr inzwischen nach einem andern Namen. Vielleicht nach deiner Großmutter, Papa?“

„Ich verbiete dir . . .“ zitterte Emilie.

Aber Jette trat an den Tisch zurück, legte den Arm um ihre Mutter und sagte: „Aber ich bitt dich, Mama, Rebeckchen ist doch ein allerliebster Name. Such' nur mal nach in der Hofgesellschaft. Ich wette, daß du ihn findest.“ Dann lief sie laut lachend aus dem Zimmer.

„Ein Wildfang,“ sagte Prittwitz, als sie draußen war.

„Sie macht es uns schwer,“ klagte Emilie, „statt daß sie es uns erleichtert.“

„Das findet sich von selbst,“ beruhigte sie Prittwitz. „Lassen Sie Ihr Fräulein Tochter erst einmal in unsere Kreise kommen! Ich bin sicher, daß sie das Tempo Ihres Aufstiegs nicht aufhält, sondern beschleunigt.“

„Gott gebe es,“ sagte Leopold.

„Leopold!“ rief Emilie vorwurfsvoll, „so nimm doch endlich deine Gedanken zusammen.“

Leopold und Prittwitz sahen sich erstaunt an.

„Immer diese blamablen Rückfälle!“ schalt sie. Und als er noch immer nicht begriff, sagte sie ganz empört. „Du

mußt dir doch endlich einmal die alttestamentarischen Redensarten abgewöhnen."

„Was hab' ich gesagt?" fragte Leopold.

Emilie schüttelte den Kopf.

„Ich wiederhol's nicht," erklärte sie bestimmt.

„Gott gebe es! hab' ich gesagt, soviel ich weiß," wiederholte Leopold.

Emilie hielt sich die Ohren zu.

„Leopold, ich bitt dich, hör auf," bat sie.

„Das ist doch aber nicht alttestamentarisch," nahm ihn Prittwitz in Schutz.

„Was?" rief Emilie, „was soll das heißen? – Gott, – ich kann's gar nicht hören, – das ist doch jüdisch und nicht christlich."

Prittwitz senkte den Kopf, um nicht zu lachen. Leopold sagte nur:

„Du übertreibst," und nach einer Weile sagte er: „nun weiß ich's selbst nicht mehr sicher."

„Im übrigen haben Sie nicht ganz unrecht," meinte Prittwitz, „Jette, – nun, zum mindesten ist es kein aristokratischer Name, und da Sie nun sowieso Ihren Familiennamen von Lesser in Lasser gewandelt haben, was ich übrigens sehr glücklich finde, kein Mensch kommt in fünf Jahren mehr auf den Gedanken, daß Sie jemals Lesser hießen, – nun, so ließe sich vielleicht bei dieser Gelegenheit auch Jette in . . ."

„Aus Jette ist nichts zu machen," unterbrach ihn Emilie lebhaft, „ich habe mir schon den Kopf zerbrochen."

„Wieso nicht?" widersprach Leopold, „zum Beispiel Hannchen?"

Prittwitz begriff das nicht.

Aber Emilie leuchtete es ein und sie sagte: „Na ja, — aber wenn schon, da nimmt man doch lieber gleich etwas ganz anderes, — ich dachte an Viktoria.“

„Viktoria Lesser?“ sagte Prittwitz und verzog den Mund.

„Lasser,“ verbesserte Emilie streng.

„Richtig, verzeihen Sie,“ erwiderte Prittwitz, „natürlich Lasser. — Viktoria Lasser, — nun, schön klingt das auch nicht gerade —“

In diesem Augenblick betrat Jette wieder das Zimmer.

„Aber Mama, das ist ja doch unglaublich,“ begann sie ganz außer sich. „Sämtliche Familienbilder sind ja aus deinem Schlafzimmer heraus! — Vor drei Tagen hingen sie doch noch alle an ihrem alten Fleck. Was ist denn damit geschehen?“

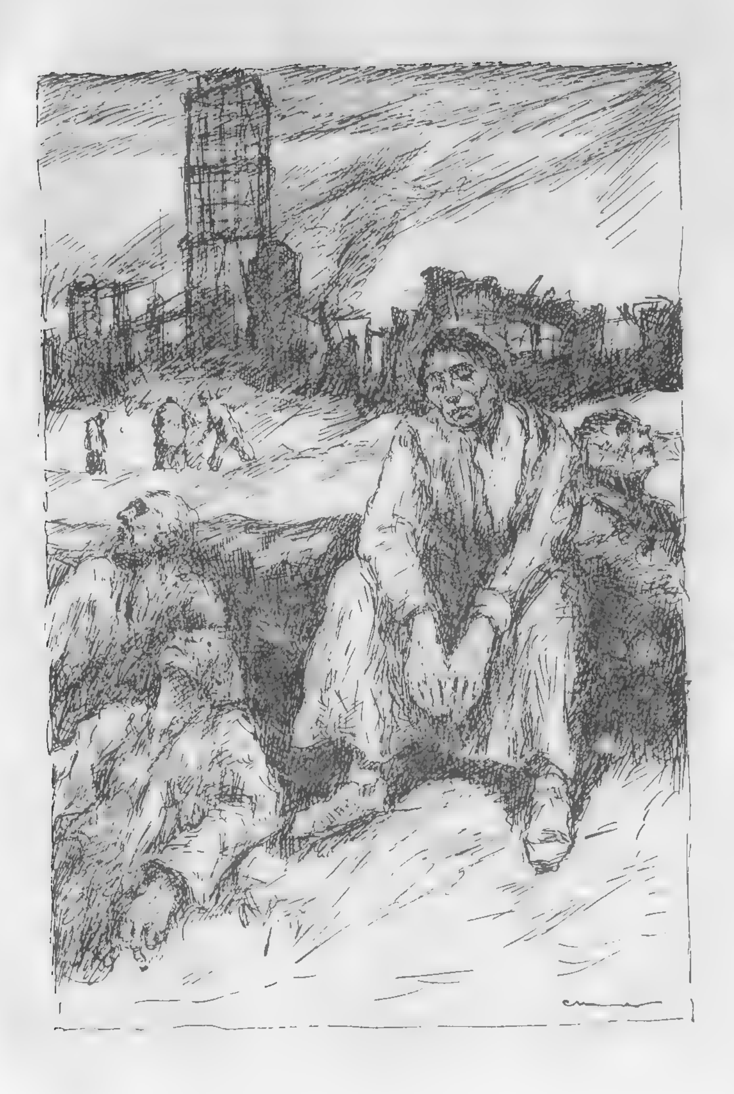
„Sind wir nicht alle andere geworden seit voriger Woche?“ fragte Emilie; „ich wenigstens fühle keinen Zusammenhang mehr.“

„Aber mit dem Zeug, das jetzt da bammelt, fühlst du ihn?“ unterbrach sie Jette.

„Das sind künstlerische Reproduktionen,“ erwiderte Prittwitz, „für die ich die Verantwortung trage,“ und zu Leopold gewandt fuhr er fort: „Ich habe übrigens auch die Stiche vorn in den beiden Salons entfernt und durch die Neuanschaffungen, von denen ich Ihnen gestern sprach, ersetzt. Ich wollte, daß sie, wenn Beers mittags das erstemal zu Ihnen kommen, bereits hängen.“

„Bis dahin kann ich mir doch unmöglich die Namen der Maler einprägen,“ klagte Emilie.

„Wenn Sie nur zwei, drei kennen, das genügt schon, und wenn Sie sie schließlich auch durcheinanderwerfen, —



so macht's auch nichts. Beers wissen selbst nicht Bescheid. Nicht einmal mit ihren eigenen Bildern."

„Und was ist aus dem Ruwens geworden?" fragte Leopold.

„Genau wie besprochen," erwiderte Prittwitz. „Exzellenz Keim hat bis zu 8000 Mark für das Bild geboten, um es dem Kaiser-Friedrich-Museum zu sichern. Ich habe es für 8500 erstanden."

„Nu, und?"

„Nun hängt es seit heute früh über Ihrem Schreibtisch — macht sich ganz wunderbar!"

„Was hab' ich davon?" fragte Leopold.

„Nun zunächst mal kennt der Mann Ihren Namen, das ist schon immerhin was. Und weiß, daß Sie ein Mäzen sind."

„Schön, — und weiter?" fragte Leopold.

„Alles weitere lassen Sie mich nur machen. Ich treffe in diesen Tagen mit ihm zusammen — da werde ich ihm sagen, daß ich Sie kenne, daß Sie ein großer Mäzen sind."

Emilie nahm sich vor, das Wort zu merken.

„. . . Und eventuell nicht abgeneigt wären, das Bild dem Kaiser-Friedrich-Museum zu überlassen."

„Warum nicht?" erwiderte Leopold, „wenn er mir fünfhundert Mark draufzahlt . . ."

„Aber ich bitt Sie, liebster Herr Lesser . . ."

„Lasser," verbesserte Emilie.

„Natürlich, Lasser, verzeihen Sie, gnädige Frau."

„Bitte, lieber Baron," erwiderte Emilie und verneigte sich.

„Aber selbstverständlich müssen Sie ihm die Zeichnung für die Sammlung kostenlos überlassen, — sozusagen als Geschenk an Seine Majestät den Kaiser."

„Ah, ah, ah," rief Emilie und fuhr in die Höhe.

„Was ist dir, Mama?" fragte Jette.

„Nichts," erwiderte sie, „es geht schon vorüber."

„Ich denke," fuhr Prittwitz fort, „Seine Exellenz wird dann den Wunsch äußern, das Bild noch einmal zu sehen und wird sich zu diesem Zwecke von mir bei Ihnen einführen lassen."

Leopold nickte mit dem Kopfe.

„Wen laden wir noch dazu?" fragte Emilie ganz aufgeregt, „wenn der Exzellenz kommt?"

„Der Verkehr von Haus zu Haus würde sich wohl erst allmählich, — eventuell erst nach der zweiten oder dritten Schenkung, — entwickeln," meinte Prittwitz.

„Unberufen," brabbelte Leopold und multiplizierte achttausendfünfhundert mit drei.

„Nur muß ich Ihnen sagen, mein lieber Herr Lasser, —" er sah unwillkürlich zu Emilie, die befriedigt mit dem Kopfe nickte, „— Lasser," wiederholte er noch einmal, um es sich einzuprägen. Und zum Überfluß sagte Jette:

„Gott sei Dank, jetzt haben Sie's endlich raus. Wenn Papa, um sich den Namen der Maler seiner Bilder einzuprägen, auch so lange Zeit gebraucht . . ."

„Ich bitt dich!" unterbrach Leopold gekränkt. „Ich kenn' doch den Ruwens!"

„Eben wegen dieses Rubens", sagte Prittwitz, „halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß die Echtheit angezweifelt wird."

„Wessen?" fragte Leopold.

„Die Echtheit dieses Bildes,“ erläuterte Prittwitz.

„Was heißt das?“ fragte Leopold wütend. „Was ist das for 'ne Frechheit. Heut, wo der Ruwens — oder irr' ich mich —“ er schwankte, „— aber nein! — doch längst tot ist!“

„Ich muß Ihnen sogar noch mehr sagen. Exzellenz Keim ist so ziemlich der einzige, der das Bild für echt hält.“

„Was heißt: der einzige?“ widersprach Leopold. „Ich halt' se auch für echt. Meinen Se, ich hätte sonst achttausendfünfhundert Mark dafür bezahlt?“

Prittwitz lachte. „Sie haben ganz recht,“ sagte er.

„Ich bitt Sie, wo der Ruwens zu gesund — also wie lange tot ist?“

„Dreihundert Jahre,“ erwiderte Prittwitz.

Leopold strahlte über das ganze Gesicht.

„Ich wünschte, alle meine Geschäfte wären so glatt! Da ließ ich mir von niemand was dreinreden, — leider sind se's nich,“ sagte er ziemlich verdrießlich.

„Und wie steht es mit meinem Namen?“ fragte Jette. „Habt ihr inzwischen etwas gefunden, was zu der Exzellenz, dem Rubens und den Böcken paßt? Wie ist es mit Maud?“

„Was heißt Mod?“ fragte Emilie. „Das ist doch kein Name!“

„Doch,“ widersprach Jette, „so heißt die kleine Komtesse, bei der Miß Dawis in Stellung war, bevor sie zu meiner Gouverneuse befördert wurde.“

Das wirkte.

„Nicht übel,“ sagte Prittwitz.

Emilie war entzückt, sie stand auf, trat an Jette heran, legte die Hand auf ihren Kopf, beugte sich über sie, küßte ihr die Stirn und sagte:

„Mod!“

„Bitte Komtesse Maud,“ erwiderte Jette.

„Nehmen wir es als einen Wink des Schicksals,“ sagte Emilie, und dabei sah sie so verständnisinnig zum Baron Prittwitz hinüber, daß der, wie immer in unangenehmen Situationen, sein Monokel aus dem Auge nahm und ganz verlegen zur Seite sah.

„Schade,“ sagte Jette und sah den Baron grinsend von der Seite an.

„Was ist schade?“ fragte Emilie.

„Nun, daß Herr von Prittwitz nur Baron ist, – denn unter einer Komtesse machst du es doch nicht, nicht wahr, Mama?“

„Und was wird aus Ernst Litten, dem jungen Dichter?“ fragte Prittwitz wie zur Abwehr.

„Recht so!“ stimmte Leopold bei. „Fahren Sie ihr gehörig über den Mund. Sie verdient's nicht besser.“

„Litten? – Litten? Junger Dichter?“ verstellte sich Jette, – „– Richtig!“ rief sie plötzlich, „ich entsinne mich, war das nicht der Verlobte von dieser netten, kleinen Jüdin Jette Lesser? Aber natürlich! Jetzt entsinne ich mich ganz genau! – Ja, mein lieber Baron, Sie müssen unbedingt etwas für Ihre Nerven tun! Sie verwechseln ja, Sie werfen ja durcheinander, Sie können ja nicht einmal mehr Jette Lesser von Maud Lasser unterscheiden! Wäre ich empfindlich, so hätte ich jetzt Grund, gekränkt zu sein.“

Miß Davis, die Gouvernante trat ins Zimmer. Prittwitz stand auf, Jette stellte vor.

Miß Dawis wandte sich an Jette und sagte:

„Die italienische Lehrerin ist da zu das Unterricht, Fräulein Jette.“

„Maud, bitte," verbesserte Jette.

Die Miß verzog den Mund.

„Allen Ernstes, ich heiße von heute ab Maud."

Die Miß lächelte.

„Jette klingt meiner Mama zu jüdisch."

Die Miß zeigte die Zähne.

„Der Name ist Ihnen ja geläufig, und wenn Sie versehentlich mal Komtesse sagen, so entläßt Mama Sie darum auch nicht."

Die Miß grinste.

„Aber die Italienerin schicken Sie nur nach Hause, wir haben zum Lunch Besuch. Beers kommen."

„Vielleicht . . ." sagte Emilie zögernd.

„Was?" fragte Jette.

„Ich meine, es macht sich vielleicht ganz gut, wenn die englische *und* die italienische Miß beim Lunch wären."

„Gar nicht übel, Mama," sagte Jette. „Sie machen Schule, Baron."

„'n bißchen viel," meinte Prittwitz, „aber vielleicht für Beers das Richtige."

„Also soll die italienische Miß bleiben," entschied Emilie.

„Sie versteht gar nisch meine Deutsch, die italienisch Miß," sagte Miß Dawis. „Wuenn vielleicht Komtesse Jette sie sagen wollte . . ."

„Das durfte nicht kommen!" rief Jette, stand auf, schob Miß Dawis durch die Tür und ging dann selbst hinaus.

Kaum war sie draußen, da fragte Leopold:

„Wie weit is es mit dem Kommerzienrat?"

„Ich denke bestimmt, daß die Ernennung bis zur nächsten Woche heraus sein wird," erwiderte Prittwitz.

„Das wäre ein Pech," rief Emilie, „wenn es nach unserm Diner käme!"

„Das ist nicht anzunehmen," erwiderte Prittwitz. „Im übrigen wollte ich Ihnen noch sagen, Herr Kommerzienrat . . ."

„Hören Se auf," unterbrach ihn Emilie, „ich kann's gar nich hören!" und klopfte dreimal unter den Tisch.

„Sie werden sich bald genug daran gewöhnen müssen," sagte Prittwitz. „Aber, — was ich sagen wollte, — nur damit Sie's wissen, diese fünfzigtausend Mark, die Sie für den Kommerzienrat gegeben haben, sind nicht, wie ich erst annahm, für Fliegerzwecke, sondern für ein neues Kirchenfenster in der Gertraudenkirche verwandt worden."

„Wohltat bleibt Wohltat," erwiderte Emilie.

„Und was richtiger ist, der Erfolg bleibt derselbe," sagte Leopold und lachte.

„Fängst du auch schon an, wie . . . wie . . . jetzt habe ich den Namen meiner Tochter vergessen."

„Maud," sprang ihr der Baron bei.

„Richtig!" dankte Emilie und wiederholte: „Maud!"

Im Namen der gesellschaftlichen Moral

Frida Braun arbeitete in dem Bureau eines Anwalts. Da sie nicht nur „perfekt stenographierte" und „firm in allen Bureauarbeiten" war, sondern auch die französische und englische Sprache in Wort und Schrift beherrschte, so bezog sie ein Monatsgehalt von hundertsiebzig Mark. Davon gab sie hundertzwanzig Mark dem Vater, dem Oberpedell eines Berliner Gymnasiums, bei dem sie wohnte. Den Rest verwandte sie für sich. Sie bestritt davon die kleinen Ausgaben des täglichen Lebens und ihre Kleidung, auf die sie besondere Sorgfalt verwandte.

Als Peter Freiherr von Langen, der als Referendar bei dem Anwalt arbeitete, ihr in der üblichen klausulierten Form, die zu nichts verpflichtet, die Ehe versprach, war sie eben siebzehn geworden.

Und als Peter Freiherr von Langen dann ein paar Jahre später als Regierungsreferendar nach Südwest ging, wiederholte er, diesmal beinahe formell, sein Versprechen, so daß Frida in dem guten Glauben zurückblieb, seine Braut zu sein.

Bis sie eines Tages folgenden Brief erhielt:

An Fräulein Frida Braun.

Nachdem nun Ihre Beziehungen zu meinem Schwager, dem Regierungsreferendar Dr. jur. Freiherrn von Langen, durch dessen Übersiedelung nach Südwest ein natürliches Ende gefunden haben, will die Familie ein übriges tun und sich mit Ihnen auseinandersetzen. Wir ersuchen Sie, sich zu diesem Zwecke am Sonntag vormittag 10 Uhr im Bureau

des Justizrats Willi von Horst, Joachimsthalerstraße 24, einzufinden.

Hochachtungsvoll

K. von Zobel.

Frida erwiderte:

Herrn Rittergutsbesitzer K. von Zobel.

Da Baron Langens Versetzung nach Südwest außer der räumlich bedingten keinerlei Veränderung in unsere Beziehungen gebracht hat, so bedarf es auch keiner Auseinandersetzung mit seiner Familie. Sie entschuldigen also, wenn ich Sonntag nicht erscheine.

Hochachtungsvoll

Frida Braun.

von Zobels Antwort lautete:

Wertes Fräulein!

Es handelt sich um keine Hinrichtung. Was wir Ihnen zu sagen haben, ist in fünf Minuten geschehen. Wir handeln dabei nur im Auftrage der Frau Baronin von Langen, die — wie Sie vielleicht wissen — ihren Sohn, den Regierungsreferendar von Langen, bis Cherbourg begleitet hat. Ihr Interesse für Nachrichten über den Baron dürfte wohl groß genug sein, um ein Viertelstündchen eines Sonntagvormittags zu opfern.

Hochachtungsvoll

K. von Zobel.

Frida erwiderte:

Sehr geehrter Herr!

Wenngleich ich keinen Zusammenhang zwischen Ihren beiden Briefen finde und geneigt bin, dem ersten mehr Glauben zu schenken als dem zweiten — so komme ich doch!

Nicht, weil ich den Vorwurf fürchte, daß ich mich scheue; sondern weil ich ahne, was Sie mir sagen werden, und weiß, was ich Ihnen zu antworten habe.

Hochachtungsvoll

Frida Braun.

Punkt zehn Uhr stand Frida Braun vor der Tür des Justizrats von Horst in der Joachimsthalerstraße. Sie zog kräftig an der Klingel, ein Diener öffnete, sie hörte deutlich Männer laut durcheinander lachen, fühlte, daß der Diener sie mit mehr Interesse musterte, als sich schickte.

Als sie ihren Namen nennen wollte, unterbrach er sie: „Ich weiß schon!" sagte er, klopfte an eine Glastür, hinter der noch immer laut gelacht wurde, und öffnete sie, noch ehe jemand „herein" rief.

Frida sah vier Herren. Als wenn jemand auf einen elektrischen Knopf drückte, ging ein Ruck durch ihre Körper, das Lachen brach jäh ab; man empfand förmlich den Knacks, mit dem sie zusammenrückten, steif wurden, ernste Mienen aufsetzten und Frida, die eben eintrat, entgegensahen.

Sie saßen in einem Halbkreis auf schweren, tiefen Sesseln von dunkelrotem Leder, von denen an sich schon eine gewisse Behaglichkeit ausging, und wirkten so in ihrer

korrekten Gespreiztheit, die etwas Gemachtes hatte und durchaus unnatürlich war, beinahe grotesk. Frida wenigstens hatte sofort die Empfindung und fühlte sich dadurch wenn möglich noch sicherer. Sie nickte leicht mit dem Kopf, und sie erwiderten ihren Gruß — sehr knapp, aber doch so, daß man es merkte.

Gegenüber dem Halbkreis, den die Sessel mit den vier Herren bildeten, stand ein einsamer Stuhl mit magerem Strohgeflecht und unnatürlich schlanken Beinen. Oder er wirkte doch so neben diesen schweren Sesseln. Das erste, was man empfand, war Mitleid. Wie ein verhungertes Bettelkind neben satten Protzenkindern nahm er sich aus! Zwei dieser Sessel brauchten jetzt nur ein wenig zusammenzurücken, und der magere Stuhl war nicht mehr.

Diese Gedanken beschäftigten Frida eben, als einer der Herren mit einer kurzen Bewegung des Kopfes auf diesen einsamen Stuhl wies und ihr sagte:

„Bitte, nehmen Sie Platz!"

Sie wußte nicht recht, war es Mitleid mit dem Stuhl, dessen trauriger Eindruck sie so rührte, daß sie erwiderte:

„Danke, ich stehe lieber!"

„Aber es wird lange dauern," sagte er. Und während er dies sagte, nickten sich zwei der Herren, die erheblich jünger als die beiden anderen schienen, zu; spitzten vergnügt den Mund, grienten über das ganze Gesicht und verständigten sich durch Blicke, daß sie sie ganz passabel fänden.

Frida aber erwiderte: „Fünf Minuten halt ich's schon aus," und zog, da sie diese Antwort scheinbar seltsam fanden, den Brief aus der Tasche, mit dem man sie hierher gelockt hatte, und las: „Wertes Fräulein, es handelt

sich um keine Hinrichtung. Was wir Ihnen zu sagen haben, ist in fünf Minuten geschehen."

Der Ausdruck ihrer Gesichter wurde nicht klüger.

Frida aber sagte ganz munter:

„So schreibt mir wenigstens ein Herr Justizrat v. Horst." Dann sah sie sie der Reihe nach an. „Ich habe zwar nicht das Vergnügen, die Herren zu kennen," — jetzt war's ihr, als wenn sie unter dieser Ohrfeige die Köpfe etwas zur Seite bogen, — „aber möglich ist's ja immerhin, daß einer von Ihnen dieser Herr Justizrat von Horst ist."

Sie bewegten sich jetzt alle in ihren Sesseln und beugten den Oberkörper etwas nach vorn. Einer von den beiden Jüngeren schob sogar die Arme zurück, drückte die Hände auf die Sessellehnen und machte Anstalten, sich zu erheben.

„Lassen Sie nur," wehrte Frida mit beiden Armen. „Mir ist ganz gleich, wie Sie heißen. Mir genügt's, zu wissen, daß Sie" — und sie hielt ihnen den Brief hin — „die hier sind . . ."

Aber sie merkten nun doch, daß ihre Überlegenheit ihnen nicht das Recht gab, sich über alle Formen hinwegzusetzen. Sie nannten also der Reihe nach ihre Namen. Der Herr ihr gegenüber war Peters Onkel, Justizrat von Horst, sein Nachbar Peters Schwager von Zobel; der andere alte Herr, der sogar aufstand und eine Verbeugung machte, Medizinalrat von Horst, und der jüngste, der etwas Unverständliches vor sich hin brabbelte und dabei die Augen schloß, ohne daß sein Monokel herausfiel, war Peters Vetter, der Landrat von Scholl.

Ein starkes Aufgebot gegenüber einer wehrlosen Frau, dachte Frida. Trotzdem fühlte sie sich keinen Augenblick

unbehaglich. Sie hatte ein so sicheres Gefühl, als wenn Peter neben ihr stände. Ihr war durchaus nicht feierlich zu Mute. Das Ganze wirkte — sie wurde das Gefühl nicht los — einfach grotesk. Sie begriff nicht, daß diese fremden Menschen, die von ihr genau so wenig wußten, wie sie von ihnen, berechtigt und befähigt sein sollten, über das, was sie mit Peter zusammenhielt, zu Gericht zu sitzen.

Als sie sich vorgestellt hatten, sagte Frida:

„Nun steht auch nichts mehr im Wege, daß ich mich setze."

Dann ließ sie sich vorsichtig auf den schmalen Stuhl nieder.

Sie hatte das Gefühl, als müßten jene sich schämen, daß sie auf Sesseln lagen.

Landrat von Scholl wandte sich an den Justizrat, fuchtelte nervös mit den Händen und sagte:

„Nu man lös!"

Und der Justizrat, dem das alles ziemlich peinlich schien, setzte sich gerade und begann:

„Sie wissen, daß mein Neffe, der Referendar . . ."

„Regierungsreferendar," berichtigte der Landrat.

Der Justizrat, der froh war, daß er einen Anfang hatte, war ärgerlich und sagte:

„Na ja — das spielt doch in diesem Falle keine Rolle —"

„Das spielt in jedem Falle eine Rolle," verbesserte der Landrat.

„Da möchte ich doch wirklich wissen, wieso," holperte der Justizrat ärgerlich und erhielt zur Antwort:

„Das will ich dir sagen: — weil die Rücksichten, die ein Regierungsreferendar zu nehmen hat, der eines Tages möglicherweise mal königlich preußischer Landrat wird, natürlich ganz andere sind, als die eines x-beliebigen Re-

ferendars, der es im besten Falle zum Landgerichtsdirektor oder Präsidenten bringt."

Der Justizrat, der während dieser Belehrung immer unruhiger geworden war, wandte sich jetzt erregt zu seinem Neffen und sagte:

„Mein lieber Anton! Du scheinst die Situation zu verkennen. Ich habe deiner Schwiegermutter — —"

„Die deine Schwester ist —" unterbrach ihn der Landrat.

„Allerdings!" stimmte der bei, „sonst hätte ich den Auftrag, der mit meinem Amte als Anwalt und Notar nicht das mindeste zu tun hat, auch sicher abgelehnt —"

„Nu also!" näselte von Scholl, zog mit großer Nachlässigkeit erst sein goldenes Zigarettenetui, dann sein goldenes Gehänge aus der Tasche und zündete sich eine Zigarette an. Frida dachte, daß Peter an seiner Stelle sich bestimmt erst an sie gewandt und gefragt hätte: „Sie gestatten doch?" — Und sie war sich klar, daß dieser Landrat keine Manieren hatte.

Der Medizinalrat versuchte zu vermitteln:

„Aber das hat doch wirklich nichts mit den . . ." begann er. Doch sein Bruder, der Justizrat wandte sich im selben Augenblick an Frida und sagte:

„Fräulein, Sie wissen, weshalb wir Sie hierher gebeten haben."

Und die erwiderte:

„Ja."

„Der Fall liegt ja so einfach wie nur möglich. Und es ist ja schließlich auch in Ihrem Interesse, ihn nicht unnötig zu komplizieren."

„Gewiß nicht!"

„Eben! — Sie wissen, daß mein Neffe in Afrika ist." —

Frida nickte.

„Nun, dann werden Sie auch zugeben, daß das Wesen eines Verhältnisses" — er zog dies Wort endlos in die Breite, so daß es etwas Gemeines bekam — „zunächst mal zur Voraussetzung hat, daß die beiden beteiligten Teile in erreichbarer Nähe zueinander sind."

Das war eine Begriffserklärung, die Frida an die juristischen Seminararbeiten erinnerte, die sie für Peter abgeschrieben hatte; und da sie sie einwandsfrei fand, so sagte sie:

„Ja!"

„Nun also," fuhr der Justizrat fort, und der Ausdruck seines Gesichts zeigte, daß er mit dem, was er sagte, zufrieden war, — „dann werden Sie auch zugeben, daß, wenn ein Teil des Verhältnisses in Berlin, der andere in Südwest lebt, von einer erreichbaren Nähe keine Rede sein kann."

„Sehr gut!" brummte Baron von Zobel, und Frida, die kaum noch das Gefühl hatte, daß das Peter und sie anging, sagte:

„Gewiß nicht!"

„Womit bewiesen wäre" — und bei diesen Worten sah er sie scharf durch seine Gläser an, — „daß bei Fortfall der für den Bestand eines Verhältnisses notwendigen Voraussetzung dies Verhältnis überhaupt nicht mehr existiert!" Hier machte er eine Pause und stellte einen starken Eindruck bei seinem Bruder, Zobel und dem Landrat fest.

„Und damit", fuhr er fort, „habe ich zugleich den Beweis erbracht, daß es ein Trugschluß ist, wenn in Ihrer Phantasie etwa dies Verhältnis noch fortbesteht."

„Es gibt noch eine andere Möglichkeit," sagte Frida.

„Nämlich?" fragten die Verwandten und sahen sie an.

„Daß ein Verhältnis zwischen Peter und mir niemals bestanden hat."

„Wie?" fuhr der Justizrat auf — „das heißt doch nicht etwa . . .?" Und Herr von Zobel rief sehr ungehalten:

„Das ist doch stark! Sie wollen uns doch nicht etwa weismachen . . ."

„Dumm machen!" verbesserte Landrat von Scholl und zerknitterte zwischen den Fingerspitzen den Rest seiner Zigarette.

„Ich wollte nur sagen," erwiderte Frida ruhig und bestimmt, „daß, wenn das Sein oder Nichtsein eines Verhältnisses von der Kilometerzahl der Entfernung beider Beteiligten abhängt," — sie gab sich Mühe, in ihrer Sprache zu ihnen zu sprechen, — „daß das, was mich mit Peter verbindet, dann eben etwas anderes als ein sogenanntes Verhältnis sein muß."

„Papperlapapp!" sagte Zobel, führte aber gleich die Hand vor den Mund, was wie eine Entschuldigung wirkte, und sah zur Seite.

„Nämlich?" fragte der Justizrat.

„Wortklauberei," näselte von Scholl, der mit seinem erquälten Landratston wie ein mittelmäßiger Schauspieler in einer schlecht gespielten Komödie wirkte.

„Sie meinen?" wiederholte der Alte.

„Ja, darüber habe ich wirklich noch nicht nachgedacht," gab sie zur Antwort.

„Es wäre doch immerhin wünschenswert, daß Sie sich darüber klar würden," meinte Zobel; aber der Justizrat, der schlauer war als der Landrat, widersprach:

„Das Denken nehmen wir Ihnen gern ab. Und ich bitte

Sie, sich nunmehr mit der Tatsache abzufinden, daß es zwischen Ihnen und dem Regierungs-Referendar Baron von Langen aus ist. Wie Sie das, was zwischen Ihnen bestand, nun nennen, ist dabei ganz nebensächlich."

„Die Ehe wird er Ihnen ja wohl nicht versprochen haben," sagte Zobel.

„Wir haben uns überhaupt nichts versprochen," erwiderte sie.

„Vielleicht notierst de dir das," wandte sich von Scholl zu dem Justizrat. Und als ihn der Onkel erstaunt ansah, wies er mit einem nachlässigen Blick auf Frida und sagte:

„Für den Fall, daß später mal Ansprüche gestellt werden ... Man kann in solchen Dingen jarnich vorsichtig jenug sein."

„Ich bin bisher mit Wünschen und Ansprüchen an Sie noch nicht herangetreten," erwiderte Frida. „Wenn ich nicht irre, sind Sie es, die von mir etwas wollen."

Und der Justizrat, der die Taktlosigkeit von Scholls empfand, trat ihr bei und sagte:

„Ich meine auch, daß wir keinen Grund haben, Ihnen mit Mißtrauen zu begegnen."

„Das is ja noch schöner!" rief von Scholl, klemmte sein Monokel fester und machte eine ruckweise Bewegung auf seinem Sessel. „Eine Frau, derenwegen man bis nach Südwest retiriert, flößt mir nu nich jrade besonderes Vertrauen ein."

„So stimmt das denn wohl doch nicht ..." sagte der Medizinalrat, der bisher geschwiegen, aber noch keinen Blick von Frida gewandt hatte, ziemlich erregt.

„Aber ich bitte, Herr Medizinalrat," – vermittelte sie, – „woher sollte der Herr Landrat denn über den Peter

und mich Bescheid wissen? Soweit ich unterrichtet bin, hat er den Peter seit einem Vierteljahr überhaupt nicht mehr gesehen."

„Na," erwiderte der Landrat, schnalzte mit der Zunge und stand auf, — „jetzt wird mir die Sache aber zu dumm. Schließlich sind wer ja hier nich zusammenjekommen, um uns über den Jrad der Intimität Ihrer Beziehungen zu unterhalten, sondern um es endlich festzustellen — und zwar klipp und klar, — daß von diesem Augenblick an ein Regierungs-Referendar Dr. Freiherr von Langen für Sie nicht mehr existiert!" — Pause. — Während der Herr Landrat einen Schritt nach vorn machte, so daß er sie jetzt beinahe berührte, und dann mit einer Stimme, die ihr weh tat, fortfuhr: „Überhaupt — nie — existiert — hat!"

Das verstand nicht jeder. Aber der Landrat fuhr fort:

„Mit der Tatsache haben Se sich einfach abzufinden. Wie, das is Ihre Sache." —

Diese kategorische Form verblüffte alle — nur Frida nicht; denn sie empfand deutlich, wie dieser gemütvolle Mensch den andern ihre an sich nicht leichte Mission erschwerte. Sie hatte also allen Grund, mit ihm zufrieden zu sein.

Aber der Diplomat war nun mal im Reden. Er stand dicht vor ihr, stemmte die Hände in die Hüften, beugte den Oberkörper nach vorn und sagte in einem Tone, der impertinent und verächtlich war:

„Überhaupt, was jeht das Sie an, ob der Herr — Schulze, Müller oder von Langen heißt? Für das, was Sie miteinander abzumachen hatten, hätte es am Ende auch genügt, wenn Sie wußten, er hieß Peter; obschon" — und er

wandte sich jetzt zu den anderen — „ich für meine Person in solchen Fällen nicht einmal so weit gehe."

„Aber so nimm doch Rücksicht!" erregte sich der Medizinalrat und sprang auf.

„Hat der Herr, dessenwegen wir uns hier in dieser peinlichen Situation befinden" — er tupfte mit seinem langen Daumen, wie wenn er Staub entfernen wollte, auf seine Schulter, — „etwa auf uns Rücksicht genommen?"

„Lieber Neffe," sagte der Justizrat höflich, aber entschieden zu dem Landrat, „entweder du oder ich. Ich überlasse dir gern das Feld."

„Danke! danke!" sagte von Scholl und streckte zur Abwehr beide Handflächen nach vorn. „Ich habe keinen Ehrgeiz." Dann glitt er wieder in den Sessel, knickte ein und schloß die Augen.

„Also, mein Fräulein," sagte der Justizrat, „so kommen wir natürlich nicht weiter. Wenn Sie Ihre Beziehungen zu meinem Neffen denn nicht als Verhältnis im landläufigen Sinne betrachten — eine Ehe ist es nicht — ein Verlöbnis ebensowenig — ja, schließlich unter irgendeinen Begriff werden Sie es ja wohl schon bringen müssen."

„Wir haben uns lieb," sagte Frida, ohne es zu wollen. Und sie hatte es kaum ausgesprochen, da tat es ihr auch schon leid, denn was ging das die an?

„Schön! Und zu welchem Endzweck?" fragte der Justizrat.

„Endzweck?" wiederholte sie leise und sah ihn an. — „Zu gar keinem!"

„Also! Sehen Sie! Das ist es, was ich wissen wollte! Gar keinen! Natürlich!"

„Ja, was sollten wir denn für einen Zweck haben?"

fragte Frida. „Uns genügt doch, daß wir uns lieb haben. Das ist doch gerade unser Zweck. Weiter wollen wir doch nichts.“

Der Justizrat schlug die Hände zusammen und schüttelte den Kopf.

„Und wenn sich mein Neffe nun beispielsweise eines Tages in eine andere verliebt?“

Frida schüttelte den Kopf und sagte:

„Nein — das tut er nicht.“

„Nehmen Sie an, es geschähe doch — was dann?“

„Ja, das wäre furchtbar!“

„Was täten Sie?“

Frida merkte, wie ihr Kopf sich unwillkürlich senkte.

„Was sollte ich dann noch tun?“ sagte sie. — „Gar nichts! Ich wäre fertig! Aber ich würde es ihn nicht fühlen lassen. — Vielleicht würde ich auch versuchen, darüber hinwegzukommen. — Schon seinetwegen!“

„Und was weiter?“

Sie verstand ihn nicht.

„Ich meine, aus den Ansprüchen, die Sie in einem solchen Falle aus Ihren Beziehungen herleiten würden, ließe sich vielleicht erkennen, als was Sie Ihr Verhältnis zu meinem Neffen aufgefaßt wissen wollen.“

„Ich will ja gar nichts. — Ich stelle auch keine Ansprüche — —“

„Notier das!“ brabbelte der Landrat verschlafen vor sich hin. „Man kann . . . in . . . solchen Dingen . . . gar nicht . . . vorsichtig genug . . .“ — dann bewegten sich seine Lippen nicht mehr.

Frida wandte sich wieder zum Justizrat und sagte:

„Der Peter und ich, wir wollen nichts weiter, als daß

man uns uns selber überläßt und sich um uns nicht kümmert.“

„Das widerspricht leider dem Standpunkt der Familie. Wir sind — und zwar die Mutter, wie wir“ — und er wies auf den Medizinalrat — „die wir Vormünder und Onkel zugleich sind, wie auch“ — und er wies auf von Scholl, den Landrat, und Zobel, den Rittergutsbesitzer — „unsere Neffen, zu der Überzeugung gelangt, daß die Trennung im Interesse der Zukunft des jungen Mannes liegt. Diese unsere Überzeugung ist unerschütterlich. Wir werden ihr also Geltung verschaffen. Sie werden nicht zweifeln, daß uns Mittel und Wege dafür zu Gebote stehen. Uns, oder wenigstens meiner Schwester, liegt aber daran, von jedem Zwangsmittel abzusehen und zunächst auf gütlichem Wege zu versuchen, Sie zu einem Verzicht, wie wir ihn“ — und er zog aus seiner Tasche ein großes Schriftstück — „bereits zu Papier gebracht haben, zu bestimmen. Treiben Sie aber weiter Renitenz,“ er zog die Schultern hoch — „so bleibt uns, so sehr das vor allem meine Schwester bedauern würde, nichts weiter übrig, als zu Zwangsmitteln zu greifen. Aber wir erwarten von Ihrer Einsicht, daß Sie es dazu nicht werden kommen lassen.“

„Ich kann dazu nur sagen, daß ich ja gar nicht imstande bin, mich ohne den Peter zu entscheiden. Wir können doch nur g e m e i n s a m — ich kann doch unmöglich — —“

Der Justizrat entfaltete das Papier:

„Wenn Sie mich anhören wollen . . .‘

„Bitte!“ sagte sie:

Und er las:

„Ich, die unverehelichte Frida Braun, bekenne hier-

durch, von Herrn Regierungs-Referendar Dr. jur. Peter Freiherrn von Langen Jahre hindurch wiederholt Geldgeschenke angenommen, von Frau Baronin von Langen, seiner Mutter, zur Ablösung des Verhältnisses einmalig zehntausend Mark empfangen zu haben.

Dagegen verpflichte ich mich:

1. ein für alle Male auf jeden weiteren Anspruch irgendwelcher Art zu verzichten;
2. die Beziehungen zu Herrn Regierungs-Referendar Dr. jur. Freiherrn von Langen niemals wieder aufzunehmen, mich weder direkt oder indirekt jemals wieder mit ihm in Verbindung zu setzen und auch etwaige Annäherungsversuche seinerseits unerwidert zu lassen;
3. mich jeder üblen Nachrede hinsichtlich des Regierungs-Referendars — —"

„— oder eines seiner Angehörigen," brabbelte der Landrat; „man kann in solchen Dingen — —"

„Schön, fügen wir das noch hinzu," sagte der Justizrat und schrieb es hinein. Dann fuhr er fort:

„— — — zu enthalten.

„So!" sagte der Justizrat, „das wären die Vorschläge, die ich Ihnen namens der Frau Baronin zu unterbreiten habe."

„Und die ich — wie Sie kaum anders erwarten werden — von Anfang bis zu Ende ablehne."

Alle stutzten.

Der Justizrat fand als erster die Sprache wieder.

„Wenngleich das, was ich Ihnen vorgetragen habe, das Äußerste an Entgegenkommen darstellt, so sind wir doch bereit, Ihre Gegenvorschläge entgegenzunehmen."

„Ich habe keine Vorschläge zu machen. Nur eines möchte ich sagen: Ich habe niemals Geldgeschenke angenommen.“

„Was?“ sagte der Landrat kurz.

Und der Justizrat meinte:

„Aber Sie werden doch —“

„Ich wiederhole: niemals!“ erklärte sie mit aller Bestimmtheit.

„Sie hätten demnach“, fragte Zobel, „vier Jahre lang mit meinem Schwager verkehrt, ohne etwas davon gehabt zu haben?“

„O nein! Das behaupte ich nicht. Ich habe unendlich viel von ihm gehabt.“

„Na also!“ sagte der Landrat höhnisch, „was reden Sie also! Dann ist's ja gut!“

„Freilich — Geldgeschenke waren das nicht.“

„So hat er Ihnen die Wohnung, den Unterhalt, die Kleider bezahlt!“ sagte Zobel. Und der Landrat meinte:

„Als wenn das nicht auf dasselbe herauskäme.“

„Er hat weder zu meiner Wohnung, noch zu meinem Unterhalt, noch zu meiner Kleidung beigesteuert. Er hat unsere Vergnügungen bezahlt . . .“

„Na, und zu Weihnachten und Jeburtstag? — Wie? Was war'n da? Da hat er denn wohl fürs janze Jahr blechen müssen?“ fragte der Landrat.

„Da haben wir uns gegenseitig beschenkt. — Freilich, daran hat niemand gedacht, ob ein Geschenk mehr wert war als das andere. Aber wenn Sie Wert darauf legen, diesen Dingen nachzuspüren, so will ich Ihnen gern behilflich sein. Möglich, daß sich da ein Plus zu meinen Gunsten ergibt; sogar wahrscheinlich. Aber ich bin bereit, dies aus=



zugleichen – allmählich – denn das müßte dann von meinem Gehalt geschehen."

„Aber ich bitte Sie, wer spricht denn davon!" wehrte der Medizinalrat ab.

Jetzt schnalzte der Landrat mit der Zunge und setzte eine äußerst schlaue Miene auf.

„Na, dahinter wer'n wer schon kommen! Das wär ja noch besser. Sagen Se mal, Fräulein, wie war denn das mit den Arbeiten?"

„Was für Arbeiten?" fragte sie.

„Se haben meinem Schwager ja wohl die Seminar- und Examensarbeiten abgetippt?"

„Allerdings! Die ganzen Jahre über!"

„Aha! Na, dann verraten Se uns vielleicht mal, was Se ihm dafür in Rechnung jesetzt haben." – Er griente jetzt über das ganze Gesicht und sah überlegen zu dem Justizrat hinüber. – „Aber jewissenhaft, Fräulein; 's wird alles nachjeprüft! – Na? – Ne fünfstell'je – was?"

Frida streifte ihren Handschuh ab und zeigte ihm den Ring mit dem Türkis und den beiden Brillanten. – „Diesen Ring hat mir Peter am Tage seines Examens geschenkt. Ich glaube nicht, daß er dabei an die Arbeiten gedacht hat, die ich für ihn gemacht habe. Aber, wenn es Ihr Gewissen beruhigt, bitte, stellen Sie ihn dafür in Rechnung."

„Streichen wir also den Passus über die Geldgeschenke," sagte der Justizrat. „Ändert das etwas an Ihrem Entschlusse?"

„Nein!" sagte sie. „Geben Sie sich keine Mühe, meine Herren. So nicht!"

„Wie denn?" fragte der Justizrat.

„Ein Wort genügt, und ich leiste Verzicht! Und verspreche Ihnen, was Sie wollen, ohne daß es Sie einen Pfennig kostet."

Sie waren platt. Sahen sich gegenseitig an, schüttelten die Köpfe und sahen dann mit Augen, aus denen die Neugier sprang, zu ihr hinüber.

„Bitte!" sagte der Justizrat.

Frida schüttelte den Kopf.

„Dies eine Wort muß Peter sprechen!" sagte sie.

Sie hatten wohl auf eine sechsstellige Zahl gerechnet. Das Wort „Peter" wirkte niederschmetternd.

Und wohl nur, um etwas zu sagen, fragte der Justizrat nach einiger Zeit:

„Und wie muß dies Wort lauten?"

„Geh!" erwiderte Frida, „oder doch so, daß ich fühle, es ist sein Wunsch, daß wir uns trennen."

„Die Angelegenheit ist jetzt in ein Stadium getreten, in dem mein Neffe aktiv nicht mehr in die Verhandlungen eingreifen kann. Ein Kompromiß nach dieser Richtung ist also ausgeschlossen. Dagegen ließe sich über die Beträge, wie über die im Brouillon festgesetzten Fristen reden," sagte der Justizrat.

„Ich bedauere," wiederholte Frida mit aller Bestimmtheit, „in dieser ganzen Angelegenheit ohne Peter nicht verhandeln zu können."

„Sie wissen, daß wir Sie in der Hand haben!" sagte der Justizrat.

„Daß wir Sie vernichten können!" setzte Zobel hinzu.

„Und vernichten werden!" ergänzte der Landrat.

„Ich habe ein gutes Gewissen und meine Arbeit; wüßte also nicht, was mir geschehen könnte."

„Sie haben auch Eltern!" sagte der Justizrat.

Das war der einzige Moment dieser ganzen Verhandlung, der auf Frida eine ernste Wirkung übte.

„Sie werden sich für das, was Sie bei mir nicht erreichen können, doch nicht bei meinen Eltern revanchieren!" sagte sie ziemlich verächtlich.

„Wir werden nichts unversucht lassen," sagte der Justizrat.

„Wir werden kein Mittel scheuen!" setzte Zobel hinzu.

„Wir werden über Leichen gehen!" ergänzte der Landrat.

„Wenn's nötig ist," milderte der Medizinalrat.

Frida stand auf.

„Ich habe keine Macht, Sie zu hindern!"

Noch einmal redete ihr der Justizrat zu. Sie blieb fest; verbeugte sich und ging.

Draußen an der Korridortür stand der Diener und horchte. Als er Frida sah, nickte er mit dem Kopf und winkte sie herbei. Sie trat zu ihm. Die Tür war nur angelehnt, und die Portiere im Zimmer ließ einen Zwischenraum, durch den man den Justizrat, Zobel und den Landrat sehen konnte.

Sie saßen alle drei noch genau in der Stellung, in der Frida sie verlassen hatte, starrten verblüfft auf den schmalen Stuhl, der nun leer war. Keiner sprach ein Wort. In einem Spiegel sah sie jetzt den Medizinalrat. Er hatte das Taschentuch in der Hand und fuhr sich über die Stirn. Dann nickte er mehrmals mit dem Kopf, machte eine Schnute, griente erst und lachte dann aus Leibeskräften laut los.

Die anderen wandten sich zu ihm.

Der Medizinalrat hielt sich den Bauch.

„Hahaha, eine nette Blamage! Hahaha!“

„Lächerlich!“ quakte der Landrat, „als ob so eine einen überhaupt blamieren könnte!“

„Hahaha,“ brüllte der Medizinalrat und winkte mit der Hand zu dem Landrat hinüber. „Bei dir — hahaha — lieber Neffe — da war's schon keine — haha — Blamage mehr, da war's einfach ne — hahaha — regelrechte Abfuhr mit Pauken und Trompeten.“

„Das wird sich ja zeigen,“ sagte der Landrat und stand auf. „Mit Federbällen bringt man Säue nicht zur Strecke; die treibt man vor die Hunde!“

Da stieß ihr der Ekel auf. Sie ging. Und im Gehen sah sie noch, wie der Diener wegsah und sich schämte.

Der klassische Zeuge

Die alte Frau Bethge kam jeden Abend zu ihrer Tochter, wenn sie wußte, daß die allein war. Sie half das Kind ins Bett bringen und verbarg, so gut es ging, ihren Kummer. Denn sie litt darunter, daß Dr. Hans Krämer, der Vater des Kindes, trotz seinem guten Einkommen noch immer nicht daran dachte, sein Wort einzulösen und ihre Tochter zu heiraten.

Frau Bethge war kaum die Treppe herunter, Herta hatte sich eben mit ihrem Nähzeug hingesetzt und mit der Arbeit begonnen, da ging die Flurtür.

Herta sprang auf. Im selben Augenblick trat Erich Friedheim ins Zimmer. Erfreut streckte sie ihm die Hand entgegen:

„Was ich doch immer für Ahnungen habe! Grad eben dacht' ich, jetzt müßt ihr kommen, und schon seid ihr da," dabei sah sie noch immer zur Tür, die offenstand. „Ja, aber wo ist denn der Hans?" Fast ängstlich sagte sie das; rief aber gleich darauf belustigt: „Aha, ich weiß schon," dabei ging sie zur Tür, sah hinaus und rief lachend: „Na, komm' nur herein, ich hab' dich schon gehört."

„Ne, ne, Frau Herta, 'ne Viertelstunde müssen Sie sich schon noch gedulden."

Aber Herta erwiderte: „Ihr macht mir nichts weis, wollt bloß wieder hören, wie ich schimpfe, is aber nichts zu machen." Und wieder rief sie laut zur Tür hinaus: „Hörst du, Hans, ich bin heute bei sehr guter Laune."

„Wann sind Sie das nicht?" er sah sie an und schüttelte den Kopf.

Herta glaubte noch immer, Hans sei draußen; „Du, Hans, ich habe Besuch gehabt, rat' mal, wer da war! Na, is es wohl zu glauben, so ein Kindskopf!" Sie ging auf

den Flur, suchte ihn, fand ihn aber nicht und kam dann mit verstimmtem Gesicht wieder ins Zimmer: „Er ist wirklich nicht da," sagte sie; und Gesicht und Stimme waren gleich traurig.

„Und darum gleich so 'ne Leichenbittermiene? Aber ich dacht's mir schon. Ich hätte ja schließlich unten auf ihn warten können, 's wär' vielleicht richtiger gewesen. Es war mir aber zu kalt, und dann, Sie kennen mich ja, ich bin nu mal nich für Komödie."

„Ich kann mich ärgern, daß Hans nich nach Hause findet, früher kam's nicht vor, daß Sie vor ihm hier waren."

„Möglich, daß er mehr die große Gesellschaft schätzen gelernt hat und ich mehr die Ihre," erwiderte Erich, setzte sich neben sie und zündete sich eine Zigarette an. „Ne, so ein Stumpfsinn, so 'ne Abendgesellschaften! Ich habe mich mal wieder nach Noten gemopst."

„Und das sagen Sie, wo Sie von Ihren Eltern kommen?"

„Sie haben recht, ich sollte das nicht. Geben Sie mir einen Whisky-Soda, Frau Herta, bitte," und während sie ihm einschenkte, fuhr er fort: „Es war die große Heerschau, wie immer, der neue Jahrgang meiner Vettern und Kusinen debütierte. Einige unter ihnen recht vielversprechend. Walzertakt durch die erhöhten Herzschläge allerdings durchweg noch galoppartig — aber" — und man merkte, daß er sich quälte und etwas ganz anderes sagen wollte. Herta fühlte das auch gleich und sagte es ihm auf den Kopf zu. Er leugnete keinen Augenblick.

„Sie haben recht, Frau Herta, wenn wir beide nicht ehrlich miteinander sein wollen, wer soll es dann wohl sein. — Wollen Sie mir mal eine Frage beantworten?

Was würden Sie z. B. sagen, wenn Hans eines Tages sein Junggesellenleben — — na Junggesellenleben, was ich so unterm Junggesellen verstehe, wissen Sie, ich verbinde damit so 'n gewissen Begriff von persönlicher Unabhängigkeit, also was das betrifft, Junggeselle war Hans ja eigentlich nie, denn 'ne spießbürgerlichere Ehe, als Sie se hier miteinander führen, kann ich mir überhaupt nicht vorstellen."

Herta suchte zu widersprechen, aber Erich fiel ihr ins Wort:

„Widersprechen Se nicht, was wissen Sie denn vom Leben, Sie haben ja noch kurze Röckchen und 'nen Zopf getragen, als Hans Sie in seine Fittiche bekam. Es ist schon so, wie ich sage. Also nehmen Sie mal an, Hans trüge sich mit dem Gedanken, demnächst in den geheiligten Stand der Ehe zu treten, mir schwant im stillen nämlich schon lange so was, was würden Sie 'n dazu sagen?"

„Ich dräng' ihn nicht," erwiderte Herta.

„Das kann ich mir lebhaft denken, denn wenn's wirklich mal soweit käme, 'ne gewisse Veränderung müßte hier dann wohl schon eintreten."

Herta lachte laut auf: „Ach so! Jetzt verstehe ich erst, Sie meinen, daß Hans nicht mich, sondern 'ne andre heiratet," sie schüttelte sich vor Lachen. „Sie sind wirklich gut, vielleicht gar die kleine Geheimratstochter, Ihre Schwester?"

„Eben die mein' ich," sagte Erich ernst und bestimmt. Aber Herta war so belustigt, daß sie das gar nicht bemerkte.

„Ich habe natürlich gedacht, Sie meinen mich," dabei goß sie sein Glas wieder voll. „Trinken Sie, lieber Erich,

und heben Sie sich das für 'n andermal auf, Sie sind heut abend nicht auf der Höhe."

Draußen ging die Tür; sofort stand Herta auf und stürzte hinaus.

„Da ist er!" rief sie. „Na, Erich, nun seh'n Sie 'n sich mal an, ob so ein Heiratskandidat aussieht."

Hans, der in diesem Augenblick ins Zimmer trat, erschrak heftig:

„Was sagst du da?" — — fragte er sie. Aber ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Hier ist übrigens eine furchtbare Schwüle."

Herta sah nach dem Thermometer: „Es sind auf den Strich vierzehn Grad, genau wie du's gern hast," sagte sie.

„Ich glaube schon, daß dir schwül ist," erklärte Erich, stand auf und ging nahe an Hans heran. „Sei kein Feigling, Hans," sagte er leise, so daß sie es nicht hören konnte, „es ist ein Verbrechen, wenn du ihr nicht die volle Wahrheit sagst." Dann wünschte er beiden gute Nacht und ging hinaus.

Herta hatte zwar nicht verstanden, was Erich ihm zugeflüstert hatte, aber sie fühlte doch und sah es ihm an, daß es irgend etwas von Bedeutung war, gewiß nichts Angenehmes, denn er war betroffen und schien, ganz gegen seine Gewohnheit, verstimmt. Sie legte besorgt ihren Arm um seinen Hals und fragte zärtlich: „Was meint er nur, Hans, was will er von dir? Bist du krank?"

„Laß nur, er mag schon recht haben," wehrte er nicht eben freundlich ab. Dann ging er ans Fenster und öffnete es: „Ich ertrage die Schwüle nicht."

„Herr des Himmels, so echauffiert und dann des Nachts im Frack am offenen Fenster . . ." rief Herta und zog ihn

wieder ins Zimmer. „Das heißt, irgend etwas ist bei dir mal wieder nicht in Ordnung. Verstell' dich nicht, Hans, wenn du's mir heut nicht sagen magst, ich quäl' dich nicht, aber eins bitt' ich mir aus, mach' hier kein Theater, wenn du Wut in dir hast, so tob' dich aus," dabei horchte sie wieder zur Stube hinüber, in der ihr Junge schlief, „aber 'n bißchen mit Maß, damit uns der Junge nicht wieder wie neulich aus dem Schlafe wacht."

Hans quälte sich, etwas zu sagen:

„Weißt du, Herta . . ."

„Ja? . . . Du wolltest doch eben was sagen?"

„Laß nur," wehrte er ab und kehrte ihr den Rücken.

„'s war von dem Jungen! Er gefällt dir nicht, hab' ich recht?"

„Ja, das wollt' ich sagen," heuchelte Hans, dessen Gedanken ganz wo anders waren, der nun aber froh war, daß sie ihm ein Thema nannte, über das man sprechen konnte.

„Er . . . ist immer so blaß . . . gar nicht so wie andere Kinder in seinem Alter, er tollt nicht, macht sich aus keinem Spielzeug was, er träumt nur immer so mit offenen Augen in den Tag hinein. Ich hab' ihn noch nicht ein einziges Mal lachen oder weinen sehen."

„Er war heute sehr munter," beruhigte ihn Herta, „wirklich, Hans, er war fast ausgelassen, er hat gesungen und mit Halles Kindern gespielt; freilich, schwach ist er ja noch, aber ich denke, wenn wir im nächsten Winter vielleicht doch einmal auf ein paar Wochen mit ihm in . . ."

„So . . . hm . . . ja, ja . . ." murmelte Hans, „hast du mir nicht mal erzählt, daß dein verstorbener Bruder grad wie unser Junge aussah und die Sonne nicht mochte,

und daß er des Tags über immer traurig war und erst am Abend, wenn ihr die Fenster schloßt, anfing, vergnügt zu werden?"

„Freilich," antwortete Herta mit weinerlicher Stimme, „das habe ich wohl erzählt."

„Und daß er erst in seinem zehnten Jahre zum ersten Male bitterlich zu weinen anfing und dann noch an demselben Tage wie im Traum mit offenen Augen den Hügel neben eurem Hause hinab in den Fluß gelaufen und ertrunken ist?"

Herta weinte jetzt laut:

„Laß doch die traurigen Erinnerungen, Hans, du regst mich nur unnütz damit auf. Wozu ich dir die dumme Geschichte auch bloß erzählt habe. Überhaupt hat mir das nur die Mutter gesagt, und wer weiß, ob das in Wirklichkeit so war. Du weißt doch, wie sie ist, sie denkt sich oft alles Mögliche aus, nur damit wir „zur Besinnung kommen", wie sie es nennt. Die Hauptsache bleibt doch, daß unserem Jungen nichts passiert, und dafür laß nur mich sorgen, ich paß schon auf."

„Eben, du paßt schon auf, du wirst schon sorgen," erwiderte Hans, aber seine Gedanken waren schon wieder ganz wo anders.

„Ich sehe es dir nämlich schon seit Tagen an," sagte Herta, „daß dich was drückt. Du weißt gar nicht, wie du gleich ein ganz anderer bist, wenn du Kummer hast."

„Ja? Merkt man mir das so an?" erwiderte er gleichgültig.

„Aber sofort; wenn du was verbergen willst, merkt man's grad doppelt. Übrigens, da wir grade mal davon

sprechen, Hans, ich weiß ein Mittel, das für den Jungen besser ist als gute Luft und alle Medizin."

„So? Was ist das? Warum sprichst du nicht mit dem Arzt darüber?" Ihn störte und quälte jedes Wort, das sie sagte.

„Du hast ja so wenig Zeit am Tage, kaum, daß du dir Ruhe zum Essen gönnst — — na, und des Abends — — schließlich mußt du dich doch auch zerstreuen und kannst nicht immer zu Hause sitzen."

„Was hat denn das Mittel mit mir zu schaffen? Was ist 'n das überhaupt für'n Mittel?" fragte Hans.

„Du bist es!" platzte Herta heraus, und Hans erwiderte erstaunt:

„Ich?"

„Ja, du! Der Junge jammert den ganzen Tag, wenn du fort bist, alle Viertelstunde fragt er nach dir, es ist geradezu, als ob er in ewiger Angst um dich lebte. Einmal mußt du es ja doch erfahren, Hans, er ißt kaum einen Bissen, wenn du nicht da bist, und Sonntags, na, du siehst es ja selbst, mit welcher Freude er da beim Essen ist. Ich habe soviel Liebe bei einem Kinde noch nicht gesehen. Oft hab' ich das Gefühl, als ob ich gar nicht für ihn existiere, als ob außer dir überhaupt kein Mensch für ihn auf der Welt wäre."

Nichts konnte für Hans unwillkommener sein als diese Eröffnung.

„Das wußte ich allerdings nicht," sagte er entsetzt. „Ich kann mir das auch gar nicht erklären. Du bist den ganzen Tag um ihn, schaffst, sorgst, ja, ich möchte sagen, lebst für ihn, und ich, alle Morgen die Viertelstunde. Gewiß erzählst du ihm zu viel von mir und immer bloß Gutes."

„Das tue ich allerdings.“

„Das ist eben sehr unrecht, man soll Kindern selbst von den eigenen Eltern keine gottähnliche Vorstellung machen. Einmal sind blinder Glaube und blinde Liebe nichts wert und dann, wenn so'n Kind nachher in die Jahre kommt, um sich eine eigene Meinung zu bilden, so wird es natürlich irre, wenn es genau wie bei allen anderen Menschen auch an den Eltern Widersprüche und menschliche Schwächen entdeckt,“ dozierte Hans ganz gegen seine Gewohnheit.

„Weißt du, so schlimm mach' ich's ja nun auch nicht gleich,“ beruhigte sie ihn.

Aber Hans erwiderte:

„Ich fürchte doch, — — und dann: kränkt es dich denn nicht, daß er für mich so viel mehr Liebe hat als für dich?“

„Aber ich bitt' dich, wie kann mich das denn kränken? Du und der Junge, ihr seid für mich unzertrennlich, ich kann mir den einen nicht ohne den andern denken, ich glaub', wenn ich dich . . . nein, ich sprech's lieber nicht aus.“

„Sag' bitte, was du meinst,“ forderte Hans ungeduldig und nervös.

Herta wehrte ab:

„Nein, laß nur, es war ein schlechter Gedanke, die Mutter hat mir heut wieder so viel zugesetzt, und da dacht' ich . . . aber nur einen Augenblick, wirklich, Gott, man denkt ja so manches . . .“

„Möchtest du nun endlich sagen, was du gedacht hast?“ fiel er ihr ins Wort.

„Nun denn, wenn ich dich verlieren würde,“ begann Herta bedeutungsvoll und mit feierlicher Stimme; brach

aber gleich wieder ab und sagte: „Aber wozu, Hans, uns quälen, das ist ja doch völlig ausgeschlossen, du wirst ja länger leben als ich, du bist ja gesund und kräftig, ich meine nur, gesetzt der Fall . . .“

„So sprich endlich aus, was du meinst,“ sagte Hans mit großer Bestimmtheit, daß Herta vor ihn hintrat und mit fester Stimme erklärte:

„Nun denn: ich glaube, ich würde den Jungen umbringen.“

Hans glaubte, ihn rühre der Schlag.

„Herta!“ schrie er entsetzt, „komm' zu dir, du bist nicht bei Sinnen.“

Aber Herta fuhr fort; wenn möglich fester noch und bestimmter:

„Ich könnt's vor Gott verantworten, Hans! — — Und vor den Menschen? Nun, da wäre mir nicht bange, die mögen's beurteilen, wie sie wollen.“

Hans war ganz außer sich:

„Das ist ja ein furchtbarer Gedanke!“ rief er.

Und Herta, die seine Erregung sah, besann sich; sie nahm alle Kraft zusammen, um ruhig zu erscheinen, obschon auch sie in großer Bewegung war.

„Siehst du, ich wußte es ja, ich hätte nicht anfangen sollen. Aber sag' selbst, der Junge würd' mir ja langsam dahinsterben vor Kummer und Sehnsucht, und das könnte ich bei Gott nicht mit ansehen, wenn er leidet.“

„Herta!“ erklärte jetzt Hans fast feierlich, „diesen Gedanken mußt du aufgeben, und zwar augenblicklich, ganz und gar mußt du den in dir zerstören, ein für allemal. Versprich mir das bei deiner Liebe.“

Und Herta, die sich schon völlig wieder in Gewalt hatte,

lachte auf und suchte ihn zu beruhigen. „Ach, red' doch nicht so'n Unsinn, das ist ja alles nur Rederei — — wozu ich auch bloß mit solchem Unsinn anfangen mußte, schließlich wird noch Ernst daraus."

„Eben, eben," erwiderte Hans, „das fürchte ich ja — — denk' nur, ich hätte ja keine ruhige Minute mehr. Also, Herta, gib mir dein Wort."

„Bist du noch immer bei der dummen Geschichte? — — Daß ich auch allemal mit meinen Gedanken durchgehen muß, wo du heut so schon in schlechter Stimmung bist, — — aber nun ist's tatsächlich genug, reden wir von was anderem."

Doch Hans blieb fest.

„Denk' dir den Fall, ich fiele hier um und stände nicht mehr auf."

„Hans!" schrie Herta entsetzt auf, und er antwortete ruhig:

„Nun ja, so unmöglich wär's doch wohl nicht. Es passiert ja alle Tage. Kleiner Herzschlag oder so was Ähnliches."

Herta hielt sich die Ohren zu.

„Um alles in der Welt, Hans, quäl' mich nicht so, ich halt's nicht aus. Du bist ja gesund, wirst ja leben. Für den Jungen mußt du schon leben bleiben, so grausam ist Gott nicht."

„Was würdest du mit dem Kinde da drin tun?" drang Hans in sie und forderte eine Antwort.

„Laß mich in Frieden, Hans," rief Herta und rang verzweifelt die Hände, „ich werde verrückt, du lebst ja, schaffst ja, bist ja kerngesund."

„Was würdest du mit dem Kinde da tun?“ wiederholte er und stand jetzt dicht vor ihr. „Antworte mir!“

Und mit gewaltiger Stimme, die zitterte und bebte, brach sie hervor:

„Umbringen würd' ich's! Umbringen! Und verflucht meine Feigheit, wenn ich's nicht fertig brächte.“ Sie holte tief Atem und wurde ruhiger: „Das wär' ich dem armen Wurm da schuldig, da ich's ja mal in die Welt gesetzt hab'. Ja, leben lassen und verkommen sehn vor Schmerz, das wär' schon einfacher, ich glaub's. Aber denk' nur, wenn's denn so käm', daß du jetzt umfällst und wärst tot, und wir beide noch nicht Mann und Frau, Hans, 's war doch wohl nicht recht, was wir getan haben; der Junge hätte ja keinen Vater vor den Menschen, der würd' ja gebrandmarkt durchs ganze Leben gehn, durch meine Schuld! Das könnt' ich nicht mit ansehen, daß sie unseren armen Jungen verspotten, einen nach dem andern würd' ich umbringen, einen nach dem andern.“

Hans stand da, betäubt und verblüfft.

„Das ist ja furchtbar,“ rief er, „was ist denn in dich gefahren? Das ist ja grad', als wärst du seit gestern ein anderer Mensch geworden.“

Eine Zeitlang schwiegen beide. Dann sagte Herta ruhig:

„Du hast recht, Hans, ich weiß auch selbst nicht, wie das alles auf einmal so über mich kommt. Es war grad', als läg's so in der Luft. Es ist ja Unsinn! — — Ich seh's ja auch ein; denn später, nicht wahr, Hans, wenn wir erst geheiratet haben, dann kann ja kein Mensch mehr unserem Jungen was nachsagen, dann kommt er wie alle andern aufs Gymnasium und überall hin, ist's nicht so?“

„Eilt's dir denn gar so sehr mit der Heirat?" fragte er sie.

„Mir? Ach du lieber Gott! Als ob wir uns dadurch mehr sein könnten, — — wenn der Junge nicht wär', ich weiß noch nicht mal, ob ich's mir wünschen würde. — — Freilich, der Mutter würd' ich's ja gönnen, daß sie's noch erlebt. Weißt du, so alte Leute sind oft einfältiger als die Kinder. Mit was für Gedanken die sich so quält. Was die so fragt: ob du noch ebenso zu mir bist wie früher, ob du mich auch nicht sitzen lassen wirst, na, sag' selbst, das sind doch alles ganz einfältige Fragen."

„Allerdings, sie weiß doch, daß du mein Ehrenwort hast?"

„Was für 'n Ehrenwort, Hans?" fragte Herta erstaunt.

„Na, 's wär' ja eigentlich überflüssig gewesen, als ob das für 'n anständigen Menschen unter diesen Verhältnissen nicht selbstverständlich wäre!"

Aber Herta verstand ihn noch immer nicht.

Und Hans erklärte:

„Weißt du denn nicht mehr, daß ich dir zu des Jungen erstem Geburtstag mein Ehrenwort gegeben habe, dich und das Kind, solange ich lebe, nicht im Stiche zu lassen? Das könntest du der alten Frau ja mal bei Gelegenheit sagen."

„Was hast du mir gegeben?" fragte sie in gereiztem Tone: „Dein Ehrenwort? Pah, da pfeif' ich darauf, das kannst du jede Stunde zurückhaben, wenn du willst. Wenn's erst mal das ist, was dich hält, nachher magst du von mir aus lieber ganz fortbleiben."

Hans sah, daß er nicht weiterkam.

„Ich glaub', es ist nun Zeit, daß wir endlich mit dem

Unsinn aufhören und wie zwei verständige Menschen miteinander sprechen."

„Ja, was hast du denn heute bloß immer für ernste Sachen? Was gibt's denn noch zu besprechen?" fragte sie ihn.

Er trat nahe an sie heran, nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände und fragte feierlich:

„Was, Herta, du hast mich lieb?"

Sie legte ihre Hände auf seine Schultern und antwortete zärtlich:

„Weißt du das nicht, Hans, fühlst du das nicht alle Tage?"

„Gewiß! Und du weißt auch, daß ich bei allem, was ich tu, an dich und den Jungen denke?"

„Ja, Hans, das weiß ich!"

„Und nicht an mich?"

„Du, das beschwör' ich mal nicht," sagte sie erheitert und lachte, „denn daß du ein großer Egoist bist, das weißt du doch selbst am allerbesten."

Die Antwort verstimmte ihn.

„Also nicht für fünf vernünftige Worte bist du zu haben! Ist denn das wirklich so dumm, wenn ich dich frage, ob du unter jeder Bedingung bei mir bleiben würdest, wie's auch mit mir käme, und überall mit mir gingst, wenn's auch vielleicht weit weg wäre."

„Du fragst mich, ob das dumm ist? Nun, Hans, ich will dir mal was sagen: über die Jahre sind wir hinaus, das triviale Zeug war vor acht Jahren vielleicht am Platze, wo du noch als Student wie besessen hinter jeder Schürze her warst. Ich meine, dazu sind wir heute zu verständig, um unsere Liebe nach Kilometern zu messen. Bis Amerika

reicht's, wenn's aber nach Australien geht, pack' ich den Jungen in den Rucksack und geh' ins Varieté."

„Mir scheint, wir verstehen uns nicht," sagte Hans und trat ans Fenster. Er war ganz verzweifelt und wußte gar nicht mehr, wie er's beginnen sollte.

„Sehr richtig, das scheint mir auch," erwiderte Herta, „und darum wirst du eben gefälligst deutlicher sprechen müssen und grad' heraus wie 'n anständiger Mensch sagen, was du eigentlich willst."

„Es ist keine Feigheit von mir, wenn ich nicht alles, wie du, so frei weg sage. Herrgott, die Menschen sind eben verschieden, ich fürchte immer, ich könnt' dir weh tun durch ein ungeschicktes Wort. Es kommt eben immer darauf an, wie man's herausbringt. — — Aber schließlich bist du ja verständig genug. — Also sieh mal, — so wie wir jetzt leben, mit den sechshundert Mark monatlich, ist doch bei dem, was ich notwendig für mich gebrauche, recht miserabel."

„Entbehrst du wirklich so viel? Ich wünscht' es mir nie besser; aber gewiß, bei dir mag das anders sein."

„Entbehren tu ich auch nichts — gewiß nicht. Obschon manches anders sein könnte. — Aber denk' mal, wenn ich nun plötzlich aus irgendeinem Grunde — — wir brauchen ja nicht gleich an den Tod zu denken — — nimm mal an durch Krankheit oder etwas Ähnliches, meine Stelle verliere und nichts mehr schaffen kann, was würde nachher aus dir und dem Jungen werden?"

„Schwer würde's werden, ich müßte dann tüchtig schaffen, aber so wie jetzt ging's dann freilich nicht mehr."

„Und wer sorgt für den Jungen? Die Kosten alle Jahre für Reise und Arzt, wie steht's damit?"

„Aber das wird doch auch mal aufhören, der Junge wird sich mit den Jahren ja herauswachsen."

„Hoffentlich! Ich glaub's nicht! Jedenfalls muß man doch damit rechnen, daß er so bleibt, na, und wenn's dann nachher nicht mal für den Jungen mehr herreicht?"

„Da gibt's doch tausend mildtätige Leute, die ein Einsehen hätten und helfen würden."

„Die liegen nicht auf der Straße! Und wenn sie sich fänden, möchtest du wirklich das Geld für die Pflege von fremden Leuten nehmen?"

„Nein, Hans, das war schlecht von mir, so zu denken, das war unüberlegt, das darfst du nicht glauben, das würd' ich ja nie und nimmer übers Herz bekommen."

„Das mein' ich auch, du siehst also, wir müssen praktisch denken."

„Ja, das seh' ich jetzt ein," sagte sie traurig, „das wär' freilich furchtbar, — — daran hab' ich noch nie gedacht, und wenn du, —" sie sah ihn groß an — „ja, du bist so sonderbar! . . . Hans, ich errat's!" schrie sie plötzlich.

„Was ist denn?"

„Du hast deinen Posten verloren, ja, so sag' doch!"

Hans erwiderte ruhig:

„So weit ist's freilich noch nicht, wenn wir das abwarten wollen, wird's zu spät sein."

Und in großer Erregung fragte sie weiter:

„Aber du wirst ihn verlieren! Wie? Sie haben's dir schon angedeutet."

„Ja," antwortete er in vollkommener Ruhe.

„O, du mein Gott!" schrie sie laut.

„Man hat es mir bis jetzt freilich nur so unter der Blume zu verstehen gegeben, aber immerhin doch deutlich genug.

Geheimrat Friedheim hat mich selbst in sein Kontor gerufen, mir allerhand Liebenswürdigkeiten über meine Brauchbarkeit gesagt, und wie ungern er mich verlieren würde, aber . . . und . . . dann kam wieder sein Alter, und daß er eine junge Kraft brauche, in der Familie sollten die Werke aber bleiben, na, kurzum . . . wenn wir praktisch denken und uns entschließen könnten, unser Glück dem Jungen zu opfern . . ."

„Ich versteh' dich zwar nicht, Hans, aber ich meine, das müßten wir."

„Wirst du es können?"

„Ja, wie meinst du das?" fragte sie ängstlich, „wenn du es kannst?"

Und plötzlich kam ihr ein Gedanke, der sie entsetzte:

„Ja, wir sollen uns doch nicht etwa trennen? Das könnte ja nie zum Glück für unser Kind sein."

„Davon kann keine Rede sein," beruhigte er sie. „Sei doch nur nicht gleich so furchtbar erregt und laß uns in Ruhe über die Sache sprechen, — — ich weiß nicht, ob du dich noch erinnerst, ich hab' dir schon verschiedene Male angedeutet — — na, du weißt ja doch, was ich meine," — aber sie verstand ihn auch jetzt nicht — „na, du weißt doch, wozu soll ich das noch alles einmal brühwarm auskramen — — na, oder nicht?" — sie nickte nur traurig mit dem Kopf, zum Zeichen, daß sie noch immer nicht wußte, was er meinte, — „na, also, Entlassung oder seine Tochter heiraten und Associé werden, was drittes gibt's nicht."

Herta war wie betäubt.

„Ja, Hans, ich beginne zu begreifen, —" zitterte sie, „hab' nur einen Augenblick Nachsicht mit mir — ganz wenig nur — ich muß mich in all das erst hineinfinden,

— —" ihre Stimme war weich und verschwommen, als träumte sie mit offenen Augen, so stand sie da, — „ja, ich verstehe wohl, es war schon mehrmals davon die Rede, mehrmals schon. — — Wir lachten immer, wenn du davon erzähltest, wir nahmen's nicht ernst, weil wir eben nur an uns und nicht an den Jungen dachten."

„Ich weiß wohl, Herta," er sah deutlich, wie sie litt.

„An den Jungen, ja, für den mag's freilich schon besser sein — — gut wird er's da haben, die Pflege, die er da hätte, die würden wir ihm ja hier niemals geben können, und viel bei dir wäre er dann auch, —" sie fühlte einen stechenden Schmerz, — „das hat er ja so nötig, — — da wird er mich bald nicht mehr vermissen, er ist ja noch jung, — — und für dich, Hans, ja, da wäre es am Ende gar nicht ein so großes Opfer, das du dem Jungen brächtest. An mich aber darf ich dabei gar nicht denken, —" sie brachte kaum noch ein Wort heraus, so schwer war ihr, — „obschon ich es nicht glauben kann, ohne dich, ohne das Kind! Du hast ja dann den Jungen, wenn du mich auch verlierst. — — Aber ich!" Sie hielt sich nicht mehr aufrecht, setzte sich auf den nächsten Stuhl, stützte die Arme auf den Tisch und vergrub das Gesicht in den Händen, weil sie nicht wollte, daß er sah, wie sie litt. — „Ach, wie schwach, wie elend schwach ist man, wenn man sein Glück, sein ganzes Glück so jung schon opfern soll."

Hans war an sie herangetreten, hatte seine Arme um sie gelegt und sie aufgerichtet.

„Du mußt erst ruhiger werden, komm her zu mir, du sagst da so viel, was gar nicht möglich ist."

Aber sie schüttelte nur den Kopf.

„Doch, Hans, doch, ich seh's schon ein, gut wird er's

gewiß dann haben, und all die Sorgen, die wir im Anfang durchzumachen hatten, du weißt ja, ich ertrug sie gern und habe nie geklagt — —, aber es ist doch sicher besser, wenn er das alles nicht erst kennen lernt."

Er drückte zärtlich ihre Hand.

„Wie gut du bist, Herta," sagte er und war ergriffen.

„Ob ich's ertragen werde, das weiß ich freilich nicht, — — das darf ja aber nicht den Ausschlag geben."

Hans kämpfte schwer; war's nicht genug für heute? Nein! entschied er, ich muß ihr alles sagen!

„Eins mußt du mir noch sagen, Hans," sagte sie jetzt mit weicher Stimme, „wenn du nicht auf den Vorschlag eingehst, den Mut hättest du wohl nicht, es wo anders von neuem zu versuchen, vielleicht in einer anderen Stadt?"

„Wenn ich allein stände, vielleicht, obgleich — — was ähnliches Gutes würd' ich wohl nirgends finden, und selbst wenn, so würd's ein paar Monate dauern, und was geschähe in der Zwischenzeit?"

„Nein, nein, das geht nicht, es war ja auch bloß ein Gedanke von mir — natürlich, ich seh's schon, das geht nicht! — Wenn ich doch nur die Kraft hätte. Und glaubst du gar nicht, daß du dich nach mir bangen wirst, Hans? Du mußt immer daran denken, daß ich dir das Kind geschenkt habe. — Ach Gott, es ist doch so traurig auf der Welt, wenn man kein Geld hat; ich hab's immer verachtet und war zufrieden, wenn wir nur leben konnten, und nun des Geldes wegen! Findst du es nicht auch zu traurig, daß es darum so zwischen uns enden soll?"

„Wer spricht denn vom Ende?" suchte er sie zu beruhigen. „Du hörst mich ja gar nicht an, daran denk' ich ja gar nicht."



„Wie lange wird's denn schon noch dauern, und dann immer in dem furchtbaren Gedanken leben: wieder ein Tag weniger. Sag', Hans, —" man sah, sie quälte sich jetzt furchtbar, — „mir bleibt das Wort in der Kehle stecken, wenn ich davon sprechen will."

„Was willst du wissen?"

„Habt ihr schon miteinander gesprochen?"

„Ja," sagte er kleinlaut, denn er sah, wie sie litt.

„Aber du hast ihr noch nicht gesagt, daß du sie heiraten willst?" fragte sie weiter.

„Doch — — heut' abend hab' ich es ihr gesagt."

„Heut' abend, —" wiederholte sie monoton und fragte dann mit Tränen in der Stimme:

„Und sie hat ja gesagt?"

Hans nickte nur.

„Und ihr habt euch geküßt?"

„Wir wollen uns doch nicht so quälen," sagte er.

Aber sie achtete nicht darauf und fuhr im gleichen Ton fort zu fragen:

„Und das Kind? Was hat sie dazu gesagt?"

Hans wehrte ab.

„Aber so hör' doch damit auf, es führt ja zu nichts."

Sie bettelte und ihre Stimme war so weich und lieb, daß es schien, als spräche ihr Herz:

„Ich bitt' dich, sag' mir, ob sie sehr traurig war darüber oder erfreut, — — ob sie gut sein wird zu ihm?"

Hans brachte es nicht heraus.

Und weicher und inniger bat sie:

„Bitte, das eine sag' mir, dann will ich auch wirklich nichts mehr reden."

„Von dem Kinde haben wir nicht gesprochen,“ flüsterte er mehr, als daß er es aussprach.

Da war sie bestürzt:

„Aber sie weiß doch, daß sie es auch liebhaben muß,“ fragte sie laut. „So lieb, daß es mich nicht entbehrt, — und daß er kränklich ist und so viel Gemüt hat, so sehr viel Gemüt — das alles weiß sie doch, nicht wahr?“

„Ich glaube nicht, daß sie das weiß,“ erwiderte Hans.

Herta schien vom Schlage getroffen, alles in ihr erstarrte.

„Was? Das weiß sie nicht?“ rief sie mit schneidender Stimme. „Hans, du hast ihr das alles verheimlicht?“ — Sie war ganz außer sich. — „Hör' ich denn recht? Ja, ja, es muß wohl so sein, ich bin ja noch bei Verstande, Hans, hörst du, bei ganz klarem Verstande bin ich, du, du schämst dich deines Kindes?“

Hans blieb ganz ruhig. Ihm war leicht, denn nun wußte sie alles.

„Aber, liebes Kind, ich kann doch nicht einem jungen Mädchen, — — na, das kannst du natürlich nicht begreifen, das versteh' ich ja vollkommen,“ dabei zog er sie auf seinen Stuhl, was sie willenlos geschehen ließ, „also paß einmal auf, ich will dir das erklären: ich heirate das Mädchen, um uns alle aus diesen engen Verhältnissen herauszubringen. Ich habe doch schließlich auch den Ehrgeiz, vorwärts zu kommen und es im Leben zu etwas zu bringen, das ist doch nur natürlich, nicht wahr?“

Herta nickte nur; der Ausdruck ihres Gesichtes blieb unverändert.

„Na, siehst du,“ fuhr er fort, „und da wäre es doch eine Sünde gegen uns alle, wenn ich die Gelegenheit — — nicht wahr? Zumal ich doch das Mädchen nicht liebe,

und sieh mal, darum eben, mein' ich, daß wir uns vielleicht gar nicht zu trennen brauchen, daß der Junge das — wenigstens fürs erste — — überhaupt nicht zu erfahren brauchte, nicht wahr? Ich könnte zu dir kommen, vielleicht nicht alle Tage — aber doch —"

Herta zitterte vor Erregung, die sie nur noch schwach verbergen konnte. „Fahr' fort!" sagte sie mit eisiger Stimme.

„Und am Ende wirst du auch begreifen, daß ich einem jungen Mädchen von achtzehn Jahren keinen achtjährigen Jungen mit in die Ehe bringen kann."

„Ich begreife alles, fahr' nur fort!" rief sie.

„Also . . . selbstredend würde ich ganz anders für euch sorgen als bisher, ihr würdet eine große, helle Wohnung haben, für den Jungen einen kleinen Garten . . ." er war nahe an sie herangetreten; er wollte den Arm um ihre Schultern legen, aber sie wich ihm aus, sie war zu Ende mit ihrer Beherrschung. Mit einem lauten Schrei des Ekels stieß sie ihn zurück:

„Pfui! Du!" rief sie. „Behalte das für dich! Alles, alles! Ich will nichts! Endlich also zeigst du mir, was ich dir bin, endlich! So also sieht es in dir aus! Das sind wir uns! Und so war es die ganzen langen Jahre hindurch!" Sie war ganz außer sich. „Und ich hatte mich als dein Weib betrachtet und den Jungen da drinnen hielt ich für unser Kind. — Mein armer, armer Junge!" schluchzte sie, „was hab' ich dir getan! — Mutter, Mutter, wie recht hattest du," rief sie mit Tränen in der Stimme; und mit der letzten Kraft richtete sie sich hoch auf und drohte: „Tiefer aber bringst du mich nicht, und wenn ich dich noch tausendmal mehr liebte, jetzt setz' ich mich zur Wehr, tiefer nicht."

Dann wankte sie zur Tür; aber sie war mit ihrer Kraft zu Ende, ihre Füße versagten, und sie stand gegen die Wand gestützt hoch aufgerichtet da und starrte ihn an.

Das alles hörte nebenan Erich, warf den Schlafrock über und stürzte ins Zimmer. Er erkannte sofort die Situation.

„Herr des Himmels! – Frau Herta!" Und er ging auf sie zu und stützte sie. „So kommen Sie zu sich! Beruhigen Sie sich doch; Sie sind ja ganz außer sich."

Aber im selben Augenblick polterte es im Zimmer, in dem der kleine Heinz schlief. Schon ging die Tür, und im langen Hemdchen, ohne Strümpfe an den Füßen, trat der kleine Heinz herein, sah mit großen traurigen Augen, die in alle Tiefen träumten, seine Mutter an und warf sich dann mit einer Stimme, die laut jammerte und schluchzte und „Vater, aber Vater!" schrie, ins Hans' Arme.

Herta, die noch immer ohne sich zu rühren an Erichs Seite stand, starrte entsetzt zu ihm hinüber.

„Sieh' doch," stammelte sie, „er weint – zum ersten Male!" – und wies auf den Kleinen. –

Der kleine Heinz war, als die Mutter ihn beruhigt und ins Bett zurückgebracht hatte, nicht etwa eingeschlafen. Aufrecht saß er in seinem Bettchen, riß die dunklen Augen weit auf und wandte den Kopf nicht von der Tür. Deutlich hörte er auch jetzt jedes Wort, das drinnen gesprochen wurde; wie die Mutter den Vater schalt und weinte; um eine Frau drehte es sich; – und um ihn. „Wenn der Junge nicht wäre," hörte er die Mutter sagen, „aber der Junge lebt doch nun einmal!" Also war er im Wege. War womöglich die Ursache, aus der sich Vater und Mutter jetzt so erbittert stritten. Die großen Augen füllten sich mit

Tränen; sie liefen über das blasse, schmale Gesicht, über das er alle Augenblicke mit den zarten Händen fuhr, als wenn er es trocknen wollte.

Was hatte er denn getan? überlegte er. Womit konnte er die Mutter nur so erzürnt haben, daß sie ihn umbringen wollte? — Er zitterte und fror und weinte noch immer. Aber der gute Vater würde es nicht zulassen; das hörte er deutlich heraus, wenn er unter seinem Schluchzen auch längst nicht mehr jedes Wort verstand. So böse hatte er die Mutter noch nie gesehen! Was sie nur hatte?

Jetzt wollte sie gehen und ihn mitnehmen. Mitten in der Nacht. Gewiß, um ihn zu töten, weil er ihr im Wege war. Er faltete die kleinen Händchen und betete: „Lieber Gott, beschütze mich, ich habe solche Angst. Amen!" Und siehe da! Das Gebet half. Deutlich hörte er, wie Onkel Erich jetzt erklärte, man solle den kleinen Heinz in seinem Bettchen lassen, und die Mutter solle sich beruhigen und bleiben, und wenn einer ginge, dann — — ja, was war das? — — dann sollte der Hans fort . . . er hörte er deutlich: Hans. Das war ja der Vater! — — „Lieber Gott! Nicht doch! Nicht doch!" flehte er immer fort; aber diesmal half es nichts. Denn er hörte genau, wie der Vater Abschied nahm und ging; und jetzt nahm er den Stock, öffnete die Korridortür und ging die Treppe hinab.

Heinz stand auf; zitternd und in Schweiß gebracht. Vater durfte nicht fort; er mußte ihn zurückholen; auf jeden Fall. Wenn er ihn bat, würde er bleiben; ganz gewiß. Auf den Zehen schlich er in dem dunklen Zimmer zum Balkon, öffnete mühsam die Tür, kletterte erst auf einen Stuhl, dann auf das Geländer, ach, wie lange das dauerte, und wie schwer es war! Aber wenn er oben war, dann

wollte er ganz laut „Papa!“ rufen; der würde es gewiß noch hören; auch wenn er längst schon vorüber war. Jetzt war er oben — — eben wollte er schreien — — da fiel er nach vorn über — — ein dumpfer Schlag, und er lag mit zerschmetterten Gliedern auf der menschenleeren Straße. —

Längst hatte das kleine Herz aufgehört zu schlagen, als Erich und Herta sich die Hände reichten und gute Freunde wurden. Noch einmal, ehe sie gegen Morgen, um zu schlafen, auf ihre Zimmer gingen, legte Herta ihr Ohr an ihres Jungen Tür und horchte; zufrieden lächelte sie dem Freunde zu.

„Es ist mäuschenstill; mein Liebling schläft!“

„Gott schütze ihn,“ flüsterte Erich und nickte ihr zu.

Dann gingen sie auseinander.

Den Schlaf des kleinen Heinz aber störte nichts mehr. Er lag da in der kalten Nacht in seinem leichten Hemdchen, und ein feiner Wind fegte die Blüten der Kastanien, die auf der anderen Seite der Straße wie Riesen in die Nacht ragten, über den Damm und bedeckte den kleinen Körper, der zarter und reiner als alle Blüten war.

Epilog.

Vier Wochen später stand Herta Bethge vor den Geschworenen.

Einer der Hauptzeugen war Dr. Hans Krämer.

Mit mehr als sieben Stimmen sprachen sie die Angeklagte schuldig des Totschlags unter Verweigerung mildernder Umstände.

Und das Gericht erkannte auf die höchste zulässige

Strafe. Es begründete die Schärfe des Urteils mit der Hartnäckigkeit, mit der die Angeklagte trotz des Zuspruchs des Verhandlungsleiters bis zuletzt, statt ein offenes Geständnis abzulegen, die Tat, der sie überführt sei, geleugnet habe.

Die erste Sprosse

Im Hotel Schweizerhof in Luzern wurde „zum Besten der Abgebrannten von Alpnach" ein Fest veranstaltet.

Die Liste der Teilnehmer wanderte von einem Gaste zum andern. Spät erst kam sie zu Merkers.

Das war ein Fressen für Frau Merker, die längst alle Gäste des Hotels auf ihr Einkommen hin geschätzt hatte. Endlich sah man, mit wem man zusammen war. Endlich war der Augenblick da, wo man zeigen konnte, wer man war! Leidenschaftlich griff sie nach der Liste. Zwanzig Franken hatten die meisten gezeichnet und dafür noch die Billetts verlangt, die im Prospekt mit fünf Franken veranschlagt waren. Doch waren der Wohltätigkeit keine Schranken gesetzt. Gottlob! dachte Berta Merker – tauchte voller Kraft den Halter in die Tinte und schrieb: Josef Merker aus Berlin: Zwei Billetts – 200 Franken.

„So, nun platzt!" sagte sie laut und reichte ihrem Mann die Liste: „Da, lies! – eine nette Gesellschaft, in der wir uns bewegen. Im nächsten Sommer gehen wir nach St. Moritz."

Josef las und schüttelte den Kopf.

„Für wen ist die Sammlung?" fragte er seine Frau.

„Wieso?" erwiderte sie erstaunt, „das ist doch ganz gleich. Steht's denn nicht drauf?"

„Ach so – natürlich! da steht's ja. Ich möchte wissen, ob für uns jemand sammelt, wenn wir ins Unglück geraten."

„Red' nich so'n Unsinn!" fuhr ihn Berta an. „Wenn das jemand hört. Es ist schon traurig genug, daß kein Mensch etwas von unseren Millionen weiß – wenn du wenigstens Kommerzienrat wärst oder ein paar anständige

Orden hättest. Du solltest dich mit diesem Kommerzienrat Bloch anfreunden — der weiß bestimmt, wo so was zu haben ist."

„Langsam, Kind!" erwiderte Josef: „Wir wollen froh sein, daß wir glücklich soweit sind."

„Ich denke vorwärts und nicht zurück."

„Was!" rief Josef. „Du bist ein schlechter Geschäftsmann!"

„Wieso?" fragte Berta.

„Siehst du denn nicht, daß wir die Letzten auf der Liste sind."

Berta sah ihn erstaunt an.

„Ja, und?" fragte sie.

„Nun, diese Liste geht von hier aus an die Kurbehörde — und kein Mensch erfährt je etwas von diesen zweihundert Frank."

Berta wurde blaß.

„Nicht zu glauben!" rief sie wütend, „da kannst du wieder sehen, wie man uns behandelt. Schämen muß man sich. Das wäre ein nettes Sündengeld, zweihundert Frank für nichts und wieder nichts aus dem Fenster zu werfen! Nein, mein Lieber!" — Und sie nahm ihm die Liste aus der Hand, tauchte den Halter wieder in die Tinte, machte hinter die zwanzig einen Punkt und fügte hinten eine Null an, so daß anstelle der 200 Frank nun 20.00 Frank stand.

Josef lächelte.

„Ich werde meine Bücher künftig von dir führen lassen," sagte er.

Aber Berta war mit ihren Gedanken schon wieder ganz wo anders:

„Wenn man nur wüßte, wie man es anfängt!" sagte sie unvermittelt.

„Was?" fragte Josef.

„Daß man mit diesen Blochs bekannt wird."

„Die Leute wissen eben nicht, wer man ist."

„Was heißt das?" erwiderte Berta – „Wir haben die teuersten Zimmer im Hotel! Wir trinken jeden Abend Champagner! Ich meine, daraus müßten sie doch sehen, daß wir nicht die ersten besten sind."

„Se scheinen doch aber nicht zu wollen."

„Darauf kommt es nicht an."

„Wieso nicht?"

„Man hat seinen Verkehr nicht zum Vergnügen."

„Sondern?"

„Um vorwärts zu kommen."

„Gewiß, aber was können wir den Leuten bieten?"

„Das ist es ja eben!" sagte Berta ganz verzweifelt. „Nichts!" und sah ihren Mann vorwurfsvoll an.

„Wenn diese Unsitte mit den separaten Tischen nicht wäre! Früher placierte einen der Oberkellner für ein paar Silbergroschen wohin man wollte."

„Ich hab's!" rief Berta plötzlich laut.

„Was ist dir?" fragte er ängstlich.

„Wir werden Blochs kennen lernen!" sagte sie triumphierend. „Und zwar noch heute."

Dann setzte sie ihren Hut auf und rief Josef, der ihr fast ängstlich nachsah, zu: „In zehn Minuten bin ich zurück."

Sie stieg eilig die breite Treppe hinunter, überzeugte sich durch einen flüchtigen Blick auf die Hoteltafel, daß Blochs noch immer die Zimmer 47 und 48 bewohnten,

und verschwand dann — wie Josef, der auf den Balkon getreten war, deutlich sah — in einem Laden, der neben dem Hotel lag.

Josef zog die Schultern hoch und schüttelte den Kopf. — Er begriff nichts. Aber er beruhigte sich bald. Sie wird schon wissen! sagte er vor sich hin; dann vertiefte er sich wieder in seine Korrespondenz.

Berta aber war möglichst breit in den Laden getreten und hatte mit verblüffender Nonchalance „das teuerste Korsett" verlangt. Sie nahm, da ihre Größe 80 in der teuersten Preislage nicht auf Lager war, Größe 56, — wobei nur auffiel, daß der Chef keine Miene verzog — zahlte und beorderte Korsett mit quittierter Rechnung noch im Laufe des Nachmittags ins Hotel Schweizerhof, Chambre 47 und 48.

Als Blochs am Nachmittag von einer Spazierfahrt zurückkehrten — Berta sah das zufällig von ihrem Balkon aus — fanden sie im Salon ein Paket, dem die quittierte Rechnung beilag.

Die Zofe wußte nur, daß es vor einer Viertelstunde etwa abgegeben war.

„Öffnen Sie!" befahl Frau Bloch.

„Jawohl, gnädige Frau," und sie entnahm dem Karton ein leichtes, seidenes, spitzenbehängtes Korsett.

„Etwa von dir?" fragte Frau Bloch und sah ihren Mann an.

Bloch lachte.

„Gehen Sie raus!" befahl er dem Mädchen; und als es draußen war, sagte er mit erheblich verändertem Tone:

„Ich habe dich nicht aus Liebe geheiratet."

„Das hast du mir schon hundertmal erzählt! Ich weiß es! — Aber was hat das mit dem Korsett zu tun?"

„Daß du mich totschlagen kannst, wenn ich in den zweiundzwanzig Jahren unserer Ehe auch nur ein einziges Mal darauf geachtet habe, was für ein Korsett du trägst."

„Keins wie dies für hundertundfünfundsiebzig Frank," erwiderte Frau Bloch gekränkt — „darauf kannst du dich verlassen."

„Also hab' ich doch nichts verloren — was mich aber interessieren würde: wer schickt dir so etwas?"

„Wenn ich eine Ahnung hätte!" sagte Frau Bloch.

„Ich laß mir gefallen, daß man dir Blumen schickt; — wenngleich ich's nicht verstehe; meinetwegen auch Schokolade — zumal Lind. — Korsetts aber verbitt ich mir. Das legt mir die Verpflichtung auf, mich um deine Lebensführung zu kümmern. Dazu aber habe ich weder Lust noch Zeit."

In diesem Augenblicke klopfte es. Und ehe einer der beiden Blochs noch Herein rufen konnte, stürzte Berta Merker in großer Frisur und Abendtoilette ins Zimmer.

„Verzeihen Sie, verehrte Frau Kommerzienrätin," wandte sie sich an Frau Bloch und verbeugte sich dann vor ihm — „auch Sie, verehrter Herr Kommerzienrat, bitte ich um Entschuldigung."

Beide Blochs standen erstaunt, rissen die Münder auf und sahen sich an.

„Eine höchst peinliche Verwechselung führt mich zu Ihnen," — dann nannte sie ihren Namen — „Sie wissen gar nicht, wie entsetzlich mir dies unglückselige Versehen ist — obgleich es natürlich nicht meine Schuld ist."

„Aber ich bitt' Sie!" sagte Frau Bloch, „Sie sind ja ganz

außer sich — was ist denn geschehen? — so kommen Sie doch erst mal zu sich!" — und sie schob ihr einen Stuhl hin, auf den Berta, noch ehe Frau Bloch „bitte" sagte, niederglitt.

Berta atmete tief auf.

„Gott sei Dank! Jetzt ist mir schon leichter," sagte sie. „Der Gedanke, Ihnen etwa ein Ärgernis gegeben zu haben, wäre mir schrecklich."

„Ja, gnädige Frau," erwiderte Bloch, „Sie müssen uns schon erklären, um was es sich eigentlich handelt."

Berta sah beide groß an.

„Waas? — Sie wissen gar nicht?"

Da entdeckte sie auf dem Tisch den Karton — und daneben lag ausgebreitet in seiner ganzen Größe, das leichte, spitzenbehängte, seidene Korsett — und zwischen beiden lag die quittierte Rechnung.

„Da!" rief sie entsetzt, richtete sich auf und wies auf den Tisch, um in erheuchelter Scham gleich wieder in sich zusammenzusinken.

„Ach so!" kam es wie eine Erlösung von Blochs Lippen; und seine Frau warf ihm einen spöttischen Blick zu.

Berta hielt sich ihr Spitzentuch vors Gesicht.

„Sie werden begreifen," sagte sie mit der Scham eines jungen Mädchens — „wie entsetzlich peinlich mir diese Verwechslung ist, — und daß ich es unmöglich einem andern übertragen konnte, den Irrtum richtigzustellen."

„Aber ich bitt' Sie!" sagte Bloch ermunternd und legte das Korsett ohne viel Umstände in den Karton — „wenn es weiter nichts ist! und bezahlt ist es auch!"

„Aber Julius," sagte Frau Bloch vorwurfsvoll und wandte sich voll Teilnahme an Berta.

„Ich begreife durchaus, gnädige Frau . . .“

Aber Bloch war nicht auf diesen Ton gestimmt.

„Ich begreife gar nicht,“ unterbrach er seine Frau. „Die Existenz dieses Kleidungsstückes ist uns Männern am Ende ja kein Geheimnis.“

„Dir ja wohl doch!“ widersprach seine Frau.

„Ich bitte dich, den speziellen Fall von vorhin nicht zu verallgemeinern,“ gab er zur Antwort.

„Wenn ich gewußt hätte, Herrn Kommerzienrat hier zu treffen“ – flüsterte Berta – „ich vermutete Sie noch unterwegs.“

„Sehr liebenswürdig!“ erwiderte Bloch und lachte. „Jedenfalls haben Sie meiner Frau mit diesem Korsett eine große Augenweide bereitet.“

„Wirklich! Ich habe Ihren Geschmack bewundert,“ bestätigte Frau Bloch.

„Ich bin glücklich, Frau Kommerzienrat, wenn es Ihren Beifall hat.“

Dann warf Frau Bloch einen Blick auf Bertas Taille und brachte vor Staunen kein Wort mehr heraus.

Und da auch Berta nichts mehr zu sagen wußte, so stand sie auf, reichte Frau Bloch die Hand und sagte: „Es war mir eine Freude, Sie kennen zu lernen. Ich hoffe, ich werde nun öfter das Vergnügen haben.“

Dann lief sie, den Karton unterm Arm, den langen Hotel-Korridor entlang, in ihr Zimmer, fiel ihrem Mann um den Hals und rief:

„Wir haben sie!“

„Wen?“ fragte Josef.

„Blochs!“ –

Auf Chambre 47 sagte Kommerzienrat Bloch zu seiner Frau:

„Eins möchte ich bloß wissen, wozu gleich wieder diese Intimität? – Was hat man von den Leuten?"

Frau Bloch stand ganz in Gedanken; sie machte ein ernstes Gesicht und sagte:

„Das muß ich herausbekommen!"

„Was?" fragte er.

„Wie diese Frau mit der Taille es fertig bringt, Größe 56 zu tragen."

*

Als die Hotelglocke zwei Stunden später zum Diner läutete, wußte es Berta zu richten, daß sie mit ihrem Manne als letzte den Saal betrat. Und obgleich der nächste Weg zu ihrem Tische durch die Mitte führte, wählte sie doch den schmalen Seitengang, um an Blochs vorüber zu müssen, zu denen sie auffällig, daß alle ringsherum es sahen, hinübergrüßte.

Und als sich Blochs gegen Schluß der Tafel erhoben, schoß sie, ohne das Obst abzuwarten, das sie lieber als alles andere aß, so blitzartig in die Höhe, daß sie noch in der Ausgangstür mit ihnen zusammenstieß. Josef folgte mit vollem Munde und schluckte gerade den letzten Happen ungekaut herunter, als Berta ihm mit großer Geste Blochs vorstellte.

Nach wenigen Sekunden saßen sie im Vestibül um einen runden Tisch herum und sagten sich, was sich so Menschen, die nichts voneinander wissen, beim ersten Zusammensein mit vollem Magen zu sagen haben. – Nichts natürlich. Aber eben, um das zu verdecken, reden sie unaufhörlich. Es

war daher eine Erlösung für alle, als der junge Baron Selten an den Tisch herantrat und Blochs begrüßte.

Wie peinlich, daß er uns in der Gesellschaft findet! — dachten Blochs, die ihn erst gestern bei einer Motorfahrt kennen gelernt hatten.

Bloch, der nur mit einer kurzen Begrüßung rechnete, vermied zunächst, Baron Selten vorzustellen. Alle fühlten das. Berta zitterten vor Erregung die Beine; Josef zog ostentativ sein Zigarrenetui hervor und entnahm ihm eine Havanna.

Aber der Baron hatte kaum zwei Worte mit Blochs gewechselt, als er sich mit einer vollendeten Wendung auf dem linken Absatz zu Berta wandte und mit einer kurzen Verbeugung „Selten" sagte.

Emilie, der in nervöser Erwartung dieses Augenblickes Sekunden zu Minuten wurden, schnellte mit dem Oberkörper so weit nach vorn, daß ihr Gesicht beinahe auf die Tischplatte stieß.

„Meine Frau!" erwiderte Josef sehr ungeschickt; sprang auf, verbeugte sich und sagte:

„Mein Name ist Josef Merker aus Berlin."

„Sehr angenehm!" erwiderte Selten und drückte ihm die Hand.

Und zum Überflusse erhob sich nun auch Bloch und wiederholte — was seine Frau sehr taktvoll fand — die Vorstellung.

„Herr Baron von Selten," sagte er laut und unterstrich es mit einer Handbewegung, die seine Frau durch ein Nicken des Kopfes begleitete. Dann sagte er leise: „Herr und Frau Merker —" und saß auch schon wieder, kaum, daß er es ausgesprochen hatte.

„Sie gestatten, daß ich mich zu Ihnen setze?" fragte

Baron Selten, und setzte sich zwischen Bloch und Merker; ihm gegenüber die beiden Damen, die zunächst unruhig hin und her rückten, sehr gegen ihren Willen mit den Füßen aneinander stießen und nicht recht wußten, wo sie hinsehen und ihre Arme lassen sollten.

„Wir werden also", begann Selten, „nach dem Konzert ein großes Fest in den Anlagen veranstalten, mit Tanzplatz, Sektpavillon, Schieß- und Würfelbuden. Ich hoffe" – wandte er sich an die beiden Damen, – „Sie schließen sich uns an."

„Mit Vergnügen!" gaben sie zur Antwort; machten dabei aber so erstaunte Gesichter, daß er hinzufügte:

„Es handelt sich um das Wohltätigkeitsfest – Sie wissen ja . . ."

„Ah so!" sagte Frau Bloch, während die schlauere Berta, obschon sie durchaus nicht wußte, wovon er sprach, „natürlich!" sagte.

„Wir können mit Sicherheit auf eine große Beteiligung rechnen. Ich habe eben die Liste eingesehen – allein die Gäste unseres Hotels haben über zweitausend Frank gezeichnet – manche, wie ein Großindustrieller vom Rhein, allein 100 Franken."

Josef traf ein wütender Blick Bertas. Hätten sie die zweihundert Frank gezeichnet! Wie ständen sie jetzt da! Solche Chance kehrte nie wieder.

„Ich habe die Liste auch meiner Tante, der Prinzessin Luise von Schönborn, vorgelegt."

„Nein!" schrie jetzt Berta – sie schrie immer, wenn sie erregt war.

Alles sah auf.

Sie hielt sich die Hand vors Gesicht und sank zusammen.

„Es geht vorüber," sagte Josef und hielt ihr ein Fläschchen, das Frau Bloch aus ihrer goldenen Tasche nahm und ihm über den Tisch reichte, unter die Nase. Oder er tat doch so; denn als er sich besorgt zu ihr herabbeugte, hielt sie den Atem an und flüsterte wütend:

„Schlemiehl, du!"

„Also wie gesagt" — fuhr Baron Selten, nachdem sich Berta wieder aufgerichtet hatte, fort — „meine Tante, die Prinzessin Schönborn, ist bereit, das Protektorat über das Fest zu übernehmen; vorausgesetzt, daß es mir gelingt, eine genügende Zahl würdiger Komiteedamen zusammenzubringen."

„Das müßte doch leicht sein," meinte Berta.

„Ich habe bisher meine Kusine, die junge Komtesse Rödern, die Gräfin Harisch und die Baronin Globig für den guten Zweck gewonnen. Die Damen wohnen sämtlich im Palace. Sie sind, wie auch meine Tante, die Prinzessin, äußerst exklusiv. Ich kann ihnen daher nicht die erste beste Partnerin zur Seite stellen."

„Wem sagen Sie das?" erwiderte Josef.

„Ich dachte daher," fuhr Selten fort — „ob vielleicht Sie, meine Damen, Lust hätten, mit der Komtesse Rödern, der Baronin Globig und der Gräfin Harisch zusammen den Sektpavillon und die Schieß- und Würfelbude zu übernehmen."

Pause.

Berta, der alles, was sie in dieser halben Stunde erlebte, wie ein Wunder aus Tausendundeiner Nacht erschien, spielte ihre Rolle wie eine schlechte Debütantin.

„Das ist doch nicht Ihr Ernst?“ fragte sie nach einer Weile und bebte am ganzen Körper.

„Mir wird es ein Vergnügen und eine Ehre sein!“ suchte Frau Bloch, die auf der gesellschaftlichen Stufenleiter schon ein paar Sprossen höher geklettert war, die Situation zu retten, und rückte merklich von Berta ab.

„Mir auch!“ flüsterte Emilie, die in ihrer Erregung gar nicht merkte, wie schlecht sie abschnitt.

„Darf ich das als abgemacht ansehen?“ fragte Selten.

„Gewiß! Gewiß!“ versicherte Berta leidenschaftlich und Frau Kommerzienrat Bloch sagte:

„Für meine Person ja!“

„Ich sehe es immer gern, wenn meine Frau sich in den Dienst der Wohltätigkeit stellt,“ sagte Bloch.

Und Josef meinte:

„Warum nich? Das kann ja ganz vergnügt werden.“

„Das wird es bestimmt!“ versicherte Selten. „Ich halte die Zusammensetzung des Komitees für äußerst glücklich. Drei Damen aus dem hohen Adel und zwei aus der Haute Finance.“

Berta fühlte jetzt allen Ernstes einen leichten Schwindel, und Josef verbarg seine ungepflegten Hände unter dem Tisch.

Bloch beugte sich zu Josef und flüsterte ihm etwas zu.

„Selbstredend!“ erwiderte Josef; „Sie werden ja beobachtet haben, daß wir alle Abend . . .“

„Was is?“ fragte Berta laut; aber Bloch und Josef winkten ab.

Bloch rief den Kellner und bestellte eine Flasche White Star.

„Zwei!“ verbesserte Josef.

„Wann wird das Komitee zusammentreten?“ fragte Frau Bloch.

„Ich hoffe, es wird sich Ihrer Bequemlichkeit wegen alles durch meine Vermittelung erledigen lassen,“ erwiderte Selten.

„Mir machen die paar Schritt zum Palace nichts aus,“ erwiderte Frau Bloch.

„Und ich würde, um die Bekanntschaft einer Prinzessin zu machen, auch den weitesten Weg nicht scheuen,“ sagte Berta. „Man weiß ja so nicht, was man hier mit all seiner freien Zeit anfangen soll.“

„Ich dachte, daß eine der Damen“ – und er wandte sich an Berta – „vielleicht die Anschaffungen für die Würfelbude, die andere“ – und er wandte sich an Frau Kommerzienrat Bloch – „die Anschaffungen für den Sektpavillon übernimmt oder umgekehrt. Das Komitee würde Ihnen in der Auswahl natürlich die weitgehendste Freiheit lassen.“

„Und die Gräfin Harisch und die Baronin Globig?“ – fragte Bloch – „wie betätigen die ihren Wohltätigkeitsdrang?“

„Sie wissen, Herr Kommerzienrat, wie unpraktisch man in unseren Kreisen in solchen Dingen ist. Darum bin ich ja gerade für engeren Zusammenschluß des Adels mit der Haute Finance. Eins könnte vom andern lernen. Und ich denke bestimmt, daß durch dies Wohltätigkeitsfest der erste Schritt dazu getan wird. Daß man später dann die langen Abende abwechselnd hier und im Palace zusammen verbringt!“

„Das wäre himmlisch!“ schrie Berta; und Josef rief:

„Eine großartige Erfindung, diese Wohltätigkeitsfeste!“

„Man sieht, Sie haben ein gutes Herz!“ spottete Bloch.

„Mein Gott, man tut eben, was man kann. Schließlich ist man doch an dem Unglück nicht schuld."

„Aber entsetzlich bleibt es darum doch!" konstatierte Selten.

„Was denn für ein Unglück?" fragte Berta.

„Na, Sie wissen doch," sagte Bloch.

„Ich habe keine Ahnung!" erwiderte Berta.

„Na diese Brandgeschichte."

Da machte Berta ein ganz verzweifeltes Gesicht und sagte: „Das ist ja furchtbar! Eine Brandgeschichte?"

„Das Herz steht einem still!" sagte Bloch und rauchte sich eine neue Havanna an.

* * *

In dieser Nacht schloß Berta kein Auge. Völlig benommen hing sie in Josefs Arm, als man sich gegen ein Uhr in heiterster Champagnerlaune gute Nacht sagte.

„Ist dir auch so leicht?" fragte sie, als sie die Treppe zu ihrem Zimmer hinaufstiegen.

„Tritt fester auf!" erwiderte Josef, „du schwebst ja."

„So ist mir auch!" sagte sie freudig; — „als wenn mich jemand sanft emporhöbe."

„Runterfallen wirst du," gab er zur Antwort.

Aber Berta strahlte.

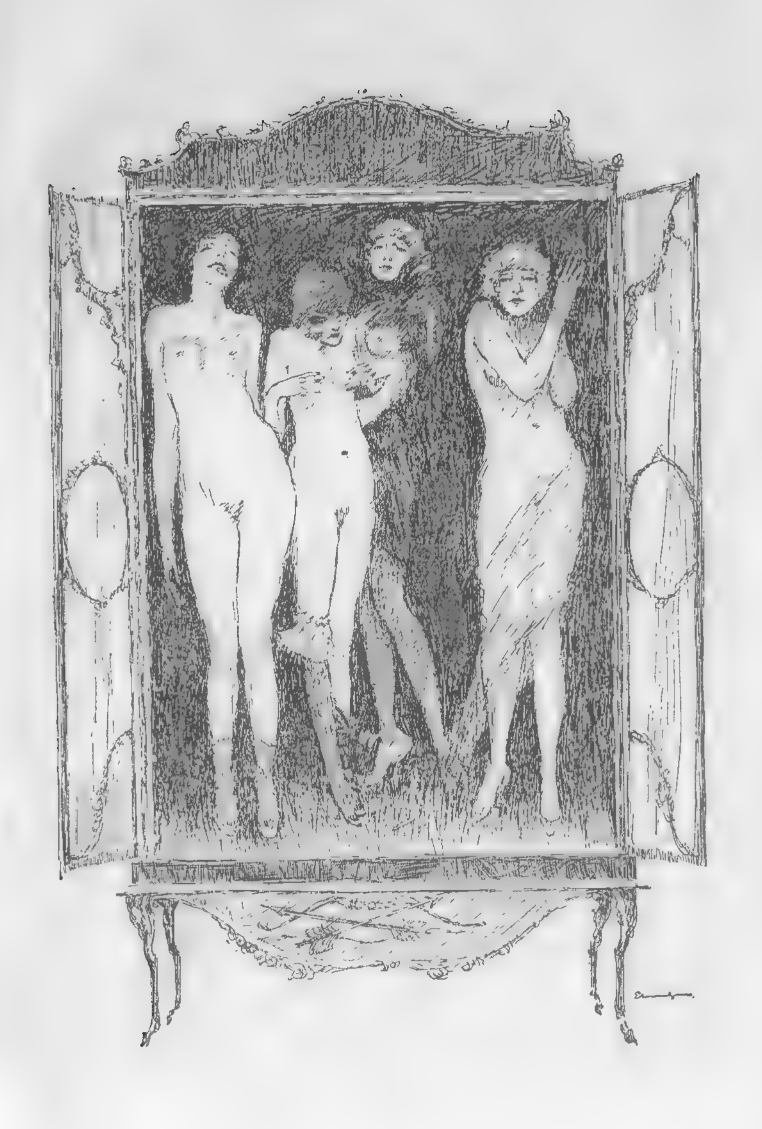
„Nun nicht mehr!" rief sie und schüttelte den Kopf. „Von heute ab können wir nur noch emporsteigen!"

„Was soll das heißen?" fragte er sie.

„Daß die Stunde unseres Aufstiegs gekommen ist!"

Josef sah sie an.

„Was soll der Pathos?" fragte er erstaunt. „Du bist auf der Hoteltreppe und nicht im Tempel."



„Laß nur!“ wehrte Berta ab; „ich weiß schon, wo ich bin!“

Er schloß die Türe auf, und sie traten in den Salon.

Die Komiteedame ist ihr in den Kopf gestiegen, dachte er.

„Komm! kühl dich ab!“ rief er ihr zu und trat auf den Balkon.

„Nich für 'ne Million!“ wehrte sie.

„Was heißt das? Du schnappst doch sonst alle Abend vor dem Schlafengehen frische Luft! weshalb denn heute nicht?“

„Ja, glaubst du denn, ich will mir eine Erkältung holen — jetzt drei Tage vor dem Fest?“

„Was ist das bloß?“ fragte Josef laut und schnüffelte in den Park hinaus.

Berta stand auf und trat an das Fenster. Sie spürte sofort einen brenzlichen Geruch in der Nase.

„Großer Gott!“ rief sie; — „es brennt!“

„Unsinn!“ erwiderte Josef; — „Ich weiß schon. Da!“ — und er wies auf einen hellen Streifen am Himmel — „das kommt von drüben her, von der Unglücksstätte.“

„Kann das bis zu uns herüberschlagen?“ fragte sie ängstlich.

Josef zog die Schultern in die Höhe:

„Warum nich?“ sagte er. „Möglich is alles!“

„Um Himmels willen!“ schrie Berta.

„So schnell geht das nicht! Bis es durch die Wälder zu uns kommt, sind wir längst mit unseren Sachen über alle Berge.“

„Aber das Fest! was wird aus dem Fest?“ jammerte sie; „wenn dieser Ort morgen womöglich in Flammen

steht? – Josef, das darf nicht! Unter keinen Umständen darf das geschehen!"

„Es läßt schon nach," beruhigte sie Josef.

Sie warf sich einen Schal über und trat zu ihm hinaus.

„Gott sei Dank!" atmete sie auf. „Du hast recht!"

Dann gingen sie beide wieder ins Zimmer. Josef schloß Fenster und Türen und zog die Gardinen vor.

„Das letztemal, daß wir ohne Zofe reisen!" sagte Berta und kehrte ihrem Mann den Rücken. „Ich kann es gar nicht sehen, wie du dich quälst!"

Josef, der über so viel Teilnahme überrascht war, ging vom Fenster aus ohne Aufforderung auf Berta zu, stellte sich hinter sie und öffnete ihr die Taille.

„Von morgen ab macht das eine Zofe!" sagte sie.

„Mir wird etwas fehlen, wenn das nach einundzwanzig Jahren ein andrer macht!" erwiderte Josef.

„Ich habe es immer als unpassend empfunden," sagte sie und streifte ihre Ringe von den Fingern. Dann half er ihr aus der Taille; hakte den Kleiderrock auf, der zur Erde glitt, öffnete die Korsettbänder und faßte mit den Fingern hindurch, um sie zu lockern. Berta hakte vorn auf – und fiel auseinander, verdreifacht in ihrem Umfang.

Das war ihm eine liebe Gewohnheit, die er nur ungern mißte. Denn er wußte, daß kein pharmazeutisches Mittel so sicher wie dieser Anblick seine von den Geschäften und schweren Zigarren gereizten Nerven allabendlich beruhigte.

Berta hatte inzwischen alles abgelegt, womit sie ihre Mitmenschen über die Rücksichtslosigkeit hinwegzutäuschen suchte, mir der die Natur bei ihr verfahren war. Sie stand jetzt stolz vor ihrem Manne, der gerade auf dem Bettrand saß und sich aus seinem Oberhemd mühte.

„Na, Josef, was sagst du zu mir?“ fragte sie ihn.

Josef, dessen Kopf noch im Hemde steckte und dessen Arme wie zwei Stöcke in die Höhe ragten, sah wie eine Vogelscheuche aus.

„Feine Leute, diese Blochs!“ keuchte er unter dem Hemde hervor.

„Und der Prinz?“ fragte Berta.

„Was für 'n Prinz?“

„Nun der Selten.“

„Das is doch kein Prinz,“ erwiderte Josef, und zog sich sein Nachthemd über — „Baron meinst du.“

„Du bleibst doch ewig ein Flaumacher!“ schalt Berta; — „was das nu schon groß für 'n Unterschied ist!“

„Immerhin . . .“ sagte Josef, kroch in sein Bett, brabbelte etwas Unverständliches und schlief ein.

Berta aber hörte nichts mehr. Sie zog aus der Kommode ein reines Spitzenhemd hervor, schlüpfte hinein, nahm vom Toilettentisch ein Flakon und spritzte auf Hemd und Hände ein paar Tropfen. Trat vor den Spiegel, beugte die Knie und übte sich wohl zehn Minuten lang in den Verbeugungen, die sie von Abbildungen der Hoffeste her kannte.

Dann stieg sie ins Bett, knipste das Licht aus — und träumte in tiefen Schlummer hinüber: jung und schön war sie — Prinzen und Könige kamen — von weit her — legten ihr allen Schmuck der Welt zu Füßen — gaben ihr glänzende Feste — und sie thronte, mit Edelsteinen besät, über allen. —

„Deck dich zu!“ flüsterte Josef, der wach lag und gerade die Kosten für den Sektpavillon berechnete — „du wirst dich erkälten!“

In Schweiß gebadet richtete sich Berta auf.

„Denk an das Fest!" erinnerte er.

„Ja ... mein ... Prinz!" sagte sie ganz benommen, zog die Decke hoch und träumte weiter.

Moral

Der Roman einer Berliner Familie

28. Auflage

Geheftet M. 3.–, gebunden M. 5.—

Berliner Morgenpost: „Der Verfasser hat mit einem unbarmherzig scharfen Griffel die Zustände gezeichnet, die heute, was allgemein menschliche Anschauungen betrifft, in zahlreichen gesellschaftlichen Schichten der reichgewordenen Kreise maßgebend sind. Die einzelnen handelnden Personen sind glänzend beobachtet und fein gezeichnet, so daß wir das ganze Milieu plastisch vor uns sehen. Besonders beachtenswert ist die Kunst der Kleinmalerei, die uns an zahlreichen Stellen des Werkes auffällt. Es gibt da Szenen, die von geradezu bildhafter Wirkung sind, so vorzüglich sind sie im Stil, in der Auffassung und Durcharbeitung. Neben dem trefflichen Aufbau und der spannenden Ausgestaltung der Handlung sei noch der, tiefes soziales Verständnis erkennen lassenden Anschauung des Dichters rühmend gedacht, die als Leitmotiv dem ganzen Werk einen menschlich-ernsten Ausdruck gibt."

Georg Müller Verlag München

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

